

Heinrich Hauser

KAMPF

Geschichte einer Jugend

www.autonomie-und-chaos.berlin

Fotografien:

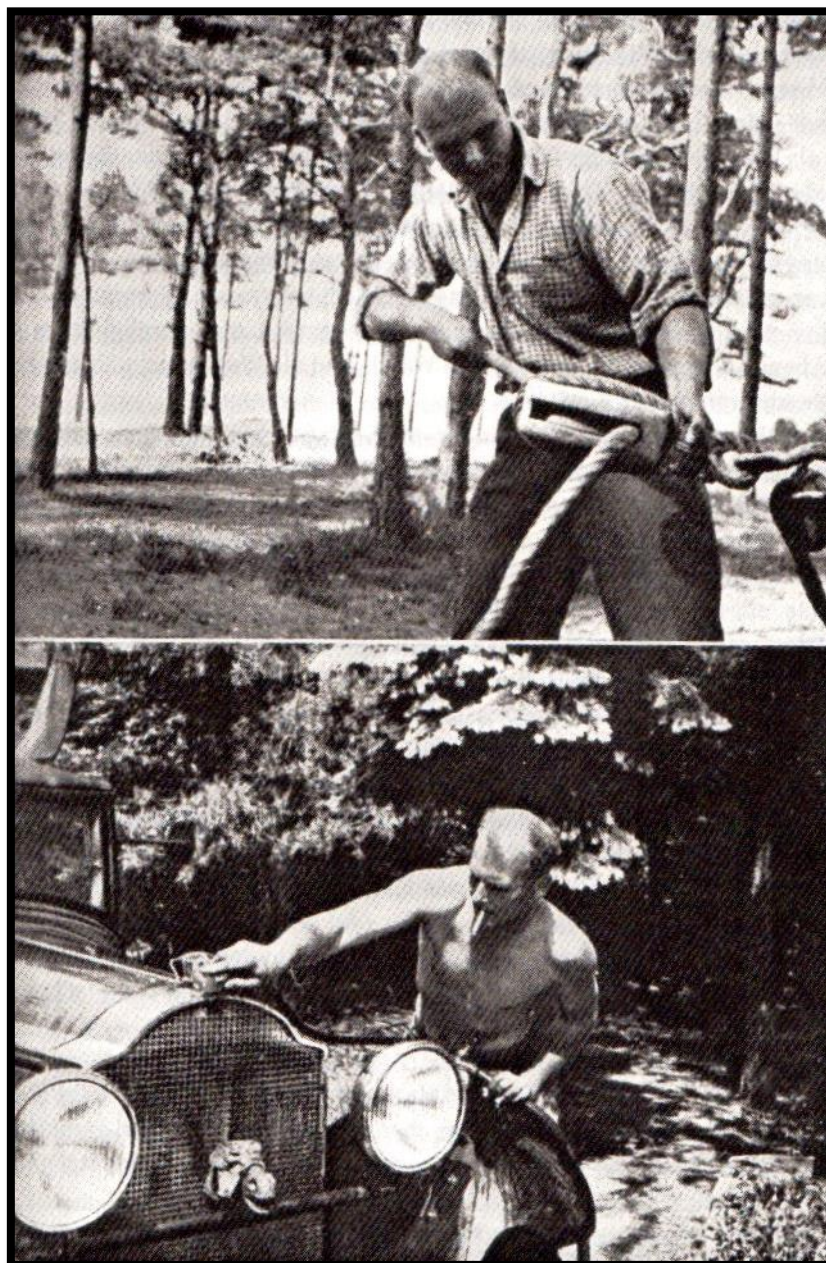
Heinrich Hauser bei der Arbeit (2x)
Quelle: 'Fahrten und Abenteuer im Wohnwagen' (Dresden 1935; Ausgabe Stuttgart 2004)

Hilmar Pabel: Porträt Heinrich Hauser
Quelle: 'Die letzten Segelschiffe' (Ausgabe West-Berlin 1957; Schutzumschlag)

2. auflage 2014 (neuausgabe)
© 2014 für diese ausgabe und nachwort
VERLAG AUTONOMIE UND CHAOS BERLIN

ISBN 978-3-923211-39-5

Diese online-Publikation kann für den Eigengebrauch
kostenfrei heruntergeladen werden.



Der Seemann, Schriftsteller, Farmer, Fotograf und Dokumentarfilmer HEINRICH HAUSER (1901 – 1955) trat 1918 als Seekadett ein in die Marineschule Flensburg. Dort war er Augenzeuge der Novemberrevolution. Zum Schein schloß er sich kurzfristig den revolutionären Matrosen an; anschließend wurde er Mitglied des Freikorps Maercker und war beteiligt am Bürgerkrieg zwischen Reichsregierung (Freikorps) und revolutionären Aktivisten (Arbeiter- und Soldatenrat). Kurzzeitig arbeitete er anschließend in einem Hüttenwerk in Ruhrort. Er schloß sich einer Freikorps-Torpedobootflottille an und erlebte Ausläufer des Kapp-Putsches, mit dem er sympathisierte. Von 1920 bis 1922 arbeitete Hauser unter anderem als Barmann und am Hochofen, er macht zwei Ansätze, Medizin zu studieren und erlebt seine erste Liebesgeschichte. In den Jahren 1923 bis 1930 war er als (leicht-)Matrose auf Handelsschiffen und nahm dort an Fahrten in alle Kontinente teil. – 1925 wurde Heinrich Hauser Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung. Der vor allem in den 30er Jahren sehr erfolgreiche Autor schrieb zahlreiche Essays, Reisereportagen und Romane. Für seinen zweiten Roman *'Brackwasser'* erhielt er 1928 den Gerhart-Hauptmann-Preis. Im selben Jahr entstand die Fotoreportage *'Schwarzes Revier'* über das Ruhrgebiet.

Von diesen ersten dreißig Lebensjahren seines Lebens berichtet das vorliegende, hier erstmalig wiederveröffentlichte Buch. Die Erstausgabe erschien 1934; spätestens seit 1933 sah Hauser im Nationalsozialismus eine Perspektive zur Verwirklichung eigener Ideale – bis 1939. Im vorliegenden autobiografisch-belletristischen Bericht will der Autor diese Parteinahme für die Nazis aus seiner Lebenserfahrung heraus begründen.

Heinrich Hauser wanderte 1939 in die USA aus. Dort arbeitete er in verschiedenen Bereichen; mit zwei aufeinanderfolgenden Ehefrauen betrieb er jeweils eine Farm, zunächst in South Valley/Roseboom (New York), dann in Wittenberg (Missouri). Im Jahr 1948 kehrte Hauser nach Deutschland zurück und wurde für wenige Monate Chefredakteur der gerade gegründeten Zeitschrift STERN. Er konnte in der BRD an seine früheren Publikumserfolge nicht mehr anknüpfen, schrieb neben Erinnerungen an seine Zeit als Farmer am Mississippi vor allem Auftragswerke (meist für die Industrie). Jedoch hatte Hauser bis ans Lebensende Ideen für unterschiedlichste, meist nicht verwirklichte Projekte. Vierundfünfzigjährig starb er, offenbar durch Freitod.

In jüngster Zeit wurden mehrere seiner Bücher wiederveröffentlicht, es gab eine Ausstellung seiner Fotografien aus dem Ruhrgebiet, einer seiner Filme wurde restauriert und wird ab und zu gespielt. Es gibt eine sehr materialreiche Biobibliografische Dissertation. Das hier wiederveröffentlichte frühe Schlüsselwerk *'Kampf. Die Geschichte einer Jugend'* versteht sich als nächster Schritt dieser (notwendigerweise kritischen) Wiederentdeckung des Menschen und des Autors Heinrich Hauser. (Siehe auch das Nachwort ab Seite 275.)

Thematische Schwerpunkte des Buches

Kriegsbeginn (1914)	7
Verantwortlich für das Gut	13
Hamstern, Hilfsdienst und Jugendwehr (1917/18)	21
Marineschule Flensburg-Mürwik (1918)	32
Matrosenaufstand (Flensburg)	42
Unter den Revolutionären (Hamburg)	46
Nationalversammlung in Weimar	55
Beim Freikorps Maercker (Landjägerkorps)	59
Nachrevolutionärer Aufruhr in Halle/Saale	71
Gefängniseindrücke (Halle)	81
Bürgerkrieg in Magdeburg (April 1919)	86
Das Landjägerkorps in Braunschweig	90
Erste Eindrücke von der Krupp AG (Essen)	97
Hüttenwerk (Ruhrort/ Meiderich)	99
Am Hochofen	103
Streik im Hüttenwerk	113
Ein Generaldirektor	116
Arbeit in der Gießerei	120
Gefüllte Schaufenster und Klassenhaß	124
Modelltischlerei (Berufsgruppen, "Menschentypen", "Rassen")	127
Ein Arbeitsunfall	131
Marine in der Übergangszeit: <i>Eiserne Flottille</i> (Januar 1920)	133
Kapp-Putsch in Wilhelmshaven (März 1920)	140
Inflation (Berlin 1920)	149
Besetztes Rheinland (Rassistische Impulse) (1922)	154
Hamburger Werft (1922)	159
Leichtmatrose auf dem Frachter (Soziale/politische Situation) (1922/23)	166
In Kapstadt	186
Eindrücke aus Adelaide (Australien)	194
Rassistische Argumente (Melbourne/Sidney)	200
Auf dem Meer	207
Begegnung mit dem Buddha (Ceylon/Indien)	218
Auswanderer (Rassistische Argumente)	222
Seemannsgefühle (Tiere, Frauen, seßhaftes Leben, Heimat)	226
"Heimat Deutschland"	239
Eine Art Resumée	244
Seefahrt um Kap Horn/Das Gärtchen	248
Verbürgerlichung (Weimar 1931)	251
NS-protagonistische Visionen	255
"Das Erlebnis der Masse" (Erster Mai 1933)	261
Kriegshetze (Verdun)	267
Nachwort (2014)	275

So beginnt ein Krieg

In den großen Ferien von 1914 bin ich, wie jeden Sommer, auf dem kleinen Gut meines Vaters. Es liegt im Kreis Guben östlich von Frankfurt a. d. Oder.

Vater kommt nur Sonnabend-Sonntag heraus, er ist Arzt, hat eine große Praxis. Seit ich Quartaner bin, darf ich allein mit dem Schimmelgespann zum Abendzug an die Bahn fahren, ihn abholen. Schön ist das: allein die Schimmel anschirren, anspannen, die Stallaterne vorn an die Deichsel hängen.

Schön ist das: durch den nächtlichen Wald fahren, wenn schwankendes Licht über den Sandweg geistert, wenn die Pferde schnauben, wenn die harten Kiefernadeln mein Gesicht streifen.

Vater ist immer der einzige Mensch, der aussteigt auf unserer winzigen Station. Der Zug hält überhaupt nur seinetwegen.

Vater trägt einen runden steifen Hut, ein Einglas an einem Band, einen eleganten englischen Anzug. Wenn man ihm die Backe küßt, spürt man einen leisen Geruch von Chloroform und Juchten.

Der Stationsvorsteher grüßt in strammer Haltung: "Guten Abend, Herr Rittmeister!" – Vater ist Rittmeister der Landwehr. Rittmeister ist mehr als Doktor.

Wenn Vater kutschiert, laufen die Pferde ganz anders. Ob das die eleganten Handschuhe mit den dicken Nähten machen, in denen er die Zügel hält?

Um halb neun ist der Zug angekommen. Um neun sind wir zu Hause, aber damit ist der Abend noch lange nicht zu Ende: wir haben Vollmond, und es sind Wildschweine im Revier.

Mit großem Gepolter stürmt der Vater in sein Schlafzimmer hinauf, und nach fünf Minuten kommt ein ganz anderer Vater in die Halle herunter: ein Vater in einem unendlich abgeschabten Jagdanzug, grüngelb verwittert, ein Vater mit einer Fernrohrbüchse und mit umgehängtem Nachtglas, ein Vater, der lautlos auf Gummisohlen geht, ein Vater, der nach Wald riecht und nach Salmiakwasser – gegen die Mücken.

Eine Stunde später sitzen wir nebeneinander in dem Bretterkasten eines Hochsitzes, schauen durch die schmale Schießscharte über einen vollmondbeschiedenen Wildacker und die schwarze Spitzenkante der Fichtengipfel, die ihn umsäumen.

Das Summen der Mücken, das zarte Rascheln der Fledermäuse im Gebälk machen mich müde: dicht an der nur angelehnten Tür schlafe ich ein.

Erwache von einem feurigen Blitz, dem Donnerkrachen folgt. Aufschreckend aus dem Schlaf, falle ich vornüber und kollere die Hochsitzleiter hinunter. Tut verdammt weh, schadet aber weiter nichts.

Vater lacht; ist in bester Laune: er hat einen Überläufer geschossen.

Es ist das erste Wildschwein, das ich aus der Nähe sehe. Seine Stärke und Schwere machen mir großen Eindruck. Vater bricht einen Zweig von einer jungen Eiche, taucht den Bruch in den schaumigen Lungenschweiß des Wildschweins. Das habe ich noch nie gesehen. Es ist ein Jägergeheimnis, das sich mir zum erstenmal enthüllt. Zauber, uraltes Heidentum liegt darin.

Auf dem Heimweg verspricht mir Vater, daß ich noch in diesem Sommer meinen ersten Bock schießen soll.

Mitternacht: der Mond steht hoch im Zenit. Wir beide sitzen ganz allein auf der hölzernen Veranda des kleinen Jagdhauses. Vater hat eine Pfirsichbowle angesetzt. Mit gerunzelter Stirn sieht er mich streng an, wie er mir ein Glas herüberreicht: "Jungens unter vierzehn Jahren bekommen keinen Tropfen Alkohol" – ich bin zwölf.

"Die Damen" haben sich schon längst zur Ruhe begeben. Wir sind froh darüber, denn nun kann man miteinander sprechen, wie man unter Männern spricht. Solche Gespräche sind selten; sie gefallen uns besser als die Unterhaltung mit den "Frauenzimmern".

Vater sagt: "Vielleicht gibt es bald Krieg."

"Krieg? – Mit wem gibt es Krieg?"

"Mit Rußland. Vielleicht auch mit Frankreich. Vielleicht auch mit England. Am dritten Mobilmachungstag muß ich einrücken."

Ich habe keine rechte Vorstellung von einem Krieg. Vor allem, weil es nicht gegen einen Feind, sondern viele Feinde gehen soll. Aber die innere Bewegung des Vaters erregt mich.

Wir werden sofort praktisch, wie Männer, wenn sie unter sich sind: wenn es Krieg gibt, müssen wir wahrscheinlich das Fernrohrgewehr an die Jäger abliefern. Der Waldhüter wird eingezogen – was wird dann aus der Jagd?

Zwei Tage später fährt die Familie nach Berlin: es ist der Abend der Kriegserklärung. Die Linden gleichen einem gewaltigen Strom, der brausend Felsenschluchten durchbricht. In schwarzen Katarakten drängen sich die Menschenmassen durcheinander. Wir werden mitgerissen. Das ungeheure Brausen der Hurras, in immer neuen Wogen brandend, betäubt. Die rasende Erregung der Massen steigert mich in eine Angst hinein. Heimlich knöpfe ich meine Jacke auf, knöpfe ein Knopfloch über einen Knopf am Rock der Mutter: sie wenigstens will ich nicht verlieren.

Wildfremde Menschen fallen sich weinend und lachend in die Arme. Eine Dame schreit nach einem Schutzmann: sie habe eben eine Dame mit *so* großen Füßen gesehen, das könne nur eine englische Spionin sein.

Wogen des Jubels rollen vom Schloß heran. Im bleichen Licht der Bogenlampen rast ein hochgebautes Automobil heran; der Klang der kaiserlichen Fanfare ertönt ununterbrochen, wie das Signal der Feuerwehr. Ein schlanker Offizier im Fond reckt immer wieder den Arm empor, und jedesmal brandet das wilde heisere Hurra.

Es ist ein Hohenzollernprinz.

Viele Angehörige unserer Familie treffen in Berlin zusammen, um zu den Fahnen einzurücken. Es gibt ein Essen im kaiserlichen Automobilklub, bei dem auch die Damen und die größeren Kinder zugegen sind.

Soeben ist der Krieg mit England erklärt. Der Onkel Rittergutsbesitzer erklärt, bei den Forellen, in England äße das Volk nur Margarine. In der Themse seien große Netze ausgespannt, um all die herbeitreibenden toten Ratten und Wasserleichen aufzufangen. Daraus werde die Margarine gemacht.

Die Damen erschauern: Entsetzlich – und mit einem so unkultivierten Volk müsse man Krieg führen.

Ein anderer Onkel vom Land hat die Tore seines Gutshofs verrammelt und Latten mit spitzen Nägeln quer über die Straße legen lassen. Seine Förster stehen schußbereit als Posten: bei im kommen die russischen Goldautos bestimmt nicht durch.¹

¹ Bei kriegsausbruch kamen in deutschland gerüchte von autos mit gold auf, die von england durch deutschland nach rußland gefahren würden, um rußland in seinem kampf gegen deutschland zu unterstützen. Daraufhin wurden in hunderten deutscher städte patrouillendienste eingerichtet, die jedes fremde fahrzeug kontrollierten.

Großvater trägt wieder die Generalsuniform. Mit ihm spazieren zu gehen, macht großen Spaß: wie sie ihn alle grüßen. wie die Wache an die Gewehre springt, daß es spritzt, am Brandenburger Tor.

Schade, schade, daß ich wieder auf die Schulbank muß in der kleinen thüringischen Residenz.²

Eine Woche später kommt Vaters erste Feldpostkarte: "Lieber Junge, nun reiten wir mit scharf geschliffenen Säbeln gegen den Feind."

"Mit scharf geschliffenem Säbel" – schon Vaters Studentensäbel hat mich immer mit Ehrfurcht erfüllt, wenn ich mir vorstellte, wie er damit auf der Mensur gestanden hat. Und nun erst der andere mit dem Portepée und mit der Blutrinne. Jetzt ist er scharf geschliffen, mit ihm reitet Vater in den Krieg. Ich suche ihn mir vorzustellen in Uniform und hoch zu Roß. In meiner Phantasie vereinige ich ihn mit den endlosen Transportzügen, die durch unseren Bahnhof nach dem Westen rollen.

Ich bin mit unter den Bahnhofshelfern, teile Liebesgaben an die Soldaten aus. Prachtvolle, große, gesunde, rotbäckige Soldaten, herrlich in der neuen feldgrauen Uniform. Nichts auf der Welt kann einen so sauberen Eindruck machen wie ein frischgewaschener Soldat. Jeden einzelnen schicke ich in Gedanken dem Vater zur Hilfe, damit er nicht allein gegen die Franzosen reiten muß.

Der Bahnhof hallt wider vom Rollen der Züge, vom Gesang der Soldaten. Es riecht nach Rauch, nach Schweiß, nach Leder, nach dem süßen Duft der Pferde in den Güterwagen.

Nie und nirgends auf der Welt hat es eine so blühende, so glänzend ausgerüstete Jungmannschaft gegeben. Man wird sie wohl auch nie wieder sehen.

Nur heiser sind sie alle vom vielen Singen.

"Spazierfahrt nach Paris!" – "Bei Regen findet der Krieg im Saal statt", steht mit Kreide auf den Wagen geschrieben.

Meine Erinnerung an diese Zeit ist erfüllt vom ewigen Rollen der Eisenräder. Von den Wogen des Gesangs. Von den Wogen der Begeisterung. Von der Schwierigkeit, ein Tablett gefüllter Kaffeetassen ohne Überschwappen herumzureichen.

<http://books.google.de/books?id=y65ptZDGphcC&printsec=frontcover&hl=de#v=onepage&q&f=false>

(Sämtliche Fußnoten stammen vom Herausgeber der Neuauflage 2014.)

² Gemeint ist Weimar als Residenz des Großherzogs von Sachsen-Weimar.

Kilometerlang ist die Strecke hinter unserm Bahnhof mit Butterbroten bepflanzt. Kilometerlang vor unserm Bahnhof ist die Strecke mit Butterbroten bepflanzt von der Station davor. Sie bekommen zuviel Butterbrote, die armen Soldaten, beim besten Willen können sie sie nicht aufessen, selbst die Pferde schaffen es nicht. Und unhöflich sein, den hübschen Helferinnen die Butterbrote abschlagen – nein, das geht doch auch nicht.

Vater sitzt nicht lange mit geschliffenem Säbel hoch zu Roß. Er bekommt schon im Oktober ein Feldlazarett, weil er doch Arzt ist. Zu seiner großen Enttäuschung.

Und nun folgt Sieg auf Sieg, ein ganzes Jahr hindurch: jubelnde Botschaften mitten in eine Schulstunde hinein. Der Lehrer mit hochrotem Kopf erklärt mit Kreide an der Tafel die Schlacht und die Kriegslage. Und dann: *schulfrei!*

Wir stürmen auf die Straßen hinaus; die Straßen sind ein Fahnenwald. Abends Fackelzug bis vor das Schloß des Großherzogs. Der Großherzog in Uniform auf dem Balkon.

Gesang und brausendes Hurra und wieder Gesang und Marsch in die Berge zum Bismarckturm: eine endlose Schlange von flackernden Lichtern in der Sternennacht.

Zum Schluß die knisternd ausgebrannten Teerstrünke in weitem Bogen in die Nacht geworfen. Heimmarsch. Total heiser, total glücklich.

Ja, es ist herrlich, solche Siege zu erleben.

Aber mit einemmal – so scheint es mir in der Erinnerung – ist alles aus. Es gibt keine Siege mehr, oder wenn es welche gibt, so liegt nicht mehr der alte Schwung in ihnen. Der Krieg als Fest ist aus. Der Krieg ist grau geworden, Alltag.

Es beginnt so: die Lehrer scheinen mit reißender Geschwindigkeit zu altern. Die jungen sind im Krieg, immer mehr alte, schon längst pensionierte Herren, rücken an ihre Stelle. Wir haben 1914 einige Lehrer gehabt – es waren wenige –, jetzt haben wir nur noch Pauker. Haben es schon die Lehrer schwer mit uns gehabt, die Pauker schaffen es gar nicht mehr.

Die oberen Klassen leeren sich; die Oberprimaner sind fast alle im Feld, bis auf ein paar kümmerliche und bebrillte Exemplare, vor denen man keine Achtung haben kann. Das beste an der Schule: die Erziehung der jüngeren Jahrgänge durch die stärkeren und älteren hört immer mehr auf. Diese Erziehung nämlich ist wichtiger gewesen als alles, was der Lehrkörper uns menschlich geben kann.

Jede Nacht gebetet: wenn bloß der Krieg nicht aufhört, bis wir dran kommen.

Viele Fluchtpläne gemacht: vom Bahnhofsdiens weg unter die Zeltplane eines Bagagewagens kriechen, mitfahren ins Feld. Wäre schon längst geschehen, wenn bloß die Mutter nicht wäre.

Schule wird immer unmöglicher. Bei der Montagsandacht bittet der Rektor mit dem *Roten Adler Viertes Klasse* Gott um den Sieg; Gott scheint immer auf seiten der Partei, die siegt. Wir glauben schon lange nicht mehr an Gott. Wir glauben auch nicht mehr an die Schule und die Ideale des humanistischen Gymnasiums.

Ja, der Krieg ist grau geworden. Gleichzeitig rückt er in die Ferne.

Es stellt sich heraus, daß die alten Kameraden, die auf Urlaub kommen, vom Krieg nichts zu erzählen wissen. Sie haben enge Lippen bekommen und unheimliche Augen, und stumm sind sie geworden wie die Fische. Wenn sie sich untereinander aussprechen, und wir hören heimlich zu, verstehen wir nichts von dem, was da geredet wird.

Noch immer rollen die Transportzüge nach dem Westen. Aber es liegen keine Butterbrote mehr auf unserer Strecke. Es wird nur noch Kaffee auf dem Bahnhof ausgeschenkt. Nicht einmal Bohnenkaffee. Die Soldaten singen auch nicht mehr. Oder doch nicht mehr wie früher. Es stehen keine Kreideschriften mehr auf den Waggonen.

Nachts fahren andere Züge durch unseren Bahnhof, Richtung Osten. Züge ohne Licht. Züge mit Milchglasscheibe und roten Kreuzen an den Wagenwänden. Unheimliche Züge, die nicht anhalten.

Immer kleiner wird der Anteil der Schule an unserem Leben. Immer kleiner wird der Anteil des Elternhauses. An ihre Stelle treten andere Dinge.

AUF DER JAGD

Während des ganzen Krieges kommt der Vater nicht auf das kleine Gut. Es ist eigentlich kaum ein Gut zu nennen: fast nur ein Wald mit ein paar kleinen Äckern, Wiesen und Fischteichen. Der Verwalter ist im Feld. Jetzt lebt dort nur noch der Müller der alten Wassermühle mit seiner Familie.

Im zweiten Kriegssommer verbringe ich die großen Ferien auf dem Gut, zum erstenmal allein, ganz auf mich selbst gestellt, beladen mit einer Verantwortung, wie ich sie noch nie getragen habe.

Der Vater schreibt Briefe aus dem Feld, in denen er mir Aufgaben stellt: Pirschwege harken und aushauen, Unkraut roden, die Mönche³ der Fischteiche kontrollieren, Gräben räumen, Habichtkörbe und Karnickeleisen aufstellen.

Vater schickt den Schlüssel zum Gewehrschrank. Bisher habe ich nur mit einem Tesching schießen dürfen. Jetzt sind sie alle in meine Hand gegeben: Drilling, Büchsfinte, Karabiner und Doppelfinte – eine große Ehre und eine große Verantwortung.

Es beginnt für mich ein seltsames *Robinson Crusoe*-Leben, voll Arbeit, voll Sorge und dennoch wunderbar frei und schön. Tatsächlich gibt es an Fleisch nur das zu essen, was ich selbst erlegt habe, nicht nur für mich, sondern auch für die Familie des Müllers. Ich merke bald, daß im Revier gewildert wird, finde Drahtschlingen in den Wildpfaden und Hasenpässen, auch Tellereisen fremder Herkunft. Wenn ich so eine Schlinge finde, dann fühle ich mich manchmal schauerlich einsam und verlassen in der grünen Dämmerung des Waldes. Stehe regungslos lange Zeit, den Lauf des Gewehrs umklammert, lasse die Augen im Kreis wandern auf der Suche nach dem unsichtbaren Feind.

1915 bin ich vierzehn Jahre.

Tag und Nacht im Revier: ich schlafe nicht mehr im Haus, sondern in der Feldscheune oder in dem kleinen Treibhaus im Garten oder in einer Erdhütte am Wildacker. Ich habe gehört, daß die Wilddiebe das Haus des Jägers beobachten. Ins Haus gehe ich nur, um zu essen, um ein Gewehr gegen das andere zu vertuschen oder um neue

³ Ablaufvorrichtungen

Munition zu holen. Meine Ausrüstung ist wohl ebenso umfangreich und wunderbarlich wie die von Robinson. Zwar trage ich nicht mehrere Gewehre, sondern immer nur eins, aber am Gürtel hängt mir ein großer Standhauer mit dünner, elastischer Klinge. Und ich führe ständig einen ganz übertrieben großen Vorrat an Patronen mit mir in einem Ledergurt, den der Vater nur benutzte, wenn er auf Elchjagd in Norwegen ging.

Weil ich nur ein Junge bin, versuche ich wenigstens mein Aussehen so furchteinflößend und verwegen wie möglich zu machen. Darum trage ich auch den verwitterten grünen Schlapphut des Vaters, der mir tief über die Augen hängt, und eine grünleinene alte Jacke, die mir viel zu groß ist. Diese Sachen bergen den Tabak- und Waldgeruch des Vaters in sich, und das stärkt mich innerlich. Die Hose, die ich trage, heißt "die Hösin", und es wird von ihr gesagt, daß bei ihrem Anblick kein Mädchenauge trocken bleibt, weil sie so viele Löcher hat.

Es ist die stolzeste Aufgabe meines Lebens: Jagen mit dem Bewußtsein: du mußt etwas erlegen, du mußt etwas in die Küche schaffen, denn zu Hause wartet eine ganze Familie hungriger Mäuler darauf. Die Müllerskinder sind zwar eine furchtbare Rasselbande von Rotznasen, aber wenn sie mir mit ihren nackten Füßen durch den Sand entgegenlaufen und mit erwartungsvollen Augen nach der Jagdtasche schauen – ja, dann hat man doch trotz vierzehn Jahren geradezu väterliche Gefühle.

Die Jagd ist schlecht; es gibt sehr wenig Rehwild, überhaupt kein Rotwild, wenig Hasen, wenig Rebhühner. Nur Wildenten sind reichlicher vorhanden, und Karnickel gibt es beinahe im Überfluß, auch wilde Tauben.

Ich erwache meist vor Tau und Tag im Stroh der Scheune oder in dem warmen Pflanzendunst des Treibhauses, geweckt von der rauhen Zunge meines Hundes Hexe. Seine Rippen sind mein Kissen in der Nacht. Hexe ist ein langhaariger Wasserhund mit so zottigem Fell, daß seine schönen braunen Augen ganz unheimlich zwischen den Zotteln hervorblinken.

Mit nackten Füßen trete ich, erschauernd von der Kühle, in das taunasse Wiesengras. Das ist erfrischender als jedes Frühstück.

Es ist ein ganz bestimmter Rundgang, den ich jeden Morgen mache, bald in der einen, bald in der andern Richtung, je nach den Standorten und nach der Zeit, wo ich bestimmtes Wild an diesen Orten vermuten kann.

Er beginnt mit der Pirsch auf den Bock. Frühnebel lagern noch dicht über dem Boden. Ich wandere durch die Dämmerwelt, in der Tag und Nacht miteinander

kämpfen, bis in die Hüften in die weißen Schwaden eingetaucht. Die schwarzen Konturen des Waldes dehnen sich in die Unendlichkeit hinein. Verschlafene Feldlerchen, aufgestört durch das leise Zischen meiner Füße im nassen Gras, flattern auf. Am Waldrand wecke ich Krähen; mit ärgerlichem Quarren streichen sie ab.

Hier unter freiem Himmel zwischen Tag und Nacht werden die griechischen Heldensagen für mich lebendig, wie sie es auf der Schule nie gewesen sind, und so achte ich wohl darauf, ob die Krähen zu meiner Rechten oder zu meiner Linken vorbeifliegen, ob sie Glück oder Unglück bringen werden. Der Hund Hexe schnauft leise und bohrt die breite Nase in die Wildfährte; sein Stummelschwanz wedelt schnell, wie der Pendel einer Kuckucksuhr.

Lautlos am Waldrand schleichend, tief gebückt in Gräben oder gedeckt durch Unterholz, suche ich in den Nebelseen über den Feldern und Wiesen die Gestalt des äsenden Wildes zu erspähen. Mit nackten Füßen noch lautloser zu pirschen als der Vater mit seinen besten Gummisohlen ist ein Triumph. Zuweilen vernehme ich aus dem Nebelmeer das Schnaufen und Wühlen der Wildschweine, höre ihr scharfes Bellen, das durch Mark und Bein geht, unheimlich in langen Echos von den Wäldern widerhallend.

Aber der Nebel macht die Richtung des Lauts unbestimmt, nur die Nase des Hundes, der, ebenso jäh erstarrt wie ich, mit bebenden Flanken, an meiner Seite steht, zeigt sie an. Fast nie bekommt man die Schweine zu Gesicht, sie sind die geheimnisvollsten Tiere im Wald. Manchmal reizt es mich, aufs Geratewohl in die Richtung zu schießen, die die Hundennase zeigt. Wenn dann aber Korn und Kimme vor der weißen Leere tanzen, wage ich es nicht. Später am Tag sehe ich dann oft an den Fährten, daß die Schweine dicht in meiner Nähe gewühlt haben.

Wenn der erste Glutstreif des Sonnenaufgangs unter der Wolkenwand im Osten immer feuriger sich rötet, wenn die höheren Wolken sich rosig zu färben beginnen, wenn der Tau in schweren Tropfen von den Bäumen prasselt, in den ersten Schauern des Morgenwinds, ducken wir beide uns in irgendeine Kuhle, Hexe und ich, spähen gespannt unter die sich hebenden Nebeldecken: was ist da, was kommt da?

Ein Hase oder zwei äsen geruhig ganz in unserer Nähe. Das blaue Band eines Bachs beginnt zu blinken; sanft murmelt das Wasser, als ob auch der Bach erwacht. Lautlos, mit den ziehenden Nebeln, beschützt von ihm wie mit einer Tarnkappe, zieht sich das Wild zum Wald hinein: ein Sprung Rehe, zögernd, umsichtig die zarten Läufe hebend, sichernd bei jedem Tritt. Der Bock als letzter, stürmischer im Schritt als die andern, immer wieder verhoffend. –

Dann zittern die Hände, dann tränen die Augen vor Anstrengung, Korn und Kimme auf den unbestimmten roten Fleck zusammenzukriegen. – Und immer wieder setze ich ab, weil es zu weit ist. Nur zweimal in dieser ganzen Zeit kann ich den Feuerstrahl aus der Mündung fahren lassen, den Donner des Büchschusses hallen hören. Und einmal nur bin ich neben dem erlegten Bock gestanden, die Wärme seiner Decke abtastend und die geperlten Stangen des Gehörns. Einmal nur habe ich die schwarzen Augen brechen, sich verschleiern sehen und das wilde Würgen des Hundes gehört, der, lechzend nach dem frischen Schweiß, an seinem Riemen riß. Einmal nur habe ich in aller Einsamkeit den blutigen Bruch mir an den Schlapphut gesteckt, eine mystische Handlung, eng verbunden mit Gedenken an den Vater.

So stolz bin ich auf meinen ersten Bock, daß ich ihn nicht liegenlassen kann, daß ich ihn auf der Schulter nach Hause trage und ankomme, überströmt von seinem Schweiß, wie aus einer blutigen Schlacht, daß die Kinder des Müllers erschrocken davonlaufen vor dem wilden Mann.

Aber soviel Glück hat man eben nur einmal. Wenn die Sonne hochsteigt und die Erde ihr gewöhnliches Gesicht gewinnt, überkommt mich eine große Nüchternheit. Alle Spannung verfliegt, es meldet sich Hunger. Dann ziehen wir selbender heimwärts zum Küchengarten, und Hexe hat das Nachsehen, wenn ich mir mein Frühstück hole, das aus Mohrrüben, jungen Schoten und Johannisbeeren besteht. Ein ironischer Zug liegt dann um Hexes Lefzen, ein Ausdruck von Mitleid und Verachtung in ihren Augen – und sie wendet sich ab, um nach Ratten zu stöbern, die nahrhafter sind. Ab und zu schleiche ich auch in den Hühnerstall, halte Umschau unter dem faulen Federvieh, das noch immer in den Nestern hockt, nach einem frischgelegten Ei.

Nach dem Frühstück vertausche ich im Haus die Büchse mit der Doppelflinte und be gebe mich auf die Kuhweide, wo die Wildtauben streichen.

Die Wildtauben streichen zwischen sieben und neun vom Waldrand nach einer Gruppe großer Pappeln auf der Weide. Dort sitze ich, reglos, zwischen dicken Wurzelarmen an einen Stamm gelehnt, und warte, bis die Tauben in die Wipfel einfallen. Einige Sekunden lang ist es dann still – die Taube sichert –, dann aber läßt sie den tiefen süßen Klang ihres Gurrens hören. Freude überströmt mich, wenn ich die spitz zulaufende Tropfenform einer Taube zwischen den Zweigen ausmachen kann, ohne daß ein zu dicker Ast dazwischenliegt. Langsam, wie ein Langrohrgeschütz aus dem Turm eines Kriegsschiffes, hebt sich dann der schimmernd-brunierte Flintenlauf, und wenn ich das Korn wie einen Nagel in die Form der Taube eingegraben habe, dann fährt der Schuß heraus: jäh bricht das Gurren ab, wie ein schwerer Apfel fällt der Taubenleib, im Sturz wie ein Pfeil mit seinem Schwerpunkt sich nach unten

senkend, aufklatschend ins Gras. Ein Flockenregen kleiner Federn rieselt langsam hinterdrein.

Ich rege mich nicht; Hexe legt den warmen Körper zwischen meine Füße. Sie ist schwer, so eine Taube im August, gut vollgefressen von Getreidekörnern, die jetzt aus dem von Schrot durchsiebten Kopf fallen. Sie ist ein gutes Essen, so eine starke blaue Taube. Aber was ist eine Taube für sechs Mäuler?

Und was das schlimmste ist: sie braucht Speck zum Braten. – Also heißt es, weiter zu sehen, was man in die Küche schaffen kann. So gehe ich denn an den Fischteichen entlang zu der schmalen Landzunge, wo zwei Bäche zusammenfließen, wo Weiden und Rüstern sich tief über das Wasser neigen. Ich klettere auf einen Stamm, der im Bogen die Wasserfläche überwölbt, hocke mich zwischen die Äste, und da warte ich.

Die Schatten der Blätter tanzen auf dem besonnten Wasser. Wo die tiefen Schatten liegen, da ist das Wasser undurchsichtig, aber durch den glitzernden Glanz der kleinen Wellen hindurch sehe ich die Sonnenstrahlen in schrägem Fall bis auf den Grund eindringen, sehe die langen Strähnen des Tangs da unten sich winden wie Aale oder wie Schlangen. Hier laure ich auf Fische, die aus den tiefen Schatten der Ufer in die Wärme des besonnten Wassers vorstoßen, vorsichtig mit suchend hin und her gleitenden Köpfen, mit eleganten, kleinen Flossen und Schwanzbewegungen sich gegen die Strömung haltend. Die Schwärme der Fischbrut künden die größeren Fische an, und die Schar der größeren zerstiebt wieder, wenn ein großer kommt. Der Große ist der, auf den ich warte. Reglos hocke ich in den Ästen über dem Wasser. Die geringste Veränderung des Schattenspiels verjagt die Fische. Aber ich kann nie müde werden, das Leben des Bachs zu beobachten, den schwirrenden Flug der Libellen, die Regenbogenfarben ihrer Flügel, das Wunder, sie stillstehen zu sehen in der Luft, gebannt vom Anblick einer Beute. Ich beobachte den Tanz der Schmetterlinge, den blitzschnellen Flug des Eisvogels, den Reiher, der hoch im Himmel kreist, die Ratte, die unter den riesigen Lattichblättern der Ufer wühlt, die leuchtenden Sternblüten der kleinen Wasserblume und den goldenen Glanz des sonnendurchleuchteten Laubs. Es ist ganz wunderbar, wie ungeheuer ein winziges Stück Natur sich ausweiten kann zu einer ganzen Welt, wenn man es lange genug betrachtet. Das Spiel der veränderten Dimension, das ich schon als ganz kleiner Junge spielte, wenn ich im Heidekraut lag, durch seine winzigen Stämme in die Sonne blinzelnd und mir einbildete, das seien ungeheure Bäume.

Wenn nun ein großer Fisch kommt, und ich sehe zuerst nur seinen Kopf vorsichtig tastend aus den Schatten des Tangs vordrängen, dann senke ich ganz langsam, Millimeter um Millimeter den Flintenlauf. Gleitet er vor, ahnungslos mit atmenden

Kiemen, dann sehe ich mir seinen Rücken an, ob er auch breit und fett genug scheint, daß die Patrone lohnt. Steht er ungefähr senkrecht unter mir, dann halte ich auf den Kopf, um ihn nicht zu sehr zu zerschießen, und drücke ab. Im nächsten Augenblick bin ich klatschnaß, eine ganze Wasserhose ist zu mir aufgesprungen, eine braune Wolke von Schlamm wühlt sich aus dem Grund empor, und wenn ich mir mit der Hand die Augen ausgewischt habe, dann sehe ich den weißen Bauch des Fisches schnell mit der Strömung abwärts treiben.

Da gibt es kein Besinnen: 'rein in den Bach, mit allen Kleidern, die Flinte schnell vorher an einen Ast gehängt. Und watend halb, halb schwimmend dem Fisch nach bis ich ihn in den Händen halte, glatt und noch zuckend von Leben. Fische schießen ist sicher keine waidgerechte Jagd, aber sie bringt mir sicherer Beute als die Angel, mit der ich schlecht unzugehen verstehe.

Ich liefere manche sonderbare Mahlzeit ins Haus: Ich streue Futter im Hühnerhof an einer Stelle, wo die Sperlinge sich sammeln und schieße aus genügender Entfernung mit feinem Schrot, daß gleich ein Dutzend liegenbleiben. So ein Sperling schmeckt fein, in ein Stück Speck gewickelt, gebraten, mit allen Knöchelchen auf einen Happen gegessen, aber eine Goldammer schmeckt noch besser. Auch junge Krähen haben wir gebraten und Kräheneier gegessen als wildes Rührei.

Die schönste Jagd, die ich kenne, ist die Entenjagd.

Den Lauf eines Baches entlangpirschen, abends in der Dämmerung, wenn schon die Nebel steigen. Von Weidenstamm zu Weidenstamm sich schleichen, verhoffen, wenn der singende Flügelschlag in der Luft ertönt, das ist höchstes Glück. Wenn sie dann über einer Stelle kreisen, die dunklen runden Leiber mit den schmalen Flügeln als Schatten gegen den Himmel gestellt, der glüht wie ein Holz Scheit im Kamin, wenn sie abstreichen und man läßt enttäuscht die Flinte sinken, wenn sie dann doch wiederkehren, die Flügel anziehen und einfallen, und man packt an, und es knallt – ach, das ist herrlich! Man streichelt das feste braune, blaue und grüne Gefieder der warmen Körper, die der Hund apportiert hat, und hochbefriedigend ist es, wenn die schweren Körper, die an der Schlinge von den Hüften hängen, leise in die Kniekehlen schlagen bei jedem Schritt.

Der singende Flügelschlag der Enten, dessen Luftzug ich auf der Haut zu spüren meine, der Kampf des Abendrots mit dem silbernen Licht des Mondes, das hohle Murmeln des Wassers unter den Wurzeln der Weiden, die Nebelgestalten ferner Büsche und Bäume, die Spannung vor dem Schuß, das Ergreifen der Beute – das ist das höchste Glück gewesen, das ich im Leben erfahren habe.

Spät, wenn kein Büchsenlicht mehr ist, sitze ich beim Schein der Petroleumlampe auf der hölzernen Veranda und lese die alten Bände der Jägerzeitung: *"Grüne Hefte"*, redigiert unter Mitwirkung hervorragender Waidmänner, Hundekenner und Naturforscher. Links auf dem Titelblatt ein Fuchs, nach einer Wildente springend, rechts ein röhrender Hirsch; in der Mitte ein Vorstehhund vor Rebhühnern. Und erst die Beiträge: "Frechheit eines Wiesels" – "Bravourstück eines Sperbers" – "Ein junger Fuchs frißt den eignen Vater" – "Verschlagenheit einer Katze" – "Unerhörte Wildererfrechheit" – "Eine ganz ausgezeichnete Stiefelschmiere" – "Anfrage wegen Gerippe auf Ameisenhaufen" – "Eine merkwürdige Adlerepisode" – "Eine kleine Iltisgeschichte". Dann über Jagdausrüstung: Langbleigeschosse und Kaliber, Ablenkung durch Zweige, über Patronenhülsen aus Papier und Pappe, über Kippläufe und Zielfernrohre. – Ich lese so intensiv, daß ich das meiste geradezu auswendig weiß.

Ist Vorrat genug im Haus, dann kommen Arbeitstage: ich schäle Kiefenstämmе mit dem Zieheisen. Ich baue Hochsitze in Bäume ein, ich rode Espen, deren Wurzeln sich viele Meter lang unter dem Sandboden erstrecken, bis schließlich die dünnen Enden mit lautem Knall zerplatzen wie zerreißende Seile. Ich fahre Hunderte von Schubkarren voll Sand und Erde auf die sinkenden Dämme der Fischteiche. Ich räume Gräben, schneide unter Wasser mit der Sense das Schilf. Das ist häßliche Arbeit: bis zu den Hüften in stinkendem Schlamm.

Ich zerschneide viele Meter Drahtnetz, forme es zu Ringen und streife die Ringe über unsere jungen Bäume zum Schutz gegen den Verbiß der Karnickel. Ich baue Pirschwege aus, schleppe die Zweige zu großen Haufen, verbrenne sie und lösche die Glut, indem ich sie ausklopfe mit schweren Wacholderzweigen. Ich dichte Zäune und repariere Brücken. Ich bestimme die Bäume, die im Winter gefällt werden sollen und markiere sie mit der Axt.

Und ich stelle einen Antrag an die Schuldirektion, mich für die Dauer des Krieges als "unabkömmlich" auf dem Gut zu lassen. Der Antrag wird abgelehnt. – Aber in allen Ferien kehre ich auf das Gut zurück. Das sind herrliche Zeiten, in denen ich innerlich über meine Jahre reife. Zeiten, die jeder Junge in seinem Leben haben soll, Zeiten, die mehr für meine Entwicklung getan haben als ganze Schuljahre.

Aber selbst auf der Schule gebe ich das Jagen nicht ganz auf, es ist eine Leidenschaft geworden. In den Notwintern von 1916 und 1917 übe ich eine Jagdart aus, die ich, wie ich glaube, selbst erfunden habe. Sehr waidgerecht ist sie nicht, dafür aber nicht ohne Komik.

An freien Nachmittagen laufe ich mit meinen Schneeschuhen in die Berge hinter der Stadt, die walddreich und auch ziemlich wildreich sind. Die beste Abfahrt, die es dort

gibt, endet jäh am Rand einer Schlucht, die mit allerlei Gebüsch und Gestrüpp bewachsen ist. Hier hausen Fasane.

Abends, wenn die schrägen Strahlen der sinkenden Sonne auf die geneigten Schneeflächen fallen, sehe ich manchmal ihre Schattenrisse scharf abgehoben gegen den hellen Schnee mit nickenden Köpfen auf das Gestrüpp zuwandern. Hier suchen sie ihr Nachtquartier in den Schneemulden, die das Astwerk überdachen.

Ein paarmal ist es schon vorgekommen, wenn ich aus sausender Fahrt dicht am Rand des Buschwerks mit jähem Schwung abstoppte, daß ein Fasan knapp vor den Spitzen der Skier mit ängstlichem Geschrei hochgeflattert ist. Fast hätte ich ihn überfahren. – Schließlich, warum sollte ich ihn nicht überfahren? Der Braten wird davon nicht schlechter.

Von nun an passe ich auf die Gelegenheit: sehe ich oben vom Berghang einen Fasan in der Hecke verschwinden, so neme ich genaue Peilung, warte ab, bis er in aller Ruhe und Gemütlichkeit sich in sein Bett begeben hat – dann laufe ich los.

Mit leisem Zischen gleiten die Bretter über den Schnee. Tief ducke ich mich, die Wucht der Fahrt noch zu erhöhen, fasse den Skistock fest mit beiden Händen, bereit zum Schlagen.

In fliegender Fahrt kommt das Gebüsch näher, der Schattenriß der kleinen Stämmchen, die ich mir gemerkt habe, genau voraus. – Und jetzt: statt im Telemarkschwung abzubremsten – hinein in das Gebüsch in voller Fahrt, die Augen zugekniffen, gegen die schlagenden Zweige.

Dem Fasan muß wohl zumute sein, wie einem Menschen, auf den unversehens eine Lokomotive zubraust. Meist bilden Fasan, Bretter, Stock, Gestrüpp und Mensch einen Aufruhr, als sei eine Bombe eingeschlagen.

Ein paarmal ist es tatsächlich gelungen: da liegt ein überfahrender, erschlagener oder vor purem Schreck gestorbener Fasan.

Dann kaure ich im Gebüsch, zerschrammt, verbeult, den warmen Leib des Vogels unter der Jacke und eine Riesenangst im Herzen; – hat es auch niemand gesehen?

Zu Hause erzähle ich dann, ich hätte das Tier erfroren im Schnee gefunden. Ich finde auch Rebhühner. Man glaubt es gern, denn die Winter sind streng. Und solche erfrorenen Fasane haben noch einen weiteren großen Vorteil: einige Familienmitglieder wollen sie nämlich nicht essen. Um so besser: ein um so größerer Teil kommt dann auf mich. Der Frische wegen habe ich gar keine Sorgen. –

HILFSDIENST

Wenn die Jugend an "das Leben" denkt, so meint sie das Leben der Erwachsenen. Sie will vor praktische Aufgaben gestellt werden, sie will nützliche Arbeit leisten, wirkliche Männerarbeit. Wir können uns heute gar nicht mehr vorstellen, wie fern von wirklicher, nützlicher Arbeit, wie fern männlichem Leben die Jungens der sogenannten gebildeten Stände in der Vorkriegszeit erzogen worden sind.

Meine Generation ist die erste gewesen, die den völligen Zusammenbruch der Vorkriegstradition erlebte. Das neue Leben, das wir kennenlernten, bedeutete nicht mehr und nicht weniger als eine Revolution. Sie wurde geboren aus der Not der Kriegszeit. Deutschland brauchte die Kraft jeder Hand, auch wenn diese Hand noch jung, schwach und ungeübt war. Alles, was man heute Arbeitsdienst und Wehrsport nennt, das haben wir als Hilfsdienst und Jugendwehr schon vor 15 Jahren durchgemacht. Eine ausgezeichnete Schule; die Jugend hat sich damals genau so gut bewährt, wie sie es heute tut. Es begann damit, daß wir Gymnasiasten auf die Dörfer zogen, um Propaganda zu machen für den Kauf von Kriegsanleihe oder für die Hergabe von Gold, um Kupfer und Messing einzusammeln oder auch, um Lebensmittel von den Bauern zu erhalten.⁴

Zuerst kam uns das alles sehr sonderbar vor. Mit Herzklopfen pochte ich zum erstenmal im Leben an das Tor eines Bauernhauses, verlegen stand ich in der Tür vor der groben, verarbeiteten, mißtrauischen Bauernfrau und stammelte etwas vom Sinn der Kriegsanleihe und daß sie doch zeichnen sollten. Zum erstenmal empfand ich, daß meine Sprache anders war als die der Bauern, daß sie mich wahrscheinlich ebensowenig verstanden, wie ich ihren Dialekt verstand. Ich fühlte die Tiefe der trennenden Kluft, ja, es wurde mir bewußt, daß ich mich mit gebildeten Ausländern wahrscheinlich leichter verständigt hätte, als mit diesen deutschen Bauern, und das empfand ich zum erstenmal als Schmach und Schande.

Aber da half nichts: die Kluft mußte überbrückt werden, die Mauern mußten fallen, denn schließlich wollten wir ja etwas von den Bauern. Wahrscheinlich hätten wir uns für die Kriegsanleihe nie so stark eingesetzt, aber der Hauptkampf galt den

⁴ Dies ist eine Schlüsselstelle des 1934 veröffentlichten Buches. Die zeigt Momente einer Kontinuität, deren Relevanz für viele jungen Männer seiner eigenen Generation der Autor wohl zu recht annimmt. – Es geht hier nicht um die NS-spezifische Ideologie, sondern um entwicklungspsychologische Momente, die von einer jeweils vorherrschenden Ideologie funktionalisiert werden (können). Siehe auch analoge Elemente der kollektiven Jugenderziehung in der frühen DDR.

Lebensmitteln. Man dachte an die Menschen, die zu Hause hungrig waren. Man fühlte sich für sie verantwortlich. Auf diesen Hamsterfahrten war man auf einmal der Ernährer der Familie und damit ihr Oberhaupt.

Jeder Hof war damals wie eine kleine Festung, die sich gegen die Stadt verteidigte. Hunde rasten mit wütendem Gekläff hinter den Bretterzäunen, wenn wir uns in die einzelnen Höfe verteilten. Wir sahen ihre giftig gebleckten Zähne, wenn sie die Schnauzen durch die Spalten der Hoftore schoben, um uns besser anzuklaffen, wir sahen die abweisend geschlossenen Fensterläden, und uns war gar nicht wohl zumute.

Man mußte schon sehr keck und zugleich sehr bescheiden sein, um aus dem Bauern etwas Proviant herauszulocken. Man mußte lernen, ihn richtig anzureden in seiner Sprache, in seinem Dialekt. Man mußte Bescheid wissen: deutlich mit der Nase schnuppern, wenn die Frau sagte, sie hätte nichts, obwohl es doch im ganzen Haus paradiesisch nach frischen Würsten duftete. Wie stolz war man dann, wenn der Rucksack schwer wurde von Kartoffeln, wenn man eine Wurst obenauf packen konnte, oder ein Pfund Quark, oder gar etwas Butter. Wie vorsichtig trugen wir nicht die erbeuteten Eier in der Mütze. Geschickt mußte man sein, Freunde gewinnen, den Bauern bewegen, mal in der Stadt vorbeizukommen. Geld war nicht mehr die Hauptsache; bei der Warenknappheit begannen die ersten Tauschgeschäfte: ein Huhn gegen ein Kleid, ein Pfund Butter gegen ein Paar alte Schuhe.

Der Rückmarsch war nicht anders, als eine Patrouille gegen den Feind. Der Feind war der Landjäger. Bauern und Hamsterer waren gegen den Landjäger im Bunde. An allen Landstraßen erkundigte man sich gegenseitig, ob welche unterwegs wären. Vorsichtig verließ man die Höfe, rückwärts, durch die Obstgärten. Den Bahnhöfen näherte man sich wie einer feindlichen Stellung; sehr oft war sie "besetzt", Fallen waren gestellt. Dann schickte man Kameraden mit blind ausgestopften Rucksäcken zur Erkundung vor. Manchmal wurde man doch geschnappt. Manchmal wurden ganze Züge voll Hamsterer "überfallen". Dann zersplitterten Fenster unter dem Anprall von Kartoffelsäcken. Nach allen Seiten brachen die Flüchtlinge aus, querfeldein rennend wie Hasen.

Wie glücklich aber war man, "gerettet" und beutebeladen nach Hause zu kommen; wie konnten damals die Augen der Hausfrauen leuchten vor Freude über etwas fette Nahrung für die ausgehungerten, hohlwangigen Kinder. Wenn es um Kinder ging, dann galt den Müttern keine Vorschrift mehr, sich auf die winzigen Rationen zu beschränken, die es auf Karten gab. Und das war recht so, meine ich.

Seltsam war das im Krieg: Auf der einen Seite rückten Stadt und Land einander näher; die Stadt kam zum Land, weil sie es brauchte, weil der Städter zum erstenmal

wieder seine Abhängigkeit von den Erzeugnissen des Bodens zu spüren bekam. Auf der anderen Seite wuchs Haß zwischen Stadt und Land: Der Bauer begann die Stadt zu hassen, weil sie ihm Lebensnotwendiges entzog, was mit dem Geld, für das es wenig zu kaufen gab, nicht zu ersetzen war. Die Stadt begann das Land zu hassen, weil der Bauer mehr zu essen hatte als der Städter, weil er nichts herausrücken wollte und hochmütig wurde. Viele Städter ballten insgeheim die Fäuste, wenn sie beim Bauern Bittgänge tun mußten, und der Bauer spürte es; viele Städter schworen sich, den Hochmut der Bauern zu rächen, sobald es "wieder anders käme".

Gleichzeitig begann für Stadt und Land die unselige Papierwirtschaft, die bis in die jüngste Zeit hinein das Leben unseres Volkes vergiftet hat. Die Flut der Formulare, der Lebensmittelscheine und -karten, die behördliche Bewirtschaftung des ganzen menschlichen Lebens setzte ein. Sie hat mehr verbittert, mehr Leben vernichtet, als eine feindliche Armee.

Natürlich begriffen wir Jungen nicht die volle Schwere des Krieges. Als wir zum erstenmal zum Hilfsdienst eingesetzt wurden, auf die ungeschickte und tastende Art, die jeden Versuch mit ganz neuen Dingen kennzeichnet, kam uns das Ganze ziemlich lächerlich vor.

Zu Beginn des Sommers 1917 schickte man uns in die Wälder zum Laubheu sammeln. Wir betrachteten die Sache wie eine Art Schulausflug, als guten Spaß.

Jeder bekam einen Sack. Am Waldrand erwartete uns ein Förster, verteilte uns zu langer Kette. Der Lehrer stand ziemlich hilflos dabei, seiner Autorität beraubt. Er hatte nichts mehr zu sagen. Ungeschickter als wir Jungen, fing er schließlich auch zu sammeln an, ganz lächerlich kleine Hände voll. Er stopfte die Blätter in die Säcke seiner besseren Schüler, die sich beflissen in seiner Nähe hielten. Schon in der ersten Stunde schieden sich die Geister: die körperlich geschickten und arbeitsfreudigen auf der einen Seite – und das waren eben nicht die besten Schüler; – die Brillenknaben und Musterknaben auf der anderen Seite, ein zages, mißmutiges Häuflein, das beim Lehrer Halt und Stütze suchte, auf einem Gebiet, wo er versagen mußte.

Es war eigentlich gar nicht schön, das junge Laub von den Zweigen zu streifen. Es verschimpfte den Wald, es war zerstörerisch, ohne großen Nutzen. Es schaffte auch nicht recht und konnte niemals gründliche Arbeit sein, weil wir ja doch nur die untersten Zweige erreichten.

Ein paar Freunde und ich hatten unsere Säcke nach ein paar Stunden voll. Dann waren wir frei, entfernten uns weit von den anderen. Wir lagerten im Moos unter den Domkuppeln herrlicher Buchen, deren junges Laub von der Sonne in einem Glanz von

Grün und Gold durchleuchtet war, wir übten uns im Messerwerfen und im Bogenschießen, wir malten uns das Leben der Steinzeitjäger aus und machten in Gedanken reiche Beute an wilden Pferden und Mammuten, denn hungrig waren wir immer. Wir drehten uns Zigaretten aus welken Brombeerblättern und Buchenlaub, stritten uns über die Güte der verschiedenen "Marken". Gut schmecken tat keine, wir rauchten auch nur, weil es verboten war.

Das Laubheusammeln kam bald wieder außer Mode. In dieser Zeit wurden viele volkswirtschaftliche Pläne, meist von Professoren, ausgeheckt. Zeitweise sammelten wir auch Brennesseln zur Herstellung von Faserstoffen, und einige Wochen lang arbeiteten wir in einer furchtbar stinkenden Fabrik, in der Kohlrübenschnitzel zu Kaffee-Ersatz gedörrt und geröstet wurden.

Die Landarbeit auf den Gütern war besser organisiert. Wir traten an die Stelle der polnischen Schnitter. Es war Hackarbeit in den Rübenfeldern. Die Wertungen der Schule hatten keine Geltung mehr. Die in der Schule Fleißigen waren auch hier fleißig, aber gerade bei ihnen schaffte es nicht recht. Es zeigte sich, daß es Jungens gab, die für Arbeit eine gute Hand hatten; das waren meist nicht die besten Schüler. Andere wieder brachten nichts zuwege. Fing die ganze Kolonne in einer Linie an, jeder vor seinen zwei Pflanzreihen, so hatten einige sich bald vorangearbeitet. Dann kamen Rufe von hinten: *He, langsam*, – Rufe, die zur Solidarität mit der Masse aufforderten. Aber die Fleißigen hörten nicht darauf, die Arbeit überkam sie wie eine Art Rausch. Die Arbeit war eintönig; es zeigte sich indessen, daß selbst die einfachste Arbeit ihre Künste hat, daß man auch solch eine Sache gut oder schlecht machen kann. Einige arbeiteten mit unbewegtem Rumpf, nur von den Armen aus. Andere knickten bei jedem Schlag den Oberkörper, wie ein Specht, der hackt. Nur wenige bekamen schnell den rechten sparsamen Schwung heraus, der von den Hüften nach der Schulter geht und von dort in die Arme. Zum Frühstück und nachmittags kam ein Handwagen vom Gutshof, brachte eine Milchkanne voll Kornkaffee und Brote, die mit Pflaumenmus bestrichen waren. Der laue Kaffee mit dem Korngeschmack, das frische Mus mit seinem Nußgeschmack mundeten prachtvoll; sogar das Brot war gut. Zum erstenmal empfanden wir, was es heißt: sein Essen sich verdienen. Bei der Arbeit wurde viel gesungen. Es entwickelten sich Vorsänger und Dichter. Wir dichteten viele Wanderlieder in "Hacklieder" um. Sie waren nicht schlecht. So entsteht Volkskunst. So entsteht Arbeitsgemeinschaft.

Die Landarbeit lief über das Gymnasium als eine Welle der Begeisterung.

Von der Schule habe ich für diesen Sommer und für den Sommer 18 kaum eine Erinnerung. Wir waren dauernd unterwegs. Von Mai bis mindestens September. Die

Arbeit wurde für so wichtig angesehen, daß wir sogar für unsere Fahrräder wieder Reifen bekamen, nachdem wir die alten Reifen erst hatten abliefern müssen. Die Pneumatiks, aus Abfällen und Rückständen hergestellt, waren hart und brüchig, die dunkle Gummimasse glitzerte wie Granit. Besonders die Ventilgummis waren so schlecht, daß man alle paar Stunden die Luft verlor. Wir umwickelten die Reifen mit Lappen und Lederstücken. Einige fuhren laut klappernd auf Eisenreifen, die mit Spiralfedern an den Felgen befestigt waren. Ich lernte kaputte Schläuche sehr schnell mit Heftpflaster zu reparieren. Heftpflaster gab es noch, es war besser als der Flickgummi.

Wer Glück hatte, kam ganz aufs Land, entweder zum Bauern oder auf ein Gut. Ich kam natürlich auf das Gut meines Vaters. Es war das die erste Zeit seit anderthalb Jahren, daß ich wieder satt zu essen bekam. Ich wohnte nicht im Herrenhaus, sondern über dem Stall in einer Knechtskammer, bei den drei russischen Kriegsgefangenen, die unsere Arbeiter waren. Es war das erstmal, daß ich in rotkariertem Bettzeug schlief und früh um vier aufstehen mußte. Am Anfang konnte ich abends vor steifen Knochen kaum mehr kriechen, aber dann wurde es besser. Ganz allein hatte ich ein Gespann zu versorgen. Ich lernte pflügen, ich lernte mähen. Besonders das Mähen war wunderbar; frühmorgens, wenn man Futter machte, ganz allein vor Tau und Tag mit Gaul und Leiterwagen: schneiden, harken, laden, alles allein. Außer mir gab es noch einen Knecht und die drei Gefangenen. Herrlich war die Heuernte. Lagen wir in der Frühstückspause im Schatten der Heuhaufen, aßen wir alle aus einem Topf große Mengen weißen Käse zu schönem Bauernbrot. Hatten wir uns die Pfeifen gestopft mit einem furchtbaren Knaster, dann erzählte Abraham, der langbärtige Kriegsgefangene, aus dem Kaukasus die schönsten Geschichten: Wie die Kirgisen, wenn sie ein Pferd schlachten, ein Messer hoch in die Luft werfen und das Tier wählen, auf das es niederfällt, auch wenn es das schönste der Herde ist. Wie die Kamelhengste miteinander kämpfen, wie man Hasen beschleicht. Und zahllose Geschichten vom lieben Gott. Zum Beispiel wie das Weib erschaffen wurde: Als Gott die Rippe von Adam genommen hatte, kam der neu erschaffene Hund, schnappte die Rippe und sauste davon. Der liebe Gott schnell hinterher; erwischte ihn aber nur noch am Schwanz, den er ihm ausriß. "Schad' nichts", sagte der liebe Gott, "so ein Weib kann man schließlich auch aus einem Hundeschwanz machen."

Ich verdiente täglich 50 Pfennig. Den Wochenlohn nahmen mir die Russen Sonntags immer wieder ab, wenn wir *17 und 4* spielten. Ich mochte das Spiel gar nicht, weil ich stets verlor, machte aber mit aus Kameradschaft. Die Russen schnitzten auch wunderbare Vögel und allerlei Spielzeug aus Spaltholz der Küche. Nie habe ich mich so auf das Essen gefreut und nie werde ich mich wieder so freuen. Abends gab es oft Waffeln mit Butter bestrichen, heiß, mit großen Mengen von Blaubeeren dazu. Das

war das schönste Gericht. Nachts mahlten wir heimlich Mehl in der kleinen Wassermühle; ich war Horchposten an der Landstraße für den Gendarm. So hatten wir immer genügend Brot. Das Korn war überall versteckt. Ich versteckte einen Sack unter der Motorhaube des uralten Adlerwagens, der in der Remise stand. Es war das erstmal, daß ich die Eingeweide eines Autos sah. Ich drehte den Motor mit der Kurbel durch, probierte alle Hebel und träumte davon, wie es wäre, wenn wir Benzin hätten.

Abends ritten wir die Pferde in die Schwemme. Das schweißige Haar der Felle kitzelte die nackte Haut der Beine. Man spürte ihre Wollust, wenn sie ins Wasser gingen. Wonige Schauer überliefen ihre Haut. Dann neigten sie die Häuse und tranken tief. Man spürte die schlüpfenden Züge wie das Saugen einer Pumpe. Es trieb einem die Beine auseinander, wenn sie sich vollschlammten. Dann begannen sie mit den Vorderhufen abwechselnd zu schlagen, sich ganz mit Wasser zu bespritzen. Zum Schluß trieben wir sie im Trab flußauf und flußab mit rauschender Bugwelle. Es gab viel Lachen und Geschrei. Am Ufer standen die Mädchen mit hellen Kleidern, sahen zu und lachten. Waren die Gäule schwer wie Schiffe aus dem Sog des Wassers herausgestiegen, trabten sie den Uferhang hinauf, setzten sich, sobald der Boden flach wurde, quer über die Wiesen in Galopp. Unter ihren schweren Hufen zitterte der Wiesenboden, der Kies der Wege flog. Die schweren Gäule waren wie Sturmböcke, Mauern hätten sie einrennen können. Dann drängten sie sich durch die Stalltür mit solcher Wucht, daß man sich schnell tief bücken mußte und die Beine sehr in acht nehmen, rechts und links. als ob die Gäule wüßten, daß in dieser Freizeit die Menschen nicht mehr ihre Herren waren.

Sobald ich gelernt hatte zu arbeiten, bekam ich eine natürliche Autorität unter den Russen. Es war merkwürdig, wie schnell das ging, sie ordneten sich ganz von selber unter, genau wie die Pferde. Von morgens vier bis abends neun war ich ununterbrochen zu Gang. Ich wurde groß und stark dabei. Ich wurde stolz auf meine Muskeln, und daß ich die Wirtschaft in Gang hielt. Es war eine herrliche Zeit.

"NON SCHOLAE SED VITAE DISCIMUS"

Das Wort hing in Goldbuchstaben irgendwo an den Mauern des großherzoglichen Gymnasiums; es sah aus wie gehenkt. Wir hörten es oft mit Pathos und vor Entrüstung bebend, durch Vollbärte uns zuge donnert, und wir vernahmen es mit Hohn. Es bewirkte, daß die Klasse aus allen möglichen Stellungen krampfhaften Dösens sich ins Sitzen zurechtrelte und mit Augen, blank vor Schadenfreude und Trotz, dem Lehrer grade ins Gesicht blickte. Denn es waren immer die dem Leben fernsten Fächer, bei denen er uns damit weckte, nachdem es uns mit Anstrengung gelungen war, in einer Art von Selbsthypnose die Schulstunde völlig zu vergessen.

Denn wir fühlten, daß diese Schule uns nichts gab, was dem Leben diene; nicht unserm Leben. Wir fühlten, daß der Krieg draußen alles verändern würde, wir wollten keine Ärzte, Kaufleute, Juristen werden wie die Alten; wie ein Lehrer nicht zu sein hatte, das sahen wir ja leibhaftig vor uns. Mit fünfzehn Jahren waren wir fertig ausgebildete Verschwörer. Der Zusammenstoß zwischen uns und den Lehrern war der Zusammenstoß zweier Zeitalter. Urfehde war zwischen uns und der Schule. Wohl gab es Waffenstillstand zu gewissen Stunden und gewissen Lehrern gegenüber, aber niemals Frieden. Die Behauptung, daß die Schule unser Bestes wolle, reizte nur zur Revolte. Wir verneinten alles, was von ihr kam, so stark, wir waren so unbedingt ihr Gegenteil, daß es nur einen Weg hätte geben können, uns der Tugend zuzuführen: wenn der Lehrkörper der Inbegriff aller Laster gewesen wäre.

Es wimmelt in der Literatur von gefälschten Schülererinnerungen. Sie sind nicht bewußt gefälscht, sondern entstanden aus der Unfähigkeit fast aller Erwachsenen, sich in ihr Wesen zwischen dreizehn und sechzehn Jahren zurückzusetzen.

Als größte Lüge erscheint mir die Behauptung, das Leben sei in diesen Jahren ziemlich einfach und sorglos gewesen. Einige gehen so weit, daß sie behaupten, es sei sogar verhältnismäßig "rein" gewesen. Ich glaube nicht, daß es so etwas je gegeben hat oder geben wird. Denn in der Entwicklung eines jeden Menschen wiederholt sich die Geschichte der Menschheit. So sind wir Steinzeitjäger gewesen und haben Höhlen gebaut. So sind wir Indianer gewesen und haben wie Schlangen ausgestreckt auf Baumästen den Feinden aufgelauert. So sind wir Jäger gewesen und Wild, Mörder

und Poeten, Diebe, die in hohlen Bäumen Schätze aufbewahrten, und Schergen, die sie henkten, weise Philosophen und wollustgepeitschte Wahnsinnige.

Wohlgemerkt: wir sind das alles wirklich gewesen in den verschiedenen Graden und Stadien, die wir durchlaufen haben. Wir haben es erlebt mit einer Stärke, der nichts gleich gekommen ist, was uns später im Leben die Wirklichkeit geboten hat.⁵ Und wenn es in der jungen Horde, die mit dem Leben der Erwachsenen nichts, aber auch gar nichts zu tun hat, nicht echten Mord und Todschatz gibt, so ist das nur ein Beweis dafür, daß der Mensch ein ziemlich zähes Leben hat und daß die Technik des Tötens gelernt sein will; am guten Willen hat es nicht gefehlt.

Wer aber ist dies "wir"? Sicherlich nicht unsere Generation in ihrer Gesamtheit, sondern die geborenen Führer in ihr. In meiner Klasse eine Bande, zu der auch ich gehörte, meist junge Aristokraten, mit größerer Überlegenheit der Schule gegenüber, mit heißerem Blut und wilderen Instinkten als der Rest, der einfach aus unseren Untertanen bestand. Es ist bezeichnend, daß wir mehr Umgang mit den ein, zwei Jahren Älteren hatten als mit unserer eigenen Klasse. Es ist ebenfalls bezeichnend, daß aus den meisten, soweit sie nicht gefallen sind, in den Jahren der Weimarer Republik nicht viel geworden ist, während ich seit der nationalen Erhebung ein paar der alten Freundgestalten wieder und wieder durch die illustrierten Blätter ziehen sehe. Ziemlich unverändert übrigens, denn es ist ein Zeichen guter Rasse, daß sie ihre Form erhält.

"Einfach und sorglos" – wahrhaftig, so war unser Leben nicht! Es war im Gegenteil im höchsten Maße kompliziert und schwierig. So begann der Tag mit Verschlafen, gefolgt von blitzartigem In-die-Kleider-Fahren, gefolgt von wilder Radeljagd und, wenn das Glück günstig war, mit Durchbruchgefechten gegen auflauernde Banden fremder Schulen. Dann kamen die fünf oder sechs Stunden ununterbrochenen Indianerkriegs gegen die Schule. Nicht etwa dumme Streiche, wie sie mit solcher Vorliebe von älteren Herren erzählt werden, sondern wirklich harte Arbeit, Konzentration, überlegene List hat es gebraucht, in der Religionsstunde den Homer zu präparieren, trotz allen Gequassels auf dem Katheder, trotz des störenden Aufgerufenwerdens, und in der Lateinstunde die Mathematikaufgabe zu machen und in der Pause den Aufsatz. Aufregend und schweißtreibend war es, in wenigen Minuten in fliegender Hast alles das zu tun, was man zu Hause in Stunden an Arbeit hätte leisten müssen, und

⁵ Diese regressive Orientierung (und Idealisierung) dürfte ein Faktor seiner Hinwendung zu den Nazis gewesen sein: Sehnsucht nach eindeutiger Unterscheidbarkeit von Freund und Feind, eindeutigen Empfindungen und Leidenschaften, nach Möglichkeiten, sich als "Sieger" zu erfahren. Sie ist auch heute zu finden in den Argumentationen von Neonazis. – Die Zielsetzung des Tötens als eindeutigster ("reinsten") Entscheidung kann sich hieraus ergeben (siehe auch die literarischen Werke Jean Genets), allerdings stellt sich die Frage, ob hierzu nicht noch andere psychosoziale Vorbedingungen gegeben sein müssen.

nebenher die Klassenfehden nicht auzulassen, wo Ehre auf dem Spiel stand. Da waren Gerichtsentscheidungen zu treffen unter den Untertanen, da waren Schuldige zu bestrafen, da war der eigene Rang durch immer neue Kämpfe zu behaupten, da waren Feldzugspläne zu machen und durchzuführen, da war – – oh, da war niemals eine Sekunde Zeit zu verlieren. Daß wir frech aussähen, fanden nur die Lehrer; in Wirklichkeit wren wir tiefernt, achtsam auf Haltung, beladen mit Verantwortung, mit Sorge um viele Dinge, ernste Götter mit dräuenden Stirnen und geballten Muskelbündeln für die schwächeren Kameraden.

"Sorglos"!– Großer Zeus, wie ist uns manchmal zumut gewesen, wenn wir eine unterlegene Streitkraft ins Schlachtfeld der Lehmgruben gegen die Mannschaft dreier vereinigter Dörfer führen mußten. Die Schlächterhunde, die die Dorfdeibels gegen uns ins Treffen führten, waren nicht weniger furchtbar als die Elefanten Hamilkars den Römern, die Tonklumpen nicht weniger gefährvoll als die Pfeile der Parther und die mit Nägeln durchbohrten Knüppel so drohend wie die Keulen der Berserker. Und wir hatten den Barbaren nichts entgegensetzen als den Stolz der blauen Mützen, die Fäuste selbst, eine überlegene Strategie und das Bewußtsein, daß der Feind im Grunde feige war. Und ich meine, daß unsere Tradition noch fortlebt unter den Generationen, die sich heute um die längst ersoffenen Lehmlöcher balgen mögen, so wie auch wir auf eine Kampftradition zurückblickten.⁶

Wir wurden groß im Zeitalter der "Aufklärung". Zwar blieb sexuelle Aufklärung uns noch erspart – schade eigentlich, das hätte ein gutes Hohngelächter mehr gegeben –, aber es gab immerhin schon ausgeruhte Lehrerköpfe, die weise von "Migräne" bei uns redeten, und lockenreiche Manchestersamtgestalten, die von "Kameradschaft" zwischen Lehrer und Schüler faselten. Gerade sie wurden am härtesten in ihre Schranken zurückgeworfen: Wieviel gestohlenen Glück von freien Stunden und ganzen Tagen hat uns die Migränemode verschafft, mit welcher kühlen Selbstverständlichkeit sind wir bei Wanderungen von der Masse abgeschwenkt.

Nein, wir waren nicht rein, sondern im Gegenteil: nicht umsonst lebten wir in der Stadt der Mädchenpensionate⁷, und nicht umsonst war Krieg, mit großer Knappheit an

⁶ Daß diese militaristische, an hierarchien und feinden orientierte grundhaltung der männlichen jugend zu jener zeit wohl durchaus repräsentativ war, belegen andere literarische oder filmische zeugnisse, z.b. von louis pergaud: *'Der Krieg der Knöpfe'*, fielding: *'Der Herr der Fliegen'* und erich kästner: *'Emil und die Detektive'*. Stärker von humanistischen impulsen geprägt sind die bücher von wilhelm speyer: *'Der Kampf der Tertia'* und *'Die goldene Horde'*. Henry winterfeld gelingt in seinem *'Timpetill'* eine umwandlung dieser haltung ins nichtmilitaristische und sozial konstruktive. (In dem nach dem buch entstandenen spielfilm *'Les enfants de Timpelbach'* von 2008 wurde allerdings wieder ein übergewicht der kriegerischen ideologie hergestellt!)

⁷ In weimar bestanden im kaiserreich durchgehend zwischen 20 und 30 mädchenpensionate für *Töchter aus gutem Hause*, die in der "Klassikerstadt" ihre musische bildung und gesellschaftliche erziehung vervollkommen sollten. Während der Weimarer Republik (!) wurden diese privatanstalten nach und nach durch staatliche anerkannte *Schulen für Frauenberufe* abgelöst.

junger Männlichkeit. Ich meine, daß wir ein, zwei Jahre früher reif geworden sind, als die vor uns und als vielleicht die nach uns sein werden. Frauen und Mädchen waren damals von überraschend angreifendem Mut, und wir haben nicht gezögert, ihnen auf ihr Kampfgebiet zu folgen. Das war natürlich ein Eingriff in die männliche Kameradschaft, aber es lohnte sich, so fanden wir, durch ungeahnte, fast unglaubliche Erregungen.

Wir sind auch heute nicht besonders alt und haben weder mit dem Leben noch mit den Frauen abgeschlossen. Sicher aber ist eins: unmöglich könnten wir die Annäherung an ein Mädchen mit soviel List, mit soviel Freude am Geheimen durchführen; unmöglich könnten wir Nebenbuhler mit solcher Tücke aus dem Weg schaffen, nichtsahnende Elternhäuser nachts so lautlos erschleichen, Fassaden erklettern, durchbrennen und ganz allgemein soviel Glück und Spannung aus der ganzen Affäre herausziehen, wie damals mit fünfzehn, sechzehn Jahren.

Wo blieb bei alledem die Schule? – Sie ahnte nichts von uns, sie war die greisenhafte, halbblinde Großmutter, die man an der Nase herumführen und über ihren eigenen Schatten hüpfen lassen konnte. Sie drohte noch immer kraftlos mit der Zuchtrute, aber sie traf nicht mehr.

Heute, zwanzig Jahre später, stelle ich fest, was Tausende vor mir gesagt haben, ohne Zorn und ohne Eifer: Erst zehn Jahre nach meiner Schulentlassung konnte ich wieder anfangen, Klassiker zu lesen; ein Jahrzehnt habe ich gebraucht, die Abneigung zu überwinden, die der Paukbetrieb mir eingimpft hatte.

Zehn Jahre habe ich gebraucht, bis ich mich wieder zum Glauben an Ideale und an hohe Dinge aufschwingen konnte. So stark bin ich durch falschen, vorgetäuschten Idealismus, durch falschen verlogenen Glauben in Schule und in Kirche zum Stand des krassesten Materialismus, der totalen Glaubenslosigkeit herabgedrückt worden. Es hat im übrigen Tausende gegeben, die sich davon nie haben erholen können und innerlich längst zugrunde gegangen sind

Nach zwei- und vierjährigem Unterricht in Englisch und Französisch habe ich beim ersten Versuch im Ausland erfahren, daß ich kein Wort der Umgangssprache verstand. Mehr Mühe als das Neuerlernen hat das Vergessen des falsch Erlernten, vor allem mit seiner grauenhaften Aussprache, gemacht.

Ich lerne heute wieder Geschichte. Fange überhaupt erst an zu begreifen, was Geschichte ist. Niemals ist mir Geschichte durch die Schule lebendig geworden. Nicht eine Gestalt eines großen Mannes ist mir durch die Schule aufgegangen.

Geographie: die Welt war ein Globus aus Papiermaché. Das Großherzogtum Sachsen-Weimar war Weltmittelpunkt. Die Erdteile schwammen vage auf den Meeren. Afrika: das waren sechs Flußnamen, ein höchster Berg und die Neger. Amerika, das waren wieder sechs Flüsse, Gebirge und Neuyork. Die Weltkugel hing im Netz ihrer Längen- und Breitengrade, wie ein toter Schellfisch im Marktnetz einer Hausfrau.

Aber zu Hause! Wenn ich da Sven Hedin oder Nansens Reisen oder Stanley oder Amundsen las, dann lebte die Geographie. Dann strömte die Welt über von seltsamen Völkern, von Wirtschaftsbeziehungen, von Schätzen. Dann schwitzte ich mit Stanley im dunkelsten Afrika und erfror mir die Füße mit Amundsen bei 40 Grad Kälte am Südpol.

Zu Hause lebte auch die Geschichte: wenn ich Felix Dahn las oder Gustav Freytag oder Treitschke, dann konnte ich jubeln über den Sieg eines Helden und Tränen vergießen über seinen Tod.

Mathematik und Physik haben auf der Schule zu meinen schlechtesten Fächern gehört. Weil sie keine Anwendung hatten auf die Praxis und darum keine Gestalt. Aber zu Hause, da baute ich Elektromotoren, Klingelanlagen, freifliegende Flugzeugmodelle.

Als ich zur Marine kam, begriff ich das Physikbuch der Marine augenblicklich: hier war der Stoff im Hinblick auf die Praxis dargestellt. Weil man Physikkenntnis brauchte, um ein Schiff in Fahrt zu halten, so lernte man eben Physik. Weil man Mathematik brauchte, um ein Schiff zu navigieren, so lernte man eben Mathematik, leicht und mit Feuereifer.

Man muß der Schule den Krieg zugutehalten, und das tut man ja auch. Aber wenn auch die Lehrer meiner Zeit besonders alt und verkalkt gewesen sind, so waren sie doch typisch für die Menschenklasse "Oberlehrer". Vielwissend und instinktlos, hochmütig im Geist und arm an Menschentum, tyrannisch und ohne echte Macht. Ein trauriges Mittelmaß, das den Lehrerberuf ergriffen hatte, selten aus natürlicher Eignung oder Neigung, sondern angelockt durch Pensionsberechtigung und autoritäre Stellung.

Da ist keiner gewesen, den ich mir zum Vorbild hätte nehmen mögen.

SEEKADETTEN

"Der Schüler H. H. hat die Reife für Oberprima erhalten zum Zweck des Eintritts in die Kaiserliche Marine."

Am 20. Juli 1918 halte ich dies Papier in der Hand; der Tag erscheint mir als der glücklichste meines Lebens. Ich schüttele die Schule von mir ab wie ein Hund das Wasser aus seinem Pelz. Der Klassenlehrer gibt die letzte düstere Prophezeiung meines Untergangs: "Sie sind ein jähzorniger Mensch, jetzt wollen Sie auch noch Offizier werden. Sicher gibt's da ein Duell, und entweder Sie schießen ihn tot, oder er schießt Sie tot, und Sie sind für Ihr ganzes Leben unglücklich." Und er entläßt mich mit einer halb segnenden, halb bedauernden Gebärde.

Daß man im Krieg auch noch auf andere Weise fallen kann als im Duell, das ist ihm noch nicht aufgegangen.⁸ Was für ein Glück, daß der Krieg auf mich gewartet hat, was für ein Glück!

Solange ich denken kann, ist es mein Wunsch gewesen, zur See zu gehen. Am 22. Juli kommt die Aufnahmeprüfung in der Marineschule Flensburg. Was für ein Glück!

Während der ganzen Fahrt halte ich meine Physik- und Mathematikbücher auf den Knien, um mich für die Prüfung vorzubereiten – es tut dringend not.

In Wittenberge zweigt ein Teil des Berliner D-Zuges nach Flensburg ab. Auffallend viele jungen Leute meines Alters sind im Zug. Sie haben alle den gleichen, befangenen und gespannten Ausdruck. Im Gang stehe ich neben einem Jungen, der ein breites, freundliches Gesicht hat: "Sie fahren wohl auch zur Marineschule?"

"Ja, ich glaube, wir alle hier."

Wir fühlen sofort Gemeinschaft: gemeinsam ist der Druck vor der Aufnahmeprüfung, gemeinsam die Spannung vor dem Eintritt in eine völlig neue Welt.

Wir fahren durch eine Landschaft, wie ich sie noch nie gesehen habe. Wiesen, von Hecken und Knicks umsäumt; die Hecken wachsen aus Erdwällen. Überall sind Wassergräben. Seltsame kleine Pyramden von hellbrauner Farbe hocken auf Moorflächen. Es ist Torf, der erste Torf, den ich im Leben sehe. In der Luft leigt eine

⁸ Vermutlich ging es dem lehrer eher um eine generelle neigung heinrichs, entsprechende konfrontationen zur kompensierung eines narzißtischen defizits zu suchen oder sogar herzustellen.

ungewohnte Frische. Man spürt, daß der Wind aus weiten Räumen kommt, spürt einen Salzgeruch vom Meer. Es ist ein herrlicher Tag.

Mit einemmal scheint der Zug sich wie ein Luftschiff in den Himmel zu erheben, langsam und feierlich. Quer vor uns liegt eine ungeheuer hohe Brücke, sie steht auf langen, dünnen Spinnenbeinen. Die Stahlgitter der Träger sind fein wie dünne Bindfäden. Dann schwenkt die Brücke zu uns ein, ja, sie schwenkt ganz um uns herum – wir stürzen auf die andere Fensterseite – merken jetzt erst, daß der Zug sich eine Serpentinaufwindung hinauf windet zur Höhe der Brücke. Wir sehen ein großes Wasser unter der Brücke und eine Schwebefähre; wie von dünnsten Seidenfäden gehalten, gleitet sie unter dem Brückenbauch. Dann dröhnt das Echo der Brückengitter nachhallend an den Wänden des Zuges vorbei. Durch das flimmernde Netzwerk sieht man in der Ferne ein großes Schiff, sieht weit über die Ebene mit ihren Häuschen und ihren gefleckten Kühen, wie aus der Vogelschau. Nie habe ich etwas so Wunderbares gesehen. Das ist die Rendsburger Hochbrücke über dem Kaiser Wilhelm-Kanal.⁹

Auf dem Flensburger Bnhof werden wir von Maaten der Marineschule in Empfang genommen.

Die Hände in die Hüften gestemmt, die Handteller nach außen herunterhängend, sehr breitbeinig, so stehen sie da und mustern uns wie hohe Götter vom Olymp herab die Sterblichen. Ihre Stimmen donnern wie Zeus, aber sie setzen die Worte vorsichtig, als seien sie zerbrechlich, so schwer fällt es ihnen, militärische Sprache in ein Zivil zu übersetzen, das uns verständlich ist. Eigentlich müßten Dolmetscher da sein.

Wir schleppen unsere Handkoffer durch ein, zwei Straßen zum Hafen, man verlädt uns auf ein Fährboot, wir erfahren, daß das "der graue Esel" sei, der "graue Esel" fährt mit uns ab.

Die sinkende Sonne bescheint jenseits der Bucht die Marineschule, sie leuchtet wie ein Märchenschluß: jeder Ziegel, jedes ihre tausend Fenster scheint in Brand zu stehen. Es ist das gewaltigste Bauwerk, das ich je erblickt habe. Seine Front dehnt sich so lang wie eine ganze Stadt, ja sie hat sogar einen eigenen Hafen; eine Freitreppe führt hinab.¹⁰

⁹ Die *Rendsburger Hochbrücke* wurde zwischen 1911 und 1913 erbaut. Sie überspannt den Nord-Ostsee-Kanal und dient als eisenbahnbrücke; sie trägt eine angehängte schwebefähre für den fußgänger- und fahrzeugverkehr.

¹⁰ Die *Marineschule Mürwik* wurde 1907 gebaut; ihr architektonisches vorbild war die *Marienburg* bei danzig (von 1309 bis 1454 sitz der *Hochmeister* des *Deutschen Ordens* im *Deutschordensstaat*). In ihr wurden seeoffiziere der *Kaiserlichen Marine* ausgebildet. (1914 waren die seestreitkräfte des deutschen kaiserreichs nach der *Royal Navy* und vor der *United States Navy* die zweitstärkste marine der welt.)

Wir legen an; benommen wie eine Herde Schafe vom Geruch des Schlachthauses¹¹, so drängen wir die Granitstufen hinauf. Die enormen Augen riesengroßer Gallionsfiguren alter Schiffe blicken streng und hochmütig auf uns herab.

Höher und höher, von Terrasse zu Terrasse, gelangen wir endlich zu einem großen Tor. Fähnriche und Offiziere stehen davor, einige in Blau, einige in Khaki, einige mit Hockeyschlägern in der Hand. Sie mustern uns spöttisch und lachen.

Durch Gänge, deren Länge schwindlig macht, vorbei an Geschützen, vorbei an Schiffsmodellen in gläsernen Kästen werden wir in eine weite Turnhalle geführt. Die Turnhalle des Gymnasiums ist dagegen eine Streichholzschachtel. Wie ich die himmelragenden Kletterstangen und Seile sehe, erfüllt mich Ehrfurcht und Zweifel: ob ich da wohl hinaufkomme?

In zwei Reihen treten wir an, zweihundert Mann. Einige Offiziere mustern uns, teilen ein. Von ihren befehlenden Stimmen dröhnt die Halle.

In Gruppen von 10 Mann werden wir von Maaten auf unsere Stuben geführt. Die Stuben sind groß, aber vollständig kahl bis auf hölzerne Spinde und Schemel. An den Wänden sind starke Haken eingelassen. Wo sollen wir eigentlich schlafen?

In Hängematten! In Verschlagen, die in die Wände des Gangs eingebaut sind, liegen sie. Ich bin aufs höchste überrascht: eine Hängemate ist für mich immer ein Netz von Bindfaden gewesen. Diese hier gleichen Mumien: braune Würste, mannslang und mannsdick. Wenn man sie herausholt, krümmen sie sich wie lebendig. Man trägt sie in die Stuben, legt sie auf den Boden, schnürt sie auf. Die braune Hülle fällt auseinander und zeigt eine schmale Matratze und zwei Decken, beides in groben Leinenbezügen. Die Enden der Hängematte sind mit kurzen Tauenden verknüpft, zusammengehalten von eisernen Ringen.

Wir spannen die Hängematten von Wand zu Wand. Wir setzen die Spreizhölzer an Kopf- und Fußende in die Haltetaue ein. Jetzt sind sie Betten, Betten mit Seegang, die ganze Mannschaft schaukelt sich gegenseitig. Die lang angehaltene Spannung löst sich in Lachen und Schwatzen. Wir werden wild, wie junge Pferde.

¹¹ Beachte: selbst hier, am Ziel seiner sehnsüchtigen Wünsche, assoziiert der Autor eine zerstörerische Aussicht. Bei einer Grundorientierung an Hierarchie und Macht hat Wert nur, was – wie vermittelt auch immer – Angst einflößt. ("Wie die Schafe zur Schlachtbank gehen" ist eine verbreitete Redensart, die nach 1945 vorrangig auf die von den Nazis ermordeten Juden angewendet wurde – selbstverständlich auch dies mit abwertendem Unterton.) Die heutige Flut von Gewalt- und Horrorfilmen und entsprechenden Computerspielen dürften auch in diesem Zusammenhang stehen. – Ein paar Absätze weiter hebt der Autor positiv hervor, daß die Jungen von den Lehrern der Marineschule "nicht von oben herab behandelt, sondern kameradschaftlich und gleichgestellt" behandelt werden. Diese Diskrepanz zwischen Autoritäts- und Hierarchieorientiertheit einerseits und Autonomiebestrebung oder demokratisches Bewußtsein andererseits zieht sich durch Hausers Leben und Werk. Sie läßt sich möglicherweise verallgemeinern für Bewußtsein, Selbstbild und Menschenbild dieser Generation von Männern (in Deutschland).

In einer Hängematte zu schlafen, das ist schon fast so schön, als sei man auf einem Schiff. Man liegt eng, aber sehr geschützt und warm.

Am andern Morgen kommt die Aufnahmeprüfung. Sie ist verhältnismäßig leicht, die Lehrer, teilweise Offiziere, sind von ungewohnter Liebenswürdigkeit. Zum erstenmal wird man nicht von oben herab behandelt sondern kameradschaftlich und gleichgestellt. Am Abend ist die Prüfung bestanden – nur ganz wenige sind durchgefallen.

Wir treten in der Turnhalle an in dem Zivil, dessen wir uns bereits schämen. Die Maate gehen mit großen Haufen von Uniformstücken von Mann zu Mann und teilen aus: Einkleidung.

Zuerst bekommt jeder die blaue Garnitur, Marinehosen, Hemd und Überzieher. Gutes, schweres Zeug aus dicker Wolle; wir berühren es mit Ehrfurcht, so gute Stoffe hat es schon lange nicht mehr gegeben. Dann kommen Exerzierpäckchen, weiße Matrosenuniformen aus dickem Segeltuch, je vier Garnituren. Dann Unterzeug: Baumwollhemden mit kurzem Ärmel, den weitgeschnittenen Halsausschnitt mit blauer Kante eingefärbt, und lange Unterhosen aus Flanell. Es gibt nagelneue Exerzierstiefel aus ungefärbtem Leder, derbe Segeltuchschuhe mit Leder eingefärbt, einen dicken Wollschal, eine blaue Mütze und ein goldgesticktes Mützenband.

Zuerst tragen wir unser Zeug im Arm, aber es wird so viel, daß wir es nicht mehr halten können. Es wächst vor uns auf wie ein kleiner Berg, jeder bewacht seinen Schatz. Schuhputzzeug, lederne Schnürsenkel, alles wird geliefert. Zum Schluß bekommt jeder den "Rehbock", den Kleidersack aus schwerem geteertem Segeltuch. Nie zuvor sind wir so reich gewesen.

Noch sind wir ungeschickt wie Kinder. Verbringen den ganzen Abend damit, die neuen Stiefel mit Schmiere einzuschwärzen und weich zu kneten und die Wäschezeichen in die neuen Sachen einzunähen. Es ist erstaunlich, wie ungeschickt wir sind. Wir bewundern die Güte des Segeltuchs, das die Nadel kaum durchläßt. Wir bewundern, daß alles so geklappt hat und paßt, und daß in allen Kleidungsstücken Stempel sitzen. Wir nähen den goldenen Seekadettenstern an unser Jackenärmel und fühlen uns erhoben. Ja, wir sind glücklich, man versteht hier mit uns umzugehen, das ist etwas, was die Schule nie verstanden hat. Wir sind in eine Ordnung gekommen und in sichere Hand.

Unser Obermaat heißt Otto. Er ist klein, verwittert, dunkelbraun gegerbt wie eine Nuß. Straff und zäh wie eine Stahlfeder. Wie er uns mustert in unserer hilflosen Hantierung, fletscht er die weißen Zähne. Er ist wie ein scharfer Schäferhund vor

seiner Herde. Wir mögen ihn sofort gut leiden und haben Respekt vor ihm. Einen Stuhl benutzt er wie ein Pferd, sitzt verkehrt darauf, nimmt die Lehne zwischen die Beine und stützt die Arme obenauf.

So der zweite Tag.

Es kommt ein mächtiger Schwung in unser Leben. Im Morgengrauen zerreißen die schrillen Trillerpfeifen der Maate und ihre gellend langgedehnten Rufe: "Rise, rise!" den Schlaf wie Messer. Hat es am ersten Tag noch welche gegeben, die nicht gleich aus der Hängematte finden konnten, am zweiten Tag gibt es die schon nicht mehr: denen zieht der Maat einfach die Schleife auf, die die Hängematte am Haken hält. Zuerst am Fußende, damit sie wenigstens auf die Beine fallen, das zweitemal am Kopfende. Die Hängematten schweben mannshoch über dem Boden.

Noch im Nachthemd rollen wir die Hängematte zusammen, verschnüren sie sehr sorgfältig. Das hat seinen Sinn, weil nämlich die Hängematten an Bord zugleich als Schwimmgürtel dienen. Je besser sie verschlossen sind, desto länger bleiben sie schwimmfähig. Eine gutverschnürte Hängematte ist abends noch körperwarm wie eine gute Thermoskanne.

Folgen Freiübungen.

Dann geht es Schlag auf Schlag: Waschen mit viel Pusten und Spritzen, Anziehen, Frühstück, Exerzieren auf dem Hof, in der Turnhalle, theoretischer Unterricht, Mittagessen, wieder Exerzieren, Bootsrudern, Turnen, Abendbrot. In der Freizeit gehen wir wieder in die Turnhalle oder veranstalten ein Wettschwimmen in der Förde.

Es geht alles in einem Tempo, daß uns die Augen übergehen. Wir kommen überhaupt nicht zur Besinnung – nie zuvor hat man soviel von uns verlangt, und nie zuvor sind wir so glücklich gewesen.

Die Kameraden lernen sich kennen: zuerst die Gruppe, dann der Zug, dann die Kompanie, dann die zweite Kompanie, später auch Seekadetten und Fähnriche. Der Älteste unter uns ist 18 Jahre, ich bin mit 16 einer der Jüngsten. Nachdem unsere Köpfe gleichmäßig kurz geschoren sind, nachdem wir alle die gleiche Uniform tragen, sehen wir einander sehr ähnlich. Je mehr wir zu Soldaten werden, je mehr unsere Bewegungen durch turnen und exerzieren sich angleichen, desto ähnlicher werden wir uns und desto stärker wächst das Gefühl der Kameradschaft.

Nur zwei von uns haben eine Ausnahmestellung: Prinz Paul, ein Sohn des Königs von Griechenland¹², und ein Prinz Reuß. Die tragen eine blaue Krone an den Ärmeln ihrer Exerzierpäckchen und Sonntags eine Leutnantsuniform. Das kommt uns komisch vor: die gleichen Maate, die die Prinzen in der Woche zu kommandieren und zu schleifen haben, müssen Sonntags stamm vor ihnen stehen. Da kann etwas nicht stimmen, die Sache ist nicht in Ordnung. Der Reuß ist ein netter Kerl und fügt sich schnell in die Kameradschaft ein. Prinz Paul ist nicht gut angeesehen; der langaufgeschossene Junge mit den großen runden Brillengläsern ist ein schlechter Turner.

Das Turnen spielt die allergrößte Rolle. Hier sind im Anfang die ehemaligen Korpskadetten überlegen, weil sie die beste Ausbildung besitzen und die beste Haltung. Aber wir andern holen sie schnell ein. Wir verbringen unsere Abende im Turnsaal. Selbst wenn einem alle Knochen weh tun vom Gewehrexerzieren, selbst wenn man noch beim Abendesse meint, die Augen fielen zu – in der Turnhalle wird man nachher wieder frisch. Der Wetteifer spornt an und schafft ausgezeichnete Leistungen. Es wird besonderer Wert auf Mut gelegt. Man kann tatsächlich alles wagen, denn die Hilfestellung ist immer ausgezeichnet. Ebenso hoch wie der Ehrgeiz nach der Leistung steht der Ehrgeiz, keinen Kameraden stürzen zu lassen, auch wenn er mit den Beinen an den Barrenholmen oder sonstwo hängen bleibt. Mein Lieblingsgerät ist Reck.

Wenn aber die Maate turnen, so bleibt uns einfach die Spucke weg. Unser Obermaat macht uns die Rückenwaage vor, wobei er nur mit den beiden kleinen Fingern an der Stange hängt. Dafür hat er vom König von Spanien eine goldene Uhr bekommen.

Es geht heiß her beim Exerzieren. In der ersten Zeit sind unsere Schultern grün und blau vom Anknallen der Gewehre beim "Gewehr über". Man fordert von uns das äußerste. Wochenlang haben wir den "Schleifstein" an allen Gliedern zitternd und innerlich kochend vor Wut verlassen. Es ist ein Grundsatz, daß der junge Soldat zuerst "gebrochen" werden muß, ähnlich wie ein wildes Pferd. Den Sinn dieses Brechens haben wir erst nach Monaten richtig verstanden, nachdem der letzte Tropfen Eigenwillen aus uns herausgepreßt war, nachdem wir unser "Ich" ganz verloren hatten und aufgegangen waren in dem großen "Wir". Man nahm uns jedes Selbstbewußtsein

¹² König konstantin I: "Aufgrund seiner deutschfreundlichen Haltung – nicht nur entstammte er einer norddeutschen Dynastie, er war auch mit der deutschen Prinzessin Sophie von Preußen, Tochter des Kaisers Friedrichs III. und Schwester Wilhelms II., verheiratet – wollte er sein Land nicht in den Krieg gegen die Mittelmächte hineinziehen lassen." (*Wikipedia*) Da griechenland dennoch offiziell mit den alliierten Kräften verbündet war, ließ sich das 1917 nicht mehr durchhalten, worauf der könig zur abdankung gezwungen wurde. Prinz paul war 1947-64 könig von griechenland.

und jeden Stolz, aber wir bekamen ein neues Selbstbewußtsein und einen besseren Stolz dafür zurück.¹³ Nur wie gesagt, wir brauchten Monate, das zu begreifen.

Wir machten bis zu zweihundert tiefe Kniebeugen mit vorgestrecktem Gewehr hintereinander. Wenn einer am Zusammenbrechen ist, dann stellt sich der Zugführer neben ihn hin und häuft mit schäumendem Mund so brennende Schmach und Schande über ihn, daß der Junge sich immer wieder zusammenreißt. Wir machen Dauerlauf um die kilometerlangen Fronten herum, bis uns die Lunge beinahe durch die Rippen springt, bis wir wie die Hunde japsen, bis uns schwarz vor den Augen wird. Wir lernen, daß wir nicht zu laufen haben, sondern zu "spritzen". Dabei ist dies Ausgepumptwerden bis zur äußersten Grenze nicht ohne Humor, denn die Maate sind so überströmend von wunderbar drastischer Sprache, daß wir in aller Not manchmal vor Lachen beinahe sterben.

Heute weiß ich: das Schönste an jener Zeit ist das Gefühl vollkommener Sorglosigkeit gewesen. Stoff sein, der geformt wurde für einen hohen Zweck. Je stärker die Hingabe, desto besser die Form. Keine kleinlichen Sorgen mehr um Geld, um Essen, verschwunden der ewige Kampf der nicht gemachten Schularbeiten. Hart angepackt, voll ausgenutzt, fest eingeordnet in das Größte und Höchste, was es damals für uns gegeben hat: *die Kaiserliche Marine*.

Am stärksten leben wir in all den Übungen, die mit Seemannschaft zu tun haben. Wir lernen Morsen und Winken. Die Maate winken uns mit den Signalflaggen die Worte zu oder blinken sie mit Morselampen. Das sind andere Sprachzeichen als Griechisch und Latein, das sind Geheimsprachen von höchster praktischer Verwendbarkeit. Wir lernen sie mit Feuereifer, stürmen vor, wenn wir die Worte abgelesen haben, flüstern sie voll Stolz dem Signalgast ins Ohr.

Jeder will dabei der erste sein. Das Morsen ist so spannend, daß wir uns auch außerdienstlich mit Morsezeichen unterhalten, ja, wir sagen uns sogar im Unterricht mit Morsezeichen vor, mit den Augenliedern plinkernd.

Nachts sehen wir die Kriegsschiffe auf der Förde mit Scheinwerfern signalisieren. Das geht aber so schnell, daß wir nicht folgen können, sie morsen mit 120 Buchstaben in der Minute. Die Zeichen schwimmen zu Wortbildern, ein ganzes Wörterbuch muß erst in Rhythmen umgesetzt, fest eingepägt und dienstbereit in unseren Hirnen liegen.

¹³ vgl. heutige Formen von Mind Control.

Tagsüber sehen wir die Torpedoboote Torpedo schießen üben. Wir hören ihre dumpfen Sirenen bei jedem Abschluß, sehen die Furchen, die der Torpedo durchs Wasser zieht. Die Sirenen und die schwarzen Raubtiersilhouetten der Torpedoboote erzeugen in uns unbändige Sehnsucht, an Bord zu kommen.

Wir lernen Bootsrudern. Die Kriegsschiffboote sind mächtig groß, ihre Riemen vier Meter lang und außerordentlich schwer. Im Anfang kriechen unsere Boote übers Wasser wie Tausendfüßler, die vergessen haben, in welcher Reihenfolge sie ihre Beine bewegen sollen. Schmerzhaft stoßen wir uns gegenseitig die Riemenenden in den Rücken. Das ist das beste Mittel, um den Takt zu lernen. Die Arme bleiben gestreckt, Rücken und Handgelenke arbeiten allein. Die Rücken schnellen von tiefer Beuge nach vorn wie Stahlfedern bis zu flacher Lage nach hinten. Der Maat am Steuer hält die Ruderpinne zwischen den Beinen, singt den Takt und tobt, wenn kein Schlag in die Mannschaft kommt. Ist einer besonders ungeschickt, dann fischt der Maat mit großer Gewandtheit eine Qualle mit dem Ruderblatt, schmeißt sie mit Schwung dem Übeltäter ins Gesicht. Später rudern wir boots- und geschwaderweise um die Wette.

Es gibt ein halbes Dutzend Segeljachten, auf denen die Fähnriche das Segeln lernen. Oft rudern wir in der Freizeit abends nach Kollund herüber, das heute dänisch ist, und treffen dort die Fähnriche in einem Tanzlokal. Dann drücken wir uns heimlich weg, stürmen zum Hafen, besteigen die Jachten und segeln los – die Fähnriche müssen mit den Ruderbooten nach Hause pillen.

Das bedeutet Krieg.

Unsere Kriege werden nachts geführt. Es beginnt so: Wenn man im besten Schlaf liegt, fliegen auf einmal die Türen auf, und der dicke Wasserstrahl eines Hydranten ergießt sich über die Hängematten. Ein riesiges Kriegsgebrüll bricht los. Wir reißen die Spreizen aus den Hängematten und stürzen in den Kampf gegen die Angreifer, die mit Hockeyschlägern und mit den Gummischläuchen ihrer Badewannen bewaffnet sind. Der Kampf ist hart. Überall schrauben wir die Wasserschläuche der Feuerlöscher an die Hydranten und kämpfen mit den Wasserstrahlen. Der Druck ist so stark, daß sich keiner gegen ihn halten kann. Gefangenen wird die Feuerspritze unters Hemd gebraust. Das Hemd steckt in der Hose, bläht sich auf und zerplatzt. Gefangene der Fähnriche werden von oben bis unten mit Stiefelschmiere eingeschwärzt. Wir aber haben einen Sack Zement geklaut und schmieren den Gefangenen so viel Zement ins nasse Haar, daß die Frisur versteinert. Die Matrosenposten verdrücken sich um die Ecken. Durch die langen hallenden Korridore tobt die Schlacht, sie endet immer mit einem "Hipp Hurra", das man sich gegenseitig ausbringt.

Kommt aber ein Offizier dazu, dann setzt es Strafexerzieren: zwei Stunden im Hof, Anzug: Nachthemd, Koppel umgeschnallt und mit Gewehr. Das Seitengewehr schlägt schmerzhaft beim Dauerlauf gegen die nackten Beine. Wenn Stuben und Korridore fußhoch überschwemmt sind, dann muß aufgeklart werden. Wir drehen Decken zu Würsten, je zwei Mann schieben mit so einer Wurst eine Flut vor sich her zur Tür hinaus, die Korridore entlang bis zur Treppe. Von der Treppe strömt es dann in Kaskaden in die Turnhalle hinunter. Zum Glück ist der Fußboden überall Stein. Da unsere Schlachten meist in der Nacht von Sonnabend geschlagen werden, ist dann am Sonntag die Turnhalle überschwemmt. Der Gottesdienst fällt wegen Überschwemmung aus, was nicht weiter unangenehm ist.

In meinem ganzen späteren Leben hat es nie wieder eine so gute Kameradschaft gegeben wie hier auf der Marineschule. Mißliebig sind nur die Schwachen und Schlappen, weil sie das Ansehen der Gruppe schädigen. Mitleid kennen wir nicht. Nachts brechen wir in die Badeanstalt ein, suchen nach Quallen und Seesternen, schleppen das Getier auf die Stuben, schieben leise das Nachthemd unserer Widersacher beiseite und legen die schleimigen Wesen auf ihre nackte Brust.

Es ist ein sonderbarer Gegensatz in unserm Leben: tagsüber werden wir geschliffen, daß uns das Blut aus den Nägeln spritzt,¹⁴ aber abends sind wir junge Herren, angehende Offiziere. Aufwärter bedienen uns, wir haben Scheckbücher für Getränke und Zigaretten: zum erstenmal gilt unsere Unterschrift so gut wie bares Geld.

Manchmal werden die Unterschiede zwischen Arm und Reich selbst unter uns noch deutlich. Ein Teil unserer Ausrüstung, wie Strümpfe und Taschentücher, ist Privatbesitz. Ein junger Graf hat viel zu viele Sachen mitbekommen. Wie er seinen Schrank einräumt, zählt er einfach den vorgeschriebenen Bestand ab und wirft den Rest zum Fenster 'raus.

Der Krieg bringt Überraschungen. Oft gibt es "Zulage" aus U-Boot-Beute. Da findet man neben seinem Teller plötzlich feine Schokolade, wie man sie seit Jahren nicht mehr gekannt hat, und Zwieback, der auf der Zunge zerschmilzt. Wenn wir auf Geländeübung durch die Dörfer der Umgebung marschieren, verteilen die Bauernfrauen oft Äpfel unter uns. Ohne es zu verdienen, sind wir die Lieblingskinder der Marine.

Aber oft empfinden wir den schroffen Gegensatz zu dem Dasein, wie es die Schiffsjungen haben. Wir treffen sie manchmal, wie sie bei strömendem Herbstregen auf den Feldern Kartoffeln budeln, eigentlich keine seemännische Beschäftigung. Von

¹⁴ In aller unschuld eine metaphor aus dem umkreis von foltermethoden!

den zwei Kompanien der Bedienungsmannschaft wissen wir nur, daß sie im Keller wohnen. Es ist uns verboten, mit der Mannschaft zu reden, obwohl wir selbst zum Mannschaftsstand gehören.

Abends in der Messe beredet man die Kriegereignisse. Es werden Zeitungen gehalten. Wir lesen aber wenig, verlassen uns mehr auf die Erzählungen der Offiziere. Wir wissen, daß es draußen sehr ernst steht. Wir finden auch gedruckte Aufrufe, die zum Durchhalten, zum äußersten Widerstand auffordern. Sie sind verfaßt von der Vaterlandspartei¹⁵ und unterzeichnet mit "Teja".¹⁶

Ist es wirklich so schlimm – wir können uns das gar nicht vorstellen.

Und wenn, dann soll man uns doch zum Donnerwetter an die Front schicken!

¹⁵ "Die Deutsche Vaterlandspartei (DVLP) war eine rechtsradikale deutsche Partei, die in der Schlussphase des Ersten Weltkrieges aktiv war. Die Partei griff Elemente konservativer, nationalistischer, antisemitischer und völkischer Ideologien auf; sie gilt organisationsgeschichtlich als präfaschistisches Scharnier zwischen der wilhelminischen Rechten und dem neuen Rechtsradikalismus der Nachkriegszeit. (...) Geführt wurde die Vaterlandspartei von Alfred v. Tirpitz [großadmiral, begründer der deutschen hochseeflotte] und Wolfgang Kapp [1920 *Kapp-Putsch*, siehe hier in der folge]. Ehrenvorsitzender der Partei war Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg [kolonialpolitiker]. Der Partei gehörten – oft in zumindest regional herausgehobener Position – viele führende Industrielle, Großgrundbesitzer und Wirtschaftsverbandsfunktionäre an." (*Wikipedia*)

¹⁶ Der fiktive gotenkönig teja ist eine hauptfigur in dem historischen roman '*Ein Kampf um Rom*' von felix dahn (1876). Das buch hatte erhebliche bedeutung innerhalb der nationalistischen selbstdarstellung des deutschen kaiserreichs. Der damalige autor war offenbar ein henrich tovoze. Von ihm zu finden ist im web nur: '*Auf Tod und Leben. Ein Weckruf an alle Deutsche*'. Dresden, Vlg. Das Größere Deutschland (um 1917). – (Heutzutage findet sich der avatar "*Teja*" im internet als autor zum thema Erster Weltkrieg, z.b.: "*Unser Heeresstab drängte damals zum Kriege im hohen Gedanken der Bündnistreue; unser Wilhelm jedoch zögerte, da er diesen Schritt nicht wagen wollte.*")

ZUSAMMENBRUCH

Es steht schlecht um Deutschland, aber wir wissen nicht, wie schlecht es steht. Die weiten Hallen mit ihren gotischen Bögen, der große und der kleine "Schleifstein", Stube, Messe und Kantine, der kleine Hafen mit seinen Booten und Jachten, die Förde mit der Silhouette von *SMS Schlesien*, unserer zukünftigen Heimat – das ist unsere Welt.

Es ist verboten, in der Stadt mit einem Mädchen spazierenzugehen.

Es ist verboten, mit Matrosen und Aufwärtern zu sprechen.

Die Zeitungen, die wir bekommen, sind sorgfältig ausgewählt, die Briefe, die wir bekommen, werden zensiert – wir wundern uns nur über den sonderbar bedrückten Ton, den die Leute in der Heimat an sich haben. Für uns besteht kein Grund, bedrückt zu sein, wir sind den ganzen Tag im Gange, unser Leben läuft höchste Tourenzahl. Wir spüren, wie wir tüchtig werden zum Einsatz für das Vaterland, wir sind glücklich.

In der benachbarten Seefliegerstation ist Hochbetrieb. Das Brausen der Motoren kommt uns nie aus den Ohren; immer wieder ziehen die Doppeldecker mit den breiten Entenfüßen ihrer Schwimmer ihre Kreise über uns. Oft stürzen Flieger ab. Dann müssen wir über ihren Gräbern Salut schießen. Sehr ärgerlich, denn das bedeutet: eine Predigt über sich ergehen lassen und hinterher Gewehrreinigen. Weiter denken wir uns nichts dabei.

Einmal läuft ein Unterseeboot in die Förde ein; die Mannschaft geht an Land. Die Gesichter der Männer in den braunen Lederanzügen sind grün. Es ist, als stiegen Leichen aus ihren Gräbern, verfaultes Fleisch., Drei Wochen lang kein Tageslicht mehr gesehen, drei Wochen lang keinen Atemzug frischer Luft, drei Wochen lang den Tod vor Augen. Ich habe nie wieder solche Augen gesehen.

Am 4. November geschieht etwas Seltsames. Wir exerzieren in der Turnhalle, draußen regnet es in Strömen. Die Tore der Turnhalle nach dem Hof zu sind geöffnet. Wir stehen mit der Front gegen den Hof. Wir blicken über den Hafen und über die Freitreppe, die zum Hafen führt.

Da marschiert ein Zug Matrosen zur Marineschule. Nichts Ungewöhnliches an sich genommen. Aber sie marschieren so seltsam unordentlich, gar nicht wie Soldaten. An ihren blauen Hemden fehlen die Kragen mit den weißen Streifen. Einer schreitet voran, der schwenkt an einer Stange einen Lappen.

Wie sonderbar: es ist ein roter Lappen. Sie johlen, sie schreien, sie scheinen überhaupt betrunken zu sein.

Der Kapitänleutnant vor der Front hört den Lärm, wendet sich um. Einen Augenblick lang steht er ganz still. Wir beobachten ihn mit höchster Spannung – wir sehen, daß sein Nacken über dem blauen Mantelkragen purpurrot anläuft. Plötzlich kommandiert er: "Ganze Abteilung kehrt!" Da stehen wir mit den Köpfen nach der Wand, sehen nichts mehr, sind aber noch ganz benommen. Was war das? Was bedeutet das?

Die Tore der Turnhalle werden geschlossen. Ein Druck, eine Spannung liegt über uns, die wir uns nicht erklären können. Alle sind im Innersten erregt, alles scheint verändert, sogar die Aufwärter bedienen nicht wie sonst, die Maate haben ein geheimnisvolles Wesen an sich, lassen ihre Gruppen exerzieren, wie sie wollen, und stecken die Köpfe zusammen.

Abends sehen wir die Scheinwerfer der Kriegsschiffe unablässig in den Himmel zucken, in Frage und Antwort. Sie morsen so schnell, daß wir nichts ablesen können. Wir stehen in Gruppen am Tor und an den Fenstern der Messe und blicken in die Nacht hinaus. Wir drängen uns an Fähnriche und Offiziere: was ist denn bloß los? – Überall Achselzucken. Die Offiziere wissen nichts, oder sie wollen nicht mit der Sprache heraus.

Gegen neun kommen vier Obermaate mit zerrissenen Uniformen die Freitreppe heraufgetürmt, wie auf der Flucht. Sie reden hastig mit den Offizieren. Sie werden zum Kommandanten geführt. In ihrem Kielwasser läuft ein Gerücht: Meuterei in Kiel. Auf dem Linienschiff *Kaiser* hätten sich die Offiziere mit der Waffe in der Hand verteidigt. Alle seien erschossen worden.¹⁷

Nacht ohne Schlaf. Wir gehen zur Messe der Fähnriche herüber: was soll geschehen, was sollen wir tun.

Immer wildere Gerüchte: die Flotte habe auslaufen sollen zur Entscheidungsschlacht. Die Heizer hätten die Feuer unter den Kesseln herausgerissen. Matrosen hätten die Kettenstopper besetzt, sodaß die Anker nicht gehiwt werden konnten – die Ankerketten laufen durch die Wohnräume der Mannschaft. *SMS Schlesien* solle

¹⁷ Es handelte sich um die *SMS König*.

auslaufen, nur mit Fähnrichen und Seekadetten besetzt, soll die Meuterer angreifen oder sich in Dänemark internieren lassen. Keiner weiß genau.

Auf einmal sind fremde Gesichter unter uns, eine Gruppe von Fliegeroffizieren. Sie bilden eine Art Leibwache um den Prinzen Paul von Griechenland und den Prinzen Reuß. Sie haben Koppel mit Pistolen umgeschallt.

Es heißt, die Meuterer wollen die Marineschule angreifen. Es heißt, wir sollen die Schule verteidigen. Es heißt, die Torpedoboote im Hafen haben gemeutert. Es heißt – es heißt – es heißt, und niemand weiß genau.

Wir stellen Posten auf den Korridoren und an den Toren auf. Wir holen unsere Gewehre aus den Kellern auf die Stuben. Irgendwoher kommt scharfe Munition und eine Kiste mit Handgranaten.

Unsre Maate bleiben unsichtbar.¹⁸ Wir liegen angezogen in den Hängematten. Die Zigaretten glimmen. Einige schlafen sogar.

Aber nichts geschieht in dieser Nacht.

Am andern Morgen wird die Parole ausgegeben: *Kein Widerstand*. Der Kommandant hat mit den Meuterern verhandelt. Kein Widerstand! Wir sind wie vor den Kopf geschlagen. Wir wissen nicht, wie uns geschieht. Wir wissen immer noch nicht, was überhaupt los ist. Dienst wird nicht mehr gemacht, nur Unterricht. Wir bestürmen die Seefahrtlehrer mit Fragen. Einer meint, die Flotte werde wohl stark vermindert werden. Einer liest die 14 Punkte Wilsons vor.¹⁹

Als ginge die Welt unter, so ist uns zumut. Wir haben nichts von alledem geahnt, auch nichts vom Waffenstillstand.²⁰ Unsere Maate bleiben den ganzen Tag unsichtbar, es heißt, sie schrieben unsere Militärpässe aus. Es heißt, wir sollen alle beurlaubt werden.

Die Küchenmannschaft streikt. *Streik*, das ist auch ein neues Wort. Es gibt nur Brot und Butter. Nach dem Essen müssen wir unsere Teller selbst abräumen. Die Aufwärter stehen in den Ecken herum und grinsen.

Unsere Gewehre sind verschwunden. Unser Kompanieführer ist verschwunden. Wir sind wie eine Herde Schafe, ohne Führer. Wir sind so stark an Unterordnung und

¹⁸ Maate/obermaate sind unteroffiziere.

¹⁹ Als *14-Punkte-Programm* werden die Grundzüge einer Friedensordnung für Europa bezeichnet, die der US-Präsident Woodrow Wilson bereits am 8. Januar 1918 in einer programmatischen Rede vor beiden Häusern des US-Kongresses umrissen hatte. Hier sind jedoch eventuell die "14 Punkte" des *Obersten Soldatenrats* des Kieler Aufstands gemeint. Siehe bei Wikipedia: http://de.wikipedia.org/wiki/Kieler_Matrosenaufstand

²⁰ *Waffenstillstand von Compiègne* war erst am 11. November. Gemeint sind wohl Deutschlandinterne Verhandlungen in diesem Zusammenhang (Oktoberreform).

Disziplin gewöhnt, daß wir gar nicht daran denken, etwa selbständig zu handeln, Widerstand zu leisten auf eigene Faust. Der Kommandant, Kapitän zur See von Egidy, Kommandant des Schlachtkreuzers *Seydlitz* in der Schlacht von Skagerak, hat befohlen: Kein Widerstand. Der Befehl lähmt unsern Willen.

Gegen Mittag ruft uns der Kommandant zusammen. Im Kreuzgang am Modellsaal treten wir an. Die Turnhalle ist von 500 Matrosen besetzt. Wüster Lärm kommt von dorthier. Der Kommandant schreitet die Front ab. Tiefgefurcht ist sein Gesicht und grau wie ein verwitterter Stein.

Wir alle sind auf vier Wochen beurlaubt. Wir sollen nach Hause fahren. Es trifft uns wie ein dumpfer Hammerschlag. Etwas Schreckliches muß geschehen sein. Ist der Krieg verloren? Braucht man uns nicht mehr?

In der Nacht ist *SMS Schlesien* ausgelaufen mit einer Besatzung von Offizieren, Fähnrichen und Seekadetten. Von der Mannschaft sind nur ein paar Deckoffiziere und Unteroffiziere an Bord geblieben. Die Torpedoboote im Hafen sind auch verschwunden. Es heißt, sie seien ausgelaufen, die *Schlesien* wieder einzubringen. Die *Schlesien* aber habe ihre Geschütze auf die Boote gerichtet – da seien sie wieder umgekehrt. Unglaublich, völlig unglaublich das alles!²¹

Aber es wird schrecklich wahr: Nach dem Essen heißt es: Zeugsäcke packen und abliefern.

Wir bringen unsere Zeugsäcke in die Keller. Die Keller sind voll johlender, schreiender Matrosen. Von ihren Mützen sind die Kokarden und die Mützenbänder abgerissen. Der Anblick entsetzt mich: ohne Kokarde sein, das bedeutet, Verbrecher sein, zweite Klasse des Soldatenstands. Eine furchtbare Welt, eine Hölle tut sich vor uns auf. Und wir haben nichts von ihrem Dasein geahnt.

Wie eine Viehherde treibt man uns zusammen, gibt uns die Pässe. Fremde, wilde, drohende Gesichter zingeln uns ein. Durch die Kette dieser Gesichter laufen wir Spießruten zum Hafen, und der "Graue Esel" dampft mit uns über die Förde nach der Stadt. Bleich stehen wir an Deck. Jeder Kolbensschlag der alten Maschine ist ein Stoß gegen unser Herz gerichtet.

²¹ "Bei Ausbruch der Novemberrevolution 1918 verließ die *Schlesien* am 5. November Kiel, ehe sich der Kieler Matrosenaufstand an Bord ausbreiten konnte. Als das Schiff vor Flensburg ankerte, erlaubte der Kommandant den Besatzungsangehörigen, die sich zur Revolution bekannten, das Schiff zu verlassen. Es blieb weniger als die Hälfte der Besatzung und nur wenig Maschinenpersonal. Zwischen dem 6. und 9. November legte die *Schlesien* eine Irrfahrt durch die Ostsee zurück, um den revolutionären Kräften zu entgehen." (*Wikipedia*)

Am Bahnhof sperrt eine dunkle Masse blauer Uniformen, Schimpfworte fliegen uns entgegen. Wir marschieren in guter Ordnung, in Gruppenkolonne, aber wir drängen uns dichter aneinander als sonst. Eine Hand reißt mir die Mütze vom Kopf. Mit einem Fluch fliegt die Korkarde ab. Eine Faust mit einem Messer schneidet mir die Kaiserkrone vom Jackenärmel. Wir werden angespien, geschlagen, getreten. Unsere Gesichter sind brennend rot oder totenbleich. Der Speichel brennt wie Gift, es ätzt die Schmach.

Wir taumeln vorwärts in den Zug, und der Zug fährt ab, wir wissen nicht wohin.

Es wird Nacht; eng aneinander gedrängt stehen und hocken wir. Aus der Landschaft suchen wir zu erkennen, wohin wir eigentlich fahren. Im Abteil ist keiner, den ich näher kenne. Ich fühle eine entsetzliche Einsamkeit, Hilflosigkeit und dumpfe Wut. So unbegreiflich wie es mir heute ist, daß die Marineschule nicht verteidigt wurde, so unbegreiflich ist es mir auch, daß wir nicht im Zug den Entschluß faßten, zusammenzuhalten, zusammenzubleiben, daß wir uns einfach zerstreuen ließen in alle Winde. Unsere Führerlosigkeit war schuld daran. Von uns war keiner älter als 18 Jahre.

Spät nachts läuft der Zug in einen großen Bahnhof ein. Ich lese HAMBURG. Die Halle ist von tobendem Lärm erfüllt. Auf Treppen, auf Bahnsteigen und Gängen sind Menschenmassen in Bewegung. Der Bahnhof gleicht einem ungeheuren Theater mit zahllosen Galerien und vielen Bühnen, auf denen wilde Massenszenen gespielt werden.

Ein Strom von Menschen reißt uns alle auseinander. Auf einmal bin ich allein in einer Masse feldgrauer Soldaten. Was ich nun tue, geschieht rein instinktiv:

Mich unsichtbar machen! So sein wie alle, die hier herumwimmeln! In einer dunklen Ecke nehme ich mein Mützenband herunter und lege es verkehrt, wie alle Matrosen ihre Mützenbänder tragen, in Vexierschrift. Den Militärpaß stecke ich in meinen linken Schuh, die losgeschnittene Kaiserkrone in den rechten. Ich dränge mich in die Menge, wo sie am dichtesten ist, lasse mich treiben im Strom.

Platz vor dem Bahnhof: Lastwagen, besetzt mit Matrosen, die Gewehre mit aufgepflanzten Bajonetten tragend. Maschinengewehre sind auf den Dächern der Führerhäuser aufgebaut. Unter dem Trillern von Bootsmannspfeifen rasen sie durch die Straßen wie Feuerwehrautos. Stacheldrahtverhaue vor den Bahnhofstoren, Matrosen mit Gewehren im Anschlag dahinter. Personenautos jagen heran mit gellenden Signalpfeifen. Matrosen liegen auf den Wölbungen der Kotflügel, Pistolen in der Hand. Soldaten mit roten Armbinden stürmen aus den Wagen dem Bahnhof zu.

Einige haben drei, vier Pistolen am Koppel festgeschnallt, andere haben Gurte mit Maschinengewehrmunition um den ganzen Körper geschlungen. Rote Fahnen flattern: der zweite Zug mit tausend Matrosen wird soeben abgelassen nach Berlin.

Die Straßen sind mit Extrablättern und Aufrufen bedeckt. Das Papier fliegt von den Lastautos, ja, es scheint vom Himmel selbst zu wehen.

Rufe von Lastautos: "Die englische Flotte liegt unter roter Flagge vor Cuxhaven! – Der Kaiser ist geflohen! – Der Kronprinz hat sich erschossen! – Die Matrosen haben den Elbtunnel erstürmt! – Die Wandsbeker Husaren wollen Hamburg angreifen! – Hoch Liebknecht! – Hoch Rosa Luxemburg! – Kameraden, auf ins Gewerkschaftshaus!"

Es ist das erstmal, daß ich die Namen Liebknecht und Rosa Luxemburg und Ebert höre. Daß die englische Flotte unter roter Flagge vor Cuxhaven liegen soll, das kann ich nicht glauben.

Fern am Himmel spielen auch hier die Scheinwerfer von Kriegsschiffen.

Ich kenne Hamburg nicht, aber ich finde das Gewerkschaftshaus, es liegt nicht weit vom Bahnhof. Ich muß wissen, was da vor sich geht.

Ein großes Haus, das geschäftlich-nüchtern aussieht, gar nicht wie das Hauptquartier einer Revolution. Hinter Drahtverhauen liegen auch hier Matrosen. Autos fahren vor mit Waffen beladen, und Autos voll Bewaffneter fahren los.

Durch eine Drehtür komme ich in einen großen lärmgefüllten Saal. Im Hintergrund ist eine Bühne. Eine Weile stehe ich und beobachte, was vor sich geht. Auf mehreren Tischen stehen Redner, umringt von Soldaten und Matrosen. Die Redner schreien, sie überdröhnen sich gegenseitig mit wilden Worten, ihre Stimmen sind heiser.

An anderen Tischen sitzen Männer mit Armbinden, teilen Zettel aus an Soldaten, die in langen Reihen wartend stehen. Der Saal ist voll kaltem Rauch, Leder- und Schweißgeruch. Es mögen an die tausend Menschen darin sein. Auf's Geratewohl reihe ich mich einer Schlange an. Bekomme einen Zettel. Tue wie die andern, gehe zum nächsten Tisch, bekomme da ein großes Stück Brot und ein Stück Butter. Setze mich an einen Tisch, ziehe mein Messer, fange an zu essen. Ich bin vollständig ausgehungert. Ich sehe zu, wie die andern essen und suche, genau wie sie, mein Brot in großen Brocken abzuschneiden und mit der Messerklinge an den Mund zu führen. Instinktiv ahme ich den Ausdruck ihrer Gesichter nach. Die meisten sind müde, schmutzig nach langer Fahrt, verzerrt von Nervosität.

Es gibt auch Bier zu kaufen, ein schales, bitteres Bier. Ich besitze 11 Mark in Silber, die letzte Löhnung, die wir erhalten haben. Ich fühle mich wie ein Spion in Feindesland. Ein Gefühl ähnlich wie auf der Jagd, aber von viel größerer Spannung.

Ich bin satt. Ich gehe zu den Rednern. Sie reden so überschäumend wild, sie sind schon so erschöpft vom vielen Schreien, daß ich fast nichts verstehen kann. Wellen von Hoch- und Bravorufen brausen auf, es wird ein Lied gesungen, das ich noch nie gehört habe: *Die Internationale*. Die Soldaten reden sich gegenseitig mit "Kollege" an.

Auf einmal springt ein Mann auf die Bühne, der sofort eine große Masse von Soldaten und Matrosen um sich zieht. Er trägt die Uniform eines Vizefeldwebels vom Seebataillon und eine Lederjacke mit Pelzkragen. Er spricht wie im Fieber in einer letzten Ergriffenheit: "Kameraden! In Hamburg wird geplündert. Kameraden, es geht um die Ehre der Revolution! Wir sind Soldaten, aber keine Marodeure. Kameraden, es ist ganz gleich, ob wir zugrunde gehen, aber unsere Ideale müssen wir erhalten. Ich habe seit drei Tagen nicht mehr geschlafen, ihr alle wollt nach Haus, wollte endlich zur Ruhe kommen. Aber wir dürfen nicht dulden, daß unsere Ideale verletzt werden. Wir müssen einen Wachdienst schaffen." – Ich verstehe nur noch einzelne Worte: "Ruhe und Ordnung, Schutz des Volkseigentums – bewaffnet euch – besetzt die gefährdeten Straßen, gehorcht wieder den Befehlen der Unteroffiziere". Alles geht unter in brausendem Beifallsschreien.

Den Namen dieses Mannes habe ich vergessen, obwohl ich ihn später noch mehrfach habe reden und handeln sehen. Meines Wissens ist er der erste Führer gewesen, der damals versucht hat, einen Notdamm gegen den Hereinbruch des Chaos aufzurichten.²²

Man darf die Arbeiter- und Soldatenräte von 1918 nicht in Bausch und Bogen für Verbrecher und für die Anstifter der Revolution erklären. Merkwürdigerweise ist es gerade die vor kurzer Zeit noch liberale Presse, die sich mit Beschimpfungen dieser Männer nicht genug tun kann. Es hat gute Männer unter den Räten gegeben, besonnene und verantwortungsbewußte Männer, die die Führung übernommen haben nicht, um "Revolution zu machen", sondern um Ruhe und Ordnung zu erhalten. Diese Männer haben nichts mit dem gemein, was man unter dem "Untermenschentum" der Revolution begreift. Es ist Zeit, das einmal festzustellen.²³

Mit vielen anderen dränge ich zu der Stelle, wo die Waffen ausgeteilt werden. Man reicht sie von einem Lastauto herunter. Ich bekomme Karabiner, Munition, Koppel

²² Hier die bis heute üblichen metaphern rechter agitation.

²³ Obwohl hauser zunächst die (ehemalige) liberale presse vorschreibt, zeigt die erwähnung des begriffs "untermenschentum", daß sein widerspruch sich jetzt (1934) eher gegen eine NS-orientierte öffentlichkeit richtet.

und Seitengewehr. Lastwagen fahren vor, wir klettern hinein. Die Trillerpfeifen schrillen, wir fahren – überall wildes Geschrei. Ich weiß nicht, was da geschrien wird, aber ich schreie mit.

Wir durchrasen die Stadt, die mir unheimlich dunkel, fremd und riesengroß erscheint. Ich sehe wenig, eingeklemmt zwischen den andern: dunkle Häuser, glitzerndes schwarzes Pflaster, tiefschwarze Kanäle, eine erleuchtete elektrische Bahn, die hoch im Himmel zu schweben scheint, weites, dunkles Wasser mit schwankenden Lichtern. Eine Wasserstadt, ich habe so etwas noch nie gesehen. Die tanzenden Lichter, das müssen wohl Schiffe sein. Aus diesem ersten Hineingeschleudertwerden in den Revolutionswirbel einer großen Stadt ist eine Scheu vor fremden großen Städten in mir zurückgeblieben. Sie sind für mich lebendig; ungeheure Tiere, deren Charakter man nicht kennt, man weiß nicht, ob sie gutmütig oder bössartig sind. Man muß sich ihnen mit Vorsicht nähern, bis man ihr Wesen erfaßt hat.²⁴

Wir kommen zu einem großen Bahnhof, ich glaube, es ist der Hauptbahnhof von Altona. Wir werden von Bahnbeamten über Schienfelder geführt. Wir sollen die Strecke bewachen, die Verbindung zwischen Hauptbahnhof und Hafen.

D-Zugwagen als Wachtlokal. Ein Unteroffizier, den keiner von uns kennt, hat das Kommando. Wir stellen Doppelposten aus am Rand des Schienfeldes gegen den Bahndamm; alle zehn Schritt ein Posten.

Diese Nacht werde ich nie vergessen: Lokomotiven pfeifen, Rauch weht, Güterzüge rollen vorbei, halten, rangieren an Bremsbergen. Schüsse knattern in der Ferne. Einmal knallt es ganz nahe: wir stürmen vor, sehen Zivilisten mit Gewehren. Zwei schneiden wir ab, nehmen sie fest. Jungens von 15, 16 Jahren, Halbstarke, wie man in Hamburg sagt. Durch die Mündungsdeckel der Gewehre hindurch haben sie geschossen! Sie wissen nicht mal, wie man mit der Waffe umgeht. Sie werden eingesperrt, am andern Morgen mit Fußtritten fortgeschickt. Was soll man sonst machen?

Ein Zug hält ganz in unserer Nähe. Soldaten schleichen an die Wagen, stemmen die Türen auf, kriechen hinein. Kisten fallen aus den Wagen. Seitengewehre brechen sie auf. Man hört das Knacken der Bretter, das Klirren von Konservendosen. Dose auf Dose fliegt in unsern D-Zugwagen: Büchsenfleisch, Kakao, Butter, Kisten mit Feigen, Pakete mit Schokolade. Eine Art Wahnsinn kommt über die Soldaten. Sie brechen die Dosen auf, schlingen das fette Fleisch in sich hinein. Sie werfen die Patronen fort aus

²⁴ Bereits 1931 machte hauser (als regisseur und kameramann) einen bis heute bedeutenden film 'Weltstadt in Flegeljahren. Ein Bericht über Chicago'.

den Patronentaschen, stopfen sie voll Kakao und Butter. Sie füllen sich die Taschen voll mit Mehl und stülpen sie wieder aus, als sie Zucker finden, der wertvoller ist. Flaschen klirren; es gibt Schnaps. Pistolenschüsse knallen dumpf in Fässer. In weiten Strahlen spritzt Wein heraus. Es ist dunkel, die Gestalten bewegen sich wie Schatten, man hört sie rumoren, fluchen, schmatzen, schlürfen, hört sie sich zurufen, was sie gefunden haben, man hört sie stöhnen vor Wonne, keuchen vor Gier. Eine völlig tierische Szene. Bei der Plünderung eines Proviantlagers sind einige in viehischer Betrunkenheit in einem Brei von Mehl, Kakao und Wein buchstäblich erstickt.

Eisstücke und Fische fliegen über die Gleise: Fischwagen werden geplündert. Auf Hunderte von Metern ist die Strecke mit Fischen bedeckt. Es knallt ein Schuß, über uns zerplatzt eine Bogenlampe, das Glas regnet flirrend herab. Man will nicht gesehen werden. Die ganze Strecke ist mit geplündertem Gut bedeckt.

Nach einigen Stunden werden wir abgelöst. Die Hälfte unserer Mannschaft verdrückt sich mit großen Säcken voll gestohlenem Gut. Die andern hauen sich auf die Polster des D-Zugwagens.

Am andern Morgen bin ich so grau und schmutzig wie alle. Der Gruppenführer bringt uns nach einer Verpflegungsstation.

Eine Schule; im Hof fassen wir das Essen, schlechten, stinkenden Kohl in einer dünnen Brühe. Wir kippen das Zeug weg. Keiner hat mehr Lust zum Wacheschieben. Die Gruppe löst sich auf.

Ich finde mich zurück zum Gewerkschaftshaus, dem einzigen festen Punkt, den ich kenne. Es geht genau so zu wie am Tag vorher, nur daß viele am Boden liegen und schlafen.

In der zweiten Nacht schiebe ich mit einer anderen Gruppe Wache bei einer Genesungskompanie, ich glaube, an der Palmaille. In der Schreibstube liegen Hunderte von Militärpässen. Ich wühle darin herum, suche mir einen heraus, der für mich paßt. Es erscheint mir sicherer so. Danach heiße ich jetzt Jörgen Frederiksen, und mein Vater ist Laternenanzünder in Flensburg.

Auf dieser Wache treffe ich einen verkommen aussehenden Soldaten mit schwarzer Lederjacke, einen Kraftfahrer. Er ist mir sehr unheimlich, ein gedunsenes Gesicht, sehr breite vorquellende Lippen, tiefe Ringe um die Augen. Ein ganz junges Gesicht, aber vom Laster schauerlich gezeichnet.

Er erzählt mir, wie er sein Geld von den Huren verdient. Ich habe so etwas noch nie gehört, es läuft mir kalt über den Rücken dabei. Er schlägt mir vor, mit ihm dorthin

zu gehen. Ich sage nein, ich möchte von ihm loskommen, aber auf eine unheimliche Art hält er mich fest, indem er immer mehr von sich erzählt, lauter Verbrechen.,

Ich habe das Gefühl, er zieht mich mit hinein, er wird irgend etwas Furchtbares tun, wenn ich versuche, wegzugehen, weil ich zuviel von ihm weiß. Er ist mit einem Lastkraftwagen von der Front in Flandern gekommen, mit einem Personenwagen als Ladung obenauf. Langsam begreife ich: er hat die Wagen gestohlen und irgendwo "verscheuert". Er sagt, jetzt sei die Zeit gekommen, sich gesund zu stoßen. Er sagt, er sei auf dem Gericht gewesen, habe seine Akten herausgesucht und verbrannt. Er sagt, wir sollten zum Verwaltungsgebäude der *Hamburg-Amerika-Linie* gehen und uns Ausweise besorgen als Kraftfahrer.

Im Haus der *Hamburg-Amerika-Linie* haust der *Soldatenrat*.²⁵ Die Gänge sind schmutzig und mit Paper bedeckt, alle Türen stehen offen. In allen Zimmern wird lärmend verhandelt, disputiert, geschrien. Soldaten mit aufgeknöpften Waffenröcken, Zivilisten mit roten Armbinden, zerrauftes Haar, müde übernachtigte Gesichter, kalter Rauch von schlechten Zigaretten. Ungeschickt hämmern breite Soldatenfinger auf die Tasten der Schreibmaschinen, Federn kratzen, mit dumpfem Ton fallen nagelneue Gummistempel auf Papier. Das also ist der Verwaltungsapparat der Revolution.

Wir bekommen unsere Ausweise – auf der Rückseite einer Verordnung über Fette geschrieben. Nun sind wir Kraftfahrer für den Soldatenrat Hamburg.

Wir bekommen einen Wagen, legen uns in den Polstern schlafen. Es heißt, die Kraftfahrer müssen in den Wagen schlafen, weil sonst die Lederpolster herausgeschnitten werden. Spät nachts kommen zwei Mann vom Soldatenrat. Wir müssen sie fahren. Ich bekomme eine Trillerpfeife. Auf den Trittbrettern hocken Matrosen mit Karabinern. Es geht in eine Gegend, weit ab vom Hafen, ich glaub, nach Bahrenfeld. Dort soll Schießerei sein.

Ich habe einen unsinnigen Haß gegen die Männer im Wagen. Ich will ihnen soviel Schaden tun wie möglich. Sie verschwinden in einem Amtsgebäude. Vielleicht ein Rathaus, vielleicht ein Gericht, ich weiß es nicht. Ich bin allein als Wache im Wagen. Ich hole das Werkzeug heraus und schraube die Mutter vom Ablaßhahn der Ölwanne auf. Das Öl läuft in ein Gulli.

²⁵ Das HAPAG-haus besetzte der hamburger *Arbeiter- und Soldatenrat* bereits am 8.11.1918, das gewerkschaftshaus (am besenbinderhof) am 9.1.1919. - In der *Wikipedia* heißt es über den reeder der HAPAG: "Albert Ballin war ein leidenschaftlicher Patriot und musste am Ende des Ersten Weltkriegs die Zerstörung seines Lebenswerkes miterleben. Er beging am 9. November 1918, am Tag der Bekanntgabe des Thronverzichts Wilhelm II. und der Ausrufung der Republik, Suizid." (*Abruf 30.6.14*)

Nach einer Stunde fahren wir weiter; nach ein paar Kilometern wird die Maschine heiß, die Kühlwasserverschraubung fliegt mit einem Knall in die Luft, eine Dampfwolke steigt auf: die Welle ist heiß gelaufen, die Kolben haben gefressen, der Motor ist kaputt. Hätte ich am Steuer gesessen, ich hätte die Karre an eine Mauer gefahren.

Wir fluchen, bekommen einen anderen Wagen. Mit dem mache ich es am zweiten Tag genau so. Im ganzen habe ich – völlig sinnlos – nur, um dem Haß Luft zu machen, drei Autos kaputt gemacht.

Fahren, immer in die Richtung, wo Schüsse knallen, schlafen, verdreht von Öl und Staub, zusammengerollt wie ein Igel im Wagen. Wache stehen mit rot entzündeten Augen, schlechtes Fressen, Kohlsuppe mit stinkenden Schellfischbrocken, hastig hinuntergeschlungen, Reparatur am Wagen, Waffentransport, schreiende besoffene, wilde, halbirre Männer. So geht das zweimal vierundzwanzig Stunden. Einmal im Gefangenentransport: ein Oberleutnant zur See. Ich gebe mich zu erkennen, lasse ihn abspringen in einer Kurve. Sie schießen hinterher, kriegen ihn aber nicht. Wildeste Gerüchte von Kämpfen in Berlin, von Kriegsschiffen mit roter Flagge im Hafen.

Ich bin vollständig überreizt, in meinem Kopf dreht sich alles. Ich weiß gar nicht mehr, was eigentlich los ist. Dazu die dumpfe Angst, die mich keinen Augenblick verläßt, und die dumpfe Wut, der ich keinen Ausdruck geben kann. Abwechselnd überwiegen Angst und Wut.

Auf einmal kann ich nichts mehr. Ich schleiche mich fort vom Gewerkschaftshaus. Mit gesenktem Kopf gehe ich durch die Straßen. Ich kenne Hamburg gar nicht trotz der Autofahrten. Ich habe es kaum je bei Tag gesehen. Komme zu einem Untergrundbahnhof, gehe hinunter, steige in einen Zug. Bin sehr erstaunt, daß überhaupt noch Wagen fahren. Es ist Abend, der Zug ziemlich leer. Der Zug taucht aus der Erde und fährt hoch über den Hafen entlang. Das ist das erstemal, daß ich den Hafen richtig sehe. Aber ich bin völlig apathisch, habe keine Kraft, etwas zu tun oder einen Entschluß zu fassen.

Der Zug fährt immer weiter, taucht unter die Erde, kommt wieder aus der Erde hervor. Die Fahrgäste steigen aus, schließlich bin ich der einzige im Wagen. Die Lampen brennen. Ich sehe mein Gesicht sich in den Scheiben spiegeln und sehe, daß mir immerfort Tränen über die Backen laufen. Einfach aus Schwäche und Einsamkeit. Ich schäme mich sehr, daß einem Soldaten sowas passieren kann. Ich fühle mich so hilflos wie noch nie, bin auch dem Selbstmord nie so nahe gewesen. Damals war ich erst knapp siebzehn Jahre alt.

An der Endstation fragt mich der Schaffner, ob ich aussteigen will. Ich schüttele nur den Kopf. Der Zug fährt dieselbe Strecke wieder zurück. An einer Station am Hafen steige ich aus.

Am Wasser blinkt ein rotes Leuchtfeuer. Über Brücken und schräge Bahnen gehe ich auf das Licht zu. Stehe dicht am Wasser. Ich sehe die dunkle Flut vorbeiströmen. Ich habe gute Lust, hineinzuspringen. Ich setze mich auf einen Balken, um mir die Sache noch einmal zu überlegen. Da geschieht etwas Sonderbares: der Balken beginnt sich zu bewegen. Mein Rücken reibt sich am Pfahl eines Dückdalben, der hinter mir im Wasser steht. Ich spüre einen Schmerz, weil mein Rücken eingeklemmt ist, das bringt mich zur Besinnung. Ich merke, daß ich auf einem schwimmenden Floß sitze, daß das Floß sich mit den Wellen hebt und senkt, und an den Balken reibt. Lange sitze ich noch so, starre in das rote Blinkfeuer und zu den andern Blinkfeuern am Ausgang des Hafens. Die Feuer geben mir neuen Mut: sie zeigen die Ausfahrt – dahinter ist noch eine weite Welt.

Ich finde mich zurück zum Gewerkschaftshaus, zeige meinen Militärpaß, bekomme einen Fahrschein nach Berlin.

Unterschiede zwischen den Zugklassen gibt es nicht mehr. In den Gängen liegen Matrosen über ihren Zeugsäcken in festem Schlaf. Man muß über sie hinwegklettern. Zwischen den Gepäcknetzen haben sie Hängematten aufgehängt. Auch in den Gepäcknetzen selber liegen Soldaten. In den Bremserhäuschen, auf allen Trittbrettern und Leitern hocken sie. Am Hauptbahnhof hängen sie sich in ganzen Trauben an die Haltestangen. Durch die Fenster lassen sie sich hineinheben und -ziehen, fallen zwischen uns wie Säcke. Man denkt immer, es geht keiner mehr 'rein, dann gehen doch noch zehn herein. Auch Zivilisten sind dabei, auch Mädchen. Die sitzen den Soldaten auf dem Schoß; Zivil und Militär tauscht miteinander Butterbrot und Zigaretten. Meist sind die Soldaten die Geber. Heimkehrstimmung: ununterbrochen tönt Gesang, die Soldaten sind gegen die Mädchen von einer rührenden Ritterlichkeit, als wollten sie ihnen beweisen, daß der Krieg sie nicht verroht hat. Schon in den ersten Stunde ist der ganze Zug eine einzige große Familie.

Ich stehe im Mittelgang, froh, wenigstens einen Halteriemen erwischt zu haben, ich bin taumelig vor Müdigkeit. Von Zeit zu Zeit klettere ich auf das Trittbrett draußen, schaue in den Feuerrauch der Lokomotive und freue mich, daß es nach Hause geht. Ich habe jetzt große Sehnsucht nach Hause. Ich bleibe jedesmal so lange auf dem Trittbrett, bis mir die Hand an der eisernen Haltestange anfriert.

Die Fahrt dauert vierzehn Stunden. Immer wieder geht die Maschine kaputt; der Kupferkessel ist verschrottet, der Ersatz aus Eisenrohren taugt nichts.

Auf den Stationen gibt es Verpflegung. Der Geruch der aufgewärmten Kohlrüben, der Schweiß- und Ledergeruch der Soldaten erfüllt die Wartesäle. Einzelne Stationen sind mit Willkommensschildern und Tannengrün geschmückt. Überall gibt es bitteres fades Bier und Rübenkaffee. Die ganze Nacht wird in unserm Zug gesungen: "In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn". Mit heiseren Stimmen.

Auf einmal rüttelt mich jemand am Arm: wir sind in Berlin. Es ist Mittag. Ich habe geschlafen.

NATIONALVERSAMMLUNG ²⁶

Nach Hause kommen ist sonderbar.²⁷ Alles hat seine Dimensionen verändert. Alle Entfernungen sind zusammengeschrumpft, alle Häuser sind klein geworden. Die Menschen sehen unsagbar spießig aus. Selbst die Soldaten und Matrosen mit den roten Armbinden wirken bürgerlich.

Als meine Mutter mich bebend umarmt, empfinde ich nicht Rührung, sondern Fremdheit. Als sie mich ausfragt, weiß ich kaum etwas zu erzählen. Was ich erlebt habe, kann ich nicht in ihre Welt und in ihr Denken übersetzen.

Ich komme in mein altes Zimmer und wundere mich sehr; hier habe ich also gelebt, hier sind die Kerben im Tisch, die ich hineingeschnitten habe. Meine Flugzeugmodelle blicken mich an – verstaubt, weil niemand sie berühren durfte – meine Schulbücher in blaues Papier geschlagen mit Fett- und Tintenflecken. Da ist mein Geheimversteck und da mein altes Bett. Mein Fenster mit den vielen Kratzern am Sims und an der Hauswand von heimlichem Hinaus- und Hineinklettern. Alles begrüßt mich vertraut, und ich bleibe fremd.

Ich öffne den Schrank, sehe meine alten Anzüge, den blauen Konfirmationsanzug, mein bestes Stück, die Schulanzüge mit ihren geflickten Hosenböden – unmöglich, wieder in die alte Haut hineinzuschlüpfen.

Das weiche Gemüt, die sorgende Liebe meiner Mutter ist fast mehr, als ich ertragen kann. Ich kann diesen Gefühlen nicht entsprechen, es antwortet ihr nichts in mir. Ich bin wie ein Stein zu ihr, ganz fremd, ganz fern – und hatte mich doch so gefreut, nach Haus zu kommen,

Schließlich meint sie, ich sei sehr müde und müsse schlafen gehen. Ich atme auf. Kann aber nicht schlafen in meinem Bett, es ist zu weich, zu heiß, zu schwül. Ich werfe die Matratze auf den Boden.

Tage vergehen in dumpfer Benommenheit. Die Revolution in dieser kleinen Residenz ist operettenhaft. Haben wir überhaupt eine Revolution gehabt? Die Gehälter der Abgeordneten werden erhöht, das ist alles.

²⁶ Diese Überschrift und diejenige des nächsten Kapitels sind in der Originalausgabe vertauscht, was zweifellos ein Versehen ist.

²⁷ Gemeint ist Weimar.

Das Erstaunlichste für mich ist die Selbstverständlichkeit, mit der das Bürgertum die Revolution hinnimmt, sich ihr anpaßt. Sie tun alle so, als hätten sie den Zusammenbruch schon lange kommen sehen. Sie haben es immer gewußt. Sie sind so weise, daß sie mich alle miteinander wütend machen. Sie reden von Menschheit, Verbrüderung, Weltfrieden, von Wilson und den vierzehn Punkten, vom Großmut der Alliierten und vom Gewissen der Welt, von der Schuld, die wir begangen und die wir nun zu büßen hätten. Ich schweige zu allem. Ich fühle mich immer noch wie betäubt von dem Schlag, der uns getroffen hat.

Vorsichtig tastend, als hätte sie es mit einem Kranken zu tun, sucht meine Mutter mich wieder in das zurückzubringen, was sie die Wirklichkeit nennt, Ich müßte doch wieder zur Schule gehen, ich hätte doch noch nicht das Abitur.

Das Gymnasium hat einen Kursus für Kriegsteilnehmer eingerichtet. Zum Glück nicht in der Schule selbst, sondern in einem Privathaus, über einem Buchladen. Hier treffe ich manchen meiner alten Kameraden wieder.

Es ist viel darüber geredet worden, die Menschen seien vollständig verändert aus dem Krieg zurückgekommen. Ich habe das in meinem Umkreis nicht finden können. Die Wiedereingliederung geht schnell vor sich. Die Aristokraten sind Aristokraten geblieben, die Söhne der Kaufleute Ladenschwengel; nur unter den Söhnen des Handwerkerstandes gibt es einige, die sich über ihren Stand erhoben haben. Jetzt erst merken wir, wie viele von uns gefallen sind. Von dem Jahrgang, der 1914 in der Prima gesessen hat, ist kaum einer übrig. Die schon vergessenen Gesichter tauchen vor dem inneren Auge wieder auf, wenn wir von ihnen sprechen. Was für prachtvolle Kerle sind das gewesen. Wenn wir den Nachwuchs betrachten, erscheint er uns kümmerlich.

Der Kurs der Kriegsteilnehmer wird in akademischer Form abgehalten. Die Lehrer wissen so viel, daß man mit den Soldaten vorsichtig umgehen muß. Ja, die alten Steißtrommler sind beinahe ängstlich vor ihrer neuen Klasse, das macht natürlich Spaß. Es werden keine Zensuren mehr gegeben. Nach einer Woche etwa beginne ich immer häufiger zu schwänzen. Es erscheint mir unerträglich und lächerlich, wieder griechische Vokabeln zu lernen und eitle lateinische Schriftsteller zu übersetzen. Das ist alles so unwirklich.

In dem Kneiplokal unserer alten Schülerverbindung gründen wir einen Geheimbund zur Abwehr der Spartakusbewegung.²⁸ Führer sind die älteren Kameraden, Frontoffiziere. Aus solchen Zellen ist damals überall in Deutschland der erste Widerstand gegen die Novemberrevolte gewachsen. Wir haben ein Waffenlager, versehen uns mit Karabinern und mit Handgranaten. Ein Fabrikbesitzer soll mit der Sirene seiner Fabrik Signale geben. Wir haben auch ein Meldegängersystem; die Telephone werden überwacht. In unserm Kreis wird die alte Disziplin geübt. Das tut uns wohl, den Älteren wie den Jungen. Es scheiden sich sehr schnell die Geister: jene, die nur mitmachen und im Grunde nur eine Schutzorganisation des Eigentums erstreben, und die Aktiven, für die der Krieg noch nicht beendet ist, die der Revolution zu Leibe wollen. Damals sind auch die ersten Pläne zur Auswanderung entstanden. Sie kommen, weil man sich in den neuen Verhältnissen nicht zurechtfindet. Manches, was wir damals geplant haben, erscheint heute phantastisch und unmöglich. Aber damals ist nichts unmöglich gewesen. Da ist unter uns ein U-Boot-Kommandant, der sein Boot nicht abgeliefert, sondern in flachem Wasser versenkt hat. Da liegt nun dieses Boot an einer bestimmten Stelle auf dem Meeresgrund und ist durchaus betriebsbereit. Man braucht bloß hinfahren und in Taucheranzügen hinunterzuklettern.

Wir wollen dieses Boot bemannen und damit Handelskrieg gegen England führen. Gegen England und die ganze Welt. Proviant und Betriebsstoff holen wir uns von den gekaperten Schiffen. Warum eigentlich nichts daraus geworden ist, das weiß ich heute nicht mehr. Möglich gewesen ist damals alles, man war bereit zu allem.

Die *Nationalversammlung* kommt nach Weimar. Die ganze Stadt ist ungeheuer stolz und aufgeregt. Die Bürger blähen sich wie Frösche, die Ochsen werden wollen. Der "Geist von Weimar" ist das neue Schlagwort. Man spielt ihn gegen den "Geist von Potsdam" aus.²⁹ Und unentwegt spricht man von Goethe und vom Weltfrieden, von

²⁸ "Der Spartakusbund war eine Vereinigung von marxistischen Sozialisten in Deutschland, die während des Ersten Weltkriegs am Ziel einer internationalen Revolution des Proletariats festhielten, um Kapitalismus, Imperialismus und Militarismus weltweit zu stürzen. Diese Ziele verfolgte er ab August 1914 innerhalb der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) als zu deren Kurs oppositionelle „Gruppe Internationale“ [initiiert von Rosa Luxemburg], ab 1916 als „Spartakusgruppe“, ab 1917 als linker Flügel der von der SPD abgespaltenen Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD). In der Novemberrevolution 1918 gründete sich der Bund neu als deutschlandweite, parteiunabhängige Organisation mit dem Namen „Spartakusbund“ und dem Ziel einer gesamtdeutschen Räterepublik. Am 1. Januar 1919 ging er in der neu gegründeten Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) auf." (Wikipedia)

²⁹ Friedrich ebert bei der eröffnung der Nationalversammlung am 6. februar 1919: *"Die preußische hegemonie, das hohenzollernsche heer, die politik der schimmernden wehr sind bei uns für alle zukunft unmöglich geworden. Wie der 9. november 1918 angeknüpft hat an den 18. märz 1848, so müssen wir hier in weimar die wandlung vollziehen vom imperialismus zum idealismus, von der weltmacht zur geistigen größe. [...] Jetzt muß der geist von weimar, der geist der großen philosophen und dichter, wieder unser leben erfüllen."* Demgegenüber ist mit dem "geist von potsdam" die tradition der preußischen militarismus gemeint. – Am 21. märz 1933 vollzogen hitler und hindenburg in potsdam wieder die kehrtwendung. Hermann göring bei diesem anlaß: *"Als man im jahre 1919 glaubte, deutschland auf der basis der demokratie, des parlamentarismus und geiste des pazifismus neu ordnen zu müssen, glaubte man damals dies auch symbolisch tun zu müssen. Man hat in bewußter abkehrung und bewußter betonung damals das wort*

Welterbrüderung und der bestimmt zu erwartenden Großherzigkeit der früheren Feinde. Damen der Gesellschaft entwerfen Adressen an die Alliierten und Assoziierten Mächte.

Ich habe den Kriegsteilnehmerkurs aufgegeben und tue Dienst in einer Genesungskompanie, deren Quartier in Ober-Weimar liegt. Der Hauptmann hofft, hier einen Stamm von Feldsoldaten zu einer Truppe zusammenzustellen. Aber die Männer sind eine ziemlich traurige und verkommene Gesellschaft. Der thüringische Dialekt ist mir zuwider. Was diese Menschen innerlich gebrochen hat, das ist mir damals noch nicht klar gewesen. Ich höre nichts als weinerliche Klagen über Verpflegung und unsinnige Forderungen des Soldatenrats. Diese Menschen sind wie Kinder. Was mich hier hält, ist nur unsere geheime nächtliche Tätigkeit: möglichst viel Kriegsmaterial beiseite zu schaffen. Aus dem großen Lager von Ohrdruf schaffen wir Autos, Maschinengewehre und Flugzeugmotoren auf das Gut eines Offiziers. In Berlin sind Spartakistenaufstände losgebrochen. Ich will sofort dorthin, aber da ist das meiste schon vorbei.³⁰

Aus Berlin kommt die Inneneinrichtung des Reichstags und wird im Theater aufgestellt. Weimar schmückt sich zum Empfang der *Nationalversammlung*. Alle guten Bürger sind Demokraten oder Sozialdemokratne geworden. Die Hoflieferanten entfernen ihre Hoflieferantenschilder, obwohl das kein Mensch von ihnen verlangt. Auf den Großherzog wird allgemein geschimpft; die Dienerschaft des Schlosses wäscht die schmutzige Wäsche des Hofes. Weimar ist selig: Skandal hat man hier immer geliebt, Skandale und Feierlichkeiten. Jetzt hat man beides.

potsdam verfemt und hat geglaubt, aus dem geist von potsdam herausgehen zu müssen nach weimar, und hat dann auch nicht verstanden, dort den wahren geist von weimar zu übernehmen, sondern hat diesen geist von weimar neu bestimmt im zeichen dieser anonymen majorität der demokratie und des parlamentarismus." – Heutzutage wird wiederum ein "geist von potsdam" beschworen, diesmal zur legitimation architektonischer wiederaufbauprojekte in der stadt (und natürlich als touristisches motto).

³⁰ Am 15. januar 1919 wurden in berlin rosa luxemburg und karl liebknecht ermordet (in abstimmung mit dem reichwehrminister gustav noske, SPD).

Eines Tages höre ich, das *Freikorps Maercker* komme nach Weimar zum Schutz der *Nationalversammlung*.³¹ Ich laufe sofort zum Bahnhof. Die Transportzüge werden ausgeladen. Mir schlägt das Herz. Es ist das erstemal, daß ich wieder richtige Soldaten sehe. Sie marschieren in guter Ordnung. Sie tragen Stahlhelme. Ihre Offiziere sitzen zu Pferd in der alten stolzen Haltung. Ihre Ausrüstung ist sehr gut. Ein Teil der Soldaten hat nagelneue Nacktpelze, Schafpelze, die mit der hellen Innenhaut nach außen getragen werden. Sie sehen aus wie Bären. Ihre Gesichter sind frisch, von der Winterkälte gerötet. Ihr Pferdmaterial ist gut, die Geschirre neu und gepflegt; ihre Feldküchen dampfen, wie sie durch die Stadt fahren. Höhere Offiziere sausen in schnellen Autos an den Kolonnen vorbei. Zum erstenmal sehe ich Panzerautos, fahrende Festungen mit dröhnenden Motoren. Ihre Wände sind mit Totenköpfen bemalt, und weiße Kreise bezeichnen die Enschläge von Schüssen. Sie machen mir ungeheuren Eindruck.

Die Soldaten tagen silberne Eichenblätter an den Aufschlägen der Uniform.

Mein Entschluß, ins *Freikorps* einzutreten, steht augenblicklich fest. Auf's Geratewohl folge ich einer Maschinengewehrkompanie, die Quartier bezieht in einer Schule. Zum ersten Mal sehe ich, wie so etwas vor sich geht: Im Augenblick fliegen verschlossene Türen auf unter einem Kolbenstoß oder einem schweren Tritt, Schlösser zerspringen unter einem kräftigen Schlag mit dem Seitengewehr. Im nächsten Augenblick sind Posten aufgestellt, die Maschinengewehre in Fenstern und auf dem Dach in Stellung gebracht, die Wagen im Hof zur Burg aufgefahren. Die Truppe scheint den Krieg zu kennen.

In einer Viertelstunde sind die Leitungen der Feldtelefone gelegt, die Schulstuben mit Stroh bedeckt, das Essen ausgegeben.

³¹ "Da der von Friedrich Ebert geführte Rat der Volksbeauftragten über keine militärischen Machtmittel verfügte, verband er sich mit der noch bestehenden Obersten Heeresleitung und wollte mit den zurückzuführenden Fronttruppen die Lage stabilisieren. Allerdings lösten sich die meisten der zurückgeführten Truppen in der Heimat, teilweise unter dem Einfluss revolutionärer Kräfte, schnell auf. Man ging daher dazu über, aus den zurückgeführten Divisionen bis auf die Kader alle Soldaten zu entlassen und sie mit Freiwilligen aufzufüllen. Daneben wurde von meist jüngeren Frontoffizieren, aber auch von Privaten die Aufstellung von Truppenverbänden aus ehemaligen Soldaten und ungedienten Freiwilligen vorangetrieben. Diese Verbände wurden Freikorps genannt. Diese Freikorps bekämpften im Auftrag des Rates der Volksbeauftragten und der Reichsregierung die linksradikalen Aufstände und sicherten die Grenzen im Osten des Deutschen Reiches. –

Die Initiative zur Gründung des *Freikorps Maercker* ging wohl auf den damaligen Reichskanzler Friedrich Ebert und den späteren Reichswehrminister Gustav Noske zurück. In seiner inneren Struktur war es stark an die kaiserliche Armee angelehnt. Maercker (ehemaliger Generalmajor) achtete streng auf Disziplin und unterstellte das Freikorps der Reichsregierung unter Ebert. Im Januar 1919 kam es in Berlin zum Spartakusaufstand, und bis Ende Januar 1919 sicherte Maercker mit seinem Freikorps auf Befehl Noskes Teile Berlins. Anfang Februar 1919 ging das *Landesjägerkorps Maercker* nach Weimar, wo es den dortigen Arbeiter- und Soldatenrat entwaffnen sollte." (Wikipedia)

Kein Mensch kümmert sich um mich, wie ich in die Aula trete, die voll belegt ist mit essenden, schlafenden, rauchenden und Waffen reinigenden Soldaten. Es ist ein richtiges Feldlager.

Ich werde zum Kompanieführer geführt: ein außerordentlich langer hagerer Mann, der sich wie ein Kran über mich beugt. Sein Gesicht gleicht einem Totenkopf, mit stark hervortretenden Knochen und tiefen Höhlen. Seine Augen dringen ganz durch mich hindurch. Es ist das schöne, wilde, narbendurchfurchte Gesicht des Krieges. Er heißt Leutnant von Schnehen. Mit rotem Gesicht und in strammer Haltung bitte ich, in die Kompanie eintreten zu dürfen. Er stellt nur wenige Fragen. Ich kann sofort bleiben.

Ich werde auf die Kammer geschickt, bekomme Uniform, Karabiner, Seitengewehr mit Koppel, Stahlhelm. Eine Stunde später stehe ich schon als Posten vor dem Tor. Zum erstenmal bin ich wieder glücklich, weil mein Leben einen Sinn und einen Inhalt hat.

Auf einer Schultafel steht mit Kreide geschrieben: "Für Ebert, Noske, Scheidemann steht alles wie für einen Mann."

Ich bin also Soldat der Ebert-Regierung. Aber ich stehe hier nicht Posten für Ebert, Noske, Scheidemann, sondern für meine Kompanie, für meinen Führer, für meine kleine Welt, die feste Grenzen hat. Ich stehe hier, weil ich Soldat bin, und sonst aus keinem Grund.

NOSKE-HUND

Man hat die Inneneinrichtung des Berliner Reichstags nach Weimar herübergeschickt. Auch eine Abteilung Berliner Schutzleute.

Das Dach des Theaters, die Dächer der umliegenden Häuser sind mit Maschinengewehren besetzt. Auf dem Platz hinter dem Theater sind Minenwerfer aufgefahren.

Weimar schwimmt in Seligkeit. Weimar benimmt sich wie eine Kleinbürgerfamilie, die hohen Besuch bekommt. Die Zeitungen dienen ununterbrochen ob der großen Ehre, ihre Blätter rauschen in freudiger Wallung. Man fühlt sich als der Mittelpunkt der Weltgeschichte.

Im November war man sozialdemokratisch, seit die Truppen da sind, gilt es als feiner, der *Staatspartei*³² anzugehören. Jüdische Familien, die sich vor Pogromen fürchteten, wandeln wieder erhobenen Hauptes durch die Schillerstraße und empfangen die Gratulationen ihrer Mitbürger.³³

Zur Eröffnung der Nationalversammlung ist meine Kompanie als Ehrenkompanie bestimmt. Vormittags üben wir im Schulhof Präsentiergriff. Die alten Krieger nehmen die Sache nicht ganz ernst.

Nachmittags rücken wir ab zum Nationaltheater. Vor dem Denkmal von Goethe und Schiller werden wir aufgebaut. Ich bin zweiter Flügelmann von rechts; dicht vor mir steht der Leutnant; jenseits des Platzes drängt sich hinter Absperrungsmannschaften das Volk. Darunter sind ein paar Mädchen, die ich kenne, sie lachen und winken

³² "Die Deutsche Demokratische Partei (DDP) war eine linksliberale Partei in der Weimarer Republik. Sie ging 1918 aus der Fortschrittlichen Volkspartei hervor. Nach der Konstituierung der Weimarer Republik hatte die DDP ab 1919 in wechselnden Koalitionen – beginnend mit der Weimarer Koalition – bei fast allen Reichsregierungen bis 1932 Anteil an den Kabinetten. Vor der Reichstagswahl 1930 vereinigte sich die DDP mit der Volksnationalen Reichsvereinigung, die zum nationalistischen und antisemitischen Jungdeutschen Orden gehörte. Die Partei nannte sich fortan Deutsche Staatspartei (DStP) und behielt den Namen bei, obwohl die Volksnationalen schon bald wieder die Partei verließen. Wegen der Volksnationalen hatten Mitglieder des linken DDP-Flügels ihre Partei verlassen und gegen Ende der Republik die parlamentarisch erfolglose Radikaldemokratische Partei gegründet. Nach der Machtergreifung der NSDAP wurde die Deutsche Staatspartei am 28. Juni 1933 aufgelöst (Gleichschaltung)." (*Wikipedia*)

³³ Der Historiker Götz Aly verweist darauf, daß die SPD das deutsche Volk auf ein populistisches Denken "*Wir Arbeiter hier und die Bürgerlichen dort*" vorbereitet habe – wobei die assimilierten Juden tendenziell zu den Bürgerlichen gezählt wurden. Später sei von den Nationalsozialisten der Klassen- durch einen Rassenkampf ersetzt worden. Somit habe die Sozialdemokratie den rhetorischen Weg für den Judenhaß geebnet. (Götz Aly: *'Warum die Deutschen? Warum die Juden?'*, Frankfurt/M. 2011) – Möglicherweise ist Hausers Satz in diesem Zusammenhang zu verstehen.

herüber, freuen sich diebisch, weil ich nicht wieder winken darf. Es fällt schwer, ernst zu bleiben.

Wir stehen lange, es regnet. Fahnen hängen mißmutig schlaff herab. Endlich tönt von fern das Volksgeschrei: "Sie kommen!" Man hört Räderrollen, die Berliner Schutzleute straffen sich. Über die Köpfe der Volksmenge hinweg sieht man einigermaßen geisterhaft kleine Gruppen von Zylinderhüten schweben.

"Achtung! – Präsentiert das Gewehr! – Augen links!"

Die Front entlang marschiert eine kleine Schar verregnet aussehender Zivilisten. Einige im Zylinder. Einer mit einer Mütze – ich glaube, es ist Haase.³⁴ Man erkennt Ebert³⁵ und Noske³⁶ nach ihren Bildern. Die Volksführer machen den Soldaten gar keinen Eindruck, sie wirken nicht, weil sie keine Haltung haben. Das ändert sich, als nach der ersten Gruppe Offiziere kommen: der General Maercker³⁷, General Lüttwitz³⁸ und andere; auch unser Major mit den roten Generalstabsstreifen ist dabei. Sofort strafft sich die Haltung der Ehrenkompanie.

Wir stehen noch eine Weile. Es werden Reden gehalten. Der Kompanieführer schießt ungeduldig auf die Armbanduhr.

Während von der Freitreppe des Theaters her volltönende und wohlgesetzte Wort auf uns niederprasseln, während der Regen eintönig an die Stahlhelme tickt, muß ich innerlich sehr lachen. Da wird nämlich angesichts des Goethe-Schiller-Denkmal von den Geistesheroen geredet, und da muß ich daran denken, wie ich einmal nach einem Kneipabend mit einem Stuhl in der Hand respektlos an Goethe heraufgeklettert bin, da oben zwischen Goethes und Schillers Schulter habe ich eine ganze Zeit gethront. Am andern Morgen war der Stuhl noch immer da, die Feuerwehr mußte ihn herunterholen.

³⁴ Hugo haase war von 1911 bis 1916 einer der beiden vorsitzenden der *Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD)*. Von 1917 bis 1919 war er vorsitzender der *Unabhängigen Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD)*. Nach der ermordung von liebnecht und luxemburg schrieb haase an seine kusine: "Über die Zustände in Berlin kannst Du Dir keine Vorstellung machen. Der weiße Terror wütet wie nur je unter dem zaristischen Regime... Die Landsberg, Ebert, Scheidemann, die sich als Hüter der Gesetzlichkeit aufspielen, lassen die Soldateska, die sie aus den alten Offiziers- und Unteroffizierelementen und Bourgeois-Söhnchen zusammengesetzt und verhetzt haben, schalten." (*Nach Wikipedia*) – Der bedeutende deutsche politiker war pazifist, kam aus jüdischer familie und wurde am 7. 11. 1919 ermordet.

³⁵ Friedrich Ebert (1871-1925) war seit 1913 vorsitzender der *Sozialdemokratischen Partei Deutschlands* und amtierte von 1919 bis zu seinem tod als erster reichspräsident der *Weimarer Republik*.

³⁶ Gustav noske (1868-1946) war SPD-politiker, 1918/19 als *Volksbeauftragter für Heer und Marine* verantwortlich für die niederschlagung des *Januaraufstandes 1919 (Spartakusaufstand)*, bei der auch rosa luxemburg und karl liebnecht ermordet wurden. "Noske teilte den Antibolschewismus der Militärs und ließ den von der Reichswehr unterstützten Freikorps weitgehend freie Hand bei ihrem harten Vorgehen gegen Streiks und kommunistische Aufstände." (*Wikipedia*)

³⁷ Georg ludwig rudolf maercker (1865-1924) – Siehe hier in der folge.

³⁸ Walther freiherr v. lüttwitz (1859-1942) – Siehe hier in der folge.

Endlich dürfen wir abmarschieren ins Quartier.

Am Abend lädt der Kompanieführer die Fahnenjunker zu einem Bummel ein. Wir gehen in den *Goldenen Adler*. Dort ist alles voll von Abgeordneten. Es geht hoch her, es gibt sogar Kaviar, der mit Flugzeugen aus Rußland gekommen ist.

Auch der Führer vom Soldatenrat ist da, ein dicker Matrose, der sich zwei Pistolen um den Wanst geschnallt hat. Wie er uns kommen sieht, will er zur Tür hinaus. Wir sperren den Weg, nehmen ihm und seinen Trabanten die Pistolen und die Handgranaten von den Koppeln. Dann lassen wir die Kerle laufen. Sie rennen die ganze Straße entlang, obwohl keiner sie verfolgt.

Wir kommen ins Quartier in die Dörfer rings um Weimar. Es heißt, wir sollen einen Ring bilden, um die Stadt vor dem Angriff der Spartakisten zu schützen. In Berlin sind Liebknecht und Rosa Luxemburg erschossen worden. Das wird Stunk geben.

Wir kommen zuerst in ein Dorf auf der Strecke nach Jena.

Es ist mein erster Marsch mit dieser Kompanie, fast das erstemal, daß ich unter hellem Himmel die Gesichter sehe, die Kameraden etwas kennenlerne. Die alten Krieger sind verschlossen, halten sich sehr für sich. Verbindung bekomme ich zunächst nur mit den Jüngeren, die noch nicht lange im Feld gewesen sind. Wir marschieren in lockerer Ordnung. Die Offiziere lassen ihre Pfade führen und marschieren mit uns. Es scheint, sie wollen in allen Dingen ein gutes Beispiel geben. Der vertrauliche Ton zwischen Offizier und Mann überrascht mich; ich bin das von der Marineschule her anders gewöhnt. Ja, ich weiß mich zunächst gar nicht zu schicken.

Der Boden ist hart gefroren, die Räder der Packwagen knarren im Schnee. Der Trinkbecher klappert im Marschtakt gegen die Feldflasche. Die neue Uniform ist steif und hindert die Bewegung. Ich muß mich erst an sie gewöhnen; das blaue Hemd war viel bequemer. Die Halsbinde kratzt, der Uniformkragen scheuert, der Stahlhelm macht Kopfweh, die Wickelgamaschen beklemmen die Wadenmuskeln.

Quartier bei Bauern. Das Dorf verhält sich mißtrauisch und ablehnend gegen die Soldaten. Man weiß nicht recht, woran man miteinander ist. Ein häßliches, verstädtertes Dorf, eine einzige lange Häuserzeile. Am Eingang und am Ausgang stehen endlose fensterlose Scheunenfronten der Straße zugekehrt.

Wachtstube in der Schule. Auf den Schulbänken sollen wir schlafen. Es schläft sich aber schlecht darauf, weil die Pulte schräg sind. Man rollt immer herunter. Eisige Kälte, kein Holz, kein Stroh.

Trotzdem schlafe ich wie ein Murmeltier. Erwache um Mitternacht, geweckt von wohliger Wärme und flackerndem Feuerschein. Der Eisenofen glüht, Kameraden spalten mit Seitengewehren große Bretter.

Wo kommt es her, das schöne Holz? – Ich blicke um mich und finde, daß die Zahl der Schulbänke sich bereits stark vermindert hat. "Geschieht den Bauern ganz recht, warum liefern sie uns nicht Holz und Stroh", sagt der Wachthabende.

Der Lehrer schlägt am nächsten Morgen die Hände überm Kopf zusammen.

Posten vor dem Stall, in dem unsere Pferde stehen. Sternklarer Himmel, knisternder Schnee. Die Hunde heulen den Mond an. Ich höre die Pferde schnauben, spüre ihren warmen Dunst durch die Stalltür. Es ist sehr schön, Posten sein in der Einsamkeit der Nacht, die Pferde zu bewachen, unsere Pferde.

Ein paar Tage später: Tauwetter. Die thüringischen Lehmwege sind knöcheltief aufgeweicht. Posten an der Landstraße. Wir müssen Bretter legen, um nicht zu tief einzusinken. Wir haben einen Leiterwagen quer über die Straße geschoben, um verdächtige Autos aufzuhalten. Wir haben eine Stalllaterne an die Deichsel gehängt, wir haben Stroh im Wagen. So ist das Postenstehen ganz gemütlich.

Am Weg haben wir eine Maschinenpistole eingebaut. Ein sonderbares Ding, eine Art Maschinengewehr mit sechsunddreißig Schuß Pistolenmunition. Die Munition läuft unter Federdruck aus einer Stahlschnecke durch den Lauf.

Eines Abends hören wir das Dröhnen eines Automotors näher und näher kommen. Wir springen an die Pistole, winken mit der Stalllaterne *Halt*. Das Auto biegt in einen Nebenweg – das müssen Spartakisten sein. Los rattert die Pistole, dem Auto sind die Reifen durchsiebt.

Nachher sind es gar keine Spartakisten gewesen.

Wir exerzieren mit den M.G.s. Was für eine wundervolle Waffe! Das Schloß allein ist ein Wunder, über dem man sich erst wochenlang den Kopf zerbrechen muß, um zu verstehen, wie es arbeitet. Wir üben Ladehemmungen. Das ist so eine Art Sport bei uns. Die alten Solaten wetteifern im Herstellen von Ladehemmungen. Das gehemmte Gewehr wird dann an eine andere Gruppe weitergegeben, die den Schaden beseitigen muß. So lernt man gut.

Unsere alten Krieger sind eine ziemlich wilde Gesellschaft. Sie fischen in der Ilm mit Handgranaten. Einem geizigen alten Bauern haben sie mit Handgranaten seinen Holzstoß auseinandergesprenzt. Die jungen Zugführer werden nicht immer mit ihnen

fertig, die alten Knochen gehorchen dem Kommando mit gutmütiger Wurschtigkeit. Nur den Kompanieführer erkennen sie an, bedingungslos.

Leutnant von S. holt die Fahnenjunker manchmal abends in sein Quartier. Er wohnt in der Mühle. Wir schlagen die Hacken zusammen und bitten gehorsamst um einen Schnaps. Dann holt er die Flasche unter dem Bett hervor. Manchmal reden wir von Mädchen, bekommen dann Lust, in die Stadt zu fahren. Wir geben uns Urlaub, klettern auf irgendeinen Güterzug und fahren die sechzehn Kilometer durch die Nacht.

In Weimar ist viel Betrieb. Die Abgeordneten haben Geld wie Heu. Abends füllen sie sämtliche Weinstuben der Stadt. Ich sehe heute noch den unglaublich hochmütigen Ausdruck, mit dem unser Kompanieführer diese feisten Zecher und Schlemmer betrachtete.

Das Offizierskorps lebt in einem Zwiespalt des Gefühls. Man dient der Ebert-Regierung, aber man achtet sie nicht. Die Regierung will Ruhe und Ordnung – gut, das wollen wir auch. Soweit können wir zusammengehen. Aber vor allen Dingen wollen wir die Soldaten wieder in die Hand bekommen, kampffähige Truppen aufstellen. Wer weiß, ob nicht der Krieg bald weitergeht.

Die Dörfer wechseln und die Quartiere. Je kleiner der Bauer, desto besser das Quartier. Am besten ist's bei einem pensionierten Lokomotivführer. Die Frau kocht für mich; sie hat einen Schnurrbart und derbe Ledergamaschen an den Handgelenken wie ein Gaul. Unser Mannschaftsbestand wechselt schnell. Fast jeden Tag sind neue Gesichter in der Kompanie bis auf den Stamm der alten. Seit kurzem nimmt General Maercker nur noch Leute mit dem Führungszeugnis *Sehr gut* auf. Meist entscheidet sich schon in den ersten Tagen, aus welchem Holz die Neuen geschnitzt sind. Taugen sie nichts, so schiebt man sie nach vierzehn Tagen ab. So versucht man eine Auslese der besten. Es besteht aber die Gefahr, daß den alten Leuten, dem Stamm, das Herumliegen in den winterlichen Dörfern zu langweilig wird. Es muß bald etwas geschehen.

Dieser dauernde Wechsel hindert, daß man mit den Kameraden bekannt wird und Freundschaft schließt. Feste Erscheinungen sind nur die Offiziere, die Burschen, die Küchenbullen, die Schreibstubenhengste, die Fahrer und ein halbes Dutzend Unteroffiziere. Es sind geheimnisvolle Erscheinungen unter uns, denen man mit Abstand begegnet. So ein Vizefeldwebel, ein langer schmaler Mensch, von dem niemand weiß, woher er kommt. Er trägt Fliegerabzeichen, aber keinerlei Auszeichnungen. Dagegen besitzt er zwei ganz unvorschriftsmäßig riesige Kabinenkoffer, die er sich von Ort zu Ort nachschicken läßt. Man hält ihn ziemlich allgemein für eine Art Hochstapler.

Allgemein beliebt dagegen ist ein junger Einjährigen-Unteroffizier mit dicken runden Brillengläsern, ein etwas dickliches Kerlchen von strahlender Biederkeit.

Ich greife diese beiden Menschen heraus und nehme ihre Entwicklung vorweg, weil ihre Fälle typisch sind für das völlige Dunkel, in dem man nach Kriegsende in der Beurteilung von Menschen tappte: Der Biedermann ging vier Wochen später mit der gesamten Wäsche des Casinos durch. Der verschlossene Vizefeldwebel, der keine Auszeichnungen trug, zeichnete sich bei der Unternehmung gegen Halle aus, und wurde zum *Eisernen Kreuz* eingegeben. Bei dieser Gelegenheit stellte sich dann heraus, daß er beide Kreuze längst besaß, dazu den *Hohenzollern* und viele andere Orden. Daß er als Seeflieger siebenmal über England gewesen war und für die Versenkung eines englischen U-Boots zum *Pour le Mérite* vorgeschlagen. Er hatte nie ein Wort davon erwähnt.

Die Spartakisten kommen nicht nach Weimar. Statt dessen kommen immer häufiger Unheilsnachrichten aus anderen Städten: Terror in Halle, Schreckensherrschaft in Braunschweig, Räteregierung in München, Unruhen in Magdeburg, Merseburg, Leipzig, in ganz Mitteldeutschland.

Die Züge Berlin – Weimar sind beschossen worden. Die Verbindung mit Berlin ist in Gefahr. Halle soll gesäubert werden. Wir hören nur Gerüchte. Sowie wirklich etwas im Gange ist, halten die Offiziere dicht.

Eines Nachmittags kommt der Befehl zum Abmarsch. Wir liegen irgendwo hinter Tiefurt auf einem Gutshof im Quartier. Es muß um Mitte Januar gewesen sein.

Tauwetter, tief aufgeweichter Lehm. Wir marschieren Richtung Ost und wissen nicht wohin. Wir haben vier M.G.-Wagen, zwei Gepäckwagen, Feldküche und Krümperwagen. Die Stärke der Kompanie ist etwa hundertzwanzig Mann.

Lange geht es bergab. Es dunkelt. Wir singen schwermütige Lieder wie: *"In Hamburg, da bin ich gewesen –"* und *"Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf mein Grab –"*

Wir kommen auf einen Höhenrücken, marschieren eine schnurgerade Chaussee entlang. Über uns Nacht, eilige Wolken treiben mit tief hängenden Bäuchen. Es friert, unser Atem geht in Wolken. Alle paar Kilometer ziehen die Gipfel mächtiger Pappeln langsam über die Kolonne hinweg. In ihren dürren Zweigen saust der Wind. Die Pappeln stehen jedesmal an einem Knick der Landstraße.

Auf einmal erblicken wir voraus Autoscheinwerfer. Sie ziehen schräg zu unserer Richtung, stoßen auf uns zu. Beim Näherkommen hören wir den Gesang einer

anderen Marschkolonne. Es wird uns klar, daß es sich um ein größeres Unternehmen handelt.

Die Kolonnen vereinigen sich, wir haben die Spitze. Die Chaussee ist mir jetzt bekannt, es ist die Strecke nach Apolda. Hier bin ich Sonntags oft mit dem Rad gefahren, besonders im Herbst zur Pflaumenzeit.

Ich bin linker Flügelmann im ersten Glied. Neben mir reitet der Leutnant, so dicht, daß seine Stiefel in den Bügeln meine Schultern streifen. Ich sage ihm, daß ich die Strecke kenne.

Wir kommen durch ein Dorf. Bauern und entlassene Soldaten stehen vorm Wirtshaus im Schein einer Laterne. Ihre Haltung ist feindlich. Einige rufen: "Noske-Hunde!"³⁹ Am Wegrand stehen Leiterwagen. Die hatten sie erst quer über die Straße geschoben, aber zurückgezogen, als sie sahen, daß unserer so viele waren.

Wir haben zwanzig Kilometer hinter uns. Man wird müde, der Gesang verstummt. Manch einer schläft im Marschieren ein und taumelt aus dem Glied.

Jetzt senkt sich die Straße. Tief im Tal schimmern Lichter: Apolda. Der Leutnant beugt sich vom Pferd zu mir herab: "Ziehen Sie Ihre Kulikluft an, hinten auf dem Packwagen. Dann machen Sie Patrouille, ob die Luft vorne rein ist."

Auf dem rüttelnden Packwagen ziehe ich mich um, der Fahrer gibt mir zum Überfluß auch noch eine rote Armbinde.

Im Laufschrift an der Kolonne vorbei. Mir klopft das Herz, das Abenteuer ist so schön wie aus einem Indianerbuch. Sprung über den Straßengraben: am Rand der Felder entlang laufen, geduckt, vorsichtig spähend, jeden Augenblick bereit, Deckung zu nehmen.

Es kommen die ersten Häuser dunkel und drohend. In meiner Phantasie sind sie mit Gewehren gespickt. Außen an den Gärten schleiche ich entlang. – Kein Mensch. Auch auf der Straße kein Mensch.

Im Schatten der Häuser gehe ich sprungweise immer weiter vor, die Hauptstraße entlang. Vor den Kneipen Arbeiter in Gruppen, aber nicht in feindlicher Haltung. In der Ferne zeigt sich der Bahnhof, ein Feld von roten, grünen und gelblich schimmernden Laternen. Lokomotivrauch steigt weiß in den dunklen Himmel.

³⁹ Wegen seiner Funktion beim Kampf der SPD-Regierung gegen die *Spartakus*-Bewegung wurde Gustav Noske von seinen politischen Gegnern oft als "Bluthund" bezeichnet, wozu er sich selbst in seinen Memoiren (1920) zitiert mit dem Satz: "*Meinetwegen! Einer muß den Bluthund machen! Ich scheue die Verantwortung nicht!*"

Alles in Ordnung.

Laufschritt zurück: ich höre den Marschtritt der Kolonne durch die Dunkelheit. "Halt, wer da?" Die vorderste Gruppe marschiert auseinandergezogen, mit entsichertem Gewehr, an den Häuserwänden entlang. Ich mache Meldung, trete umgezogen wieder ins Glied.

Vom Bahnhof schwenken wir rechts zum Güterbahnhof ab. Die Infanteriekompanie hinter uns besetzt den Bahnhof. An der Güterrampe steht der Transportzug. Personenwagen und Güterwagen gemischt.

Verladen. Vom Verladen verstehe ich nichts und komme mir ziemlich unnütz vor. Es geht schnell, mit großer Übung. Keile werden unter die Räder gelegt.

Auf der ganzen Länge des Zuges dröhnen Hammerschläge. Dampf steigt auf von Pferderücken. Man hört Fluchen und Wiehern, Räderrollen, Lokomotivpfeifen. Bahnbeamte gehen über die Schienenfelder mit schwankenden Laternen.

Auf einmal wird es still bei uns. Ein dunkler Schatten gleitet auf dem Hauptgleis vorbei, seltsam geformt mit vielen Buckeln, wie eine lange gehörnte Schlange. Ein Zug ganz ohne Licht. Unser Panzerzug, er kommt von Weimar. Drohend starren die Mündungen der Geschütze und Maschinengewehre aus den Schießcharten der stählernen Wände.

Nach Mitternacht setzt unser Zug sich in Bewegung. Er ist lang, es soll ein ganzes Regiment darin sein. Vor uns der Panzerzug, hinter uns ein zweiter Transportzug. Jetzt erst erfahren wir, daß es gegen Halle geht.

Ich bin Posten auf einem Futterwagen. Hocke auf dem Kutschersitz, tief in die Heuladung hineingedrückt. Scharf ist der Fahrwind in der Winternacht. Ich bin allein auf dem Güterwagen. Das Rattern und Stoßen der Räder schläfert ein; ich bin sehr müde.

Ich muß fest geschlafen haben. Schrecke auf durch scharfes Bremsen, heftiges Aneinanderstoßen der Puffer. Kann mich eben noch festhalten an den Stricken, die die Ladung umschnüren. Was ist los? Der Zug hält auf der Strecke. Viele Soldaten springen ab. Der Schotter des Bahndamms knirscht. Wir sehen links vom Bahndamm einen Tümpel, dahinter Fabriken. Einige klettern hinunter, trinken Wasser. Die Feldküche dampft. Der Küchenbulle hat schon Kaffee. Das heiße Getränk tut gut im Bauch. Ich bin abgelöst, gehe zum Kompanieführer, mal fragen, was los ist.

Die Strecke voraus soll von Spartakisten aufgerissen sein. Unser Panzerzug ist entgleist. Wir werden umrangierte. Wir warten lange.

Endlich überholt uns der zweite Panzerzug und nimmt die Spitze. Lautlos gleitet er, ohne Licht. Zwei Maschinen, eine vorn, eine hinten.

Es dämmt schon, als wir endlich weiterfahren. Vorbei gleitet Weißenfels. Nackte Schornsteine toter Fabriken. Ich sitze jetzt in einem Abteil, es ist warm von Soldatenmief. Die Fenster fest geschlossen, die Luft voll Rauch, die meisten schlafen.

Wieder quietschen die Bremsen. Halt und ausladen. Die Station heißt Ammendorf. Wir sollen dicht bei Halle sein. Fröstelnd stehen wir in der kalten Dämmerung des Wintermorgens auf der Landstraße. Die Gesichter sind verschlafen und mißmutig. Gruppen von Arbeitern und Weibern sammeln sich um die Kolonne. Wüste Gestalten. Wie wir vorbeimarschieren, schimpfen sie: "Wartet, ihr Bluthunde, von euch kommt keiner lebend hier heraus!" Die entlassenen Soldaten verspotten die jungen Gesichter der Zeitfreiwilligen.

Voraus einige Schüsse. Wir marschieren schneller.

Ein Gerücht: Oberstleutnant von Klüver, als Parlamentär vom General zu den Spartakisten geschickt, sei ermordet worden. Sie hätten ihn erst halbtot geschlagen und dann, noch lebend, in die Saale geworfen. Er habe noch versucht, herauszuklettern, habe sich ans Ufer angeklammert. Da hätten sie ihm die Hände zerstampft.⁴⁰

Eine Welle von Wut durchläuft die Kolonne: diese Schweine! Denen werden wir es zeigen.

Mich erfüllt ein unbeschreibliches Gefühl. *Straßenkampf*: in dem Wort liegt etwas besonders Grausiges. Man hat von Löwen 1914 gelesen.⁴¹ Aber Straßenkampf im eigenen Land ist noch viel furchtbarer.

Der Gedanke, auf Deutsche zu schießen – es ist manchmal zwischen uns die Rede gewesen, wie das wohl sein würde, wie man sich da zu verhalten hätte. Die Gespräche sind aber immer schnell abgebrochen worden. Man fühlt sich unsicher, man hat keine feste Überzeugung in dieser Sache, man traut sich nicht an das Thema heran.

⁴⁰ Klüver (nicht klüver) war allerdings kein "parlamentär", sondern kundschafter in zivil: http://de.wikipedia.org/wiki/Robert_von_Kl%C3%BCber)

⁴¹ "Im Ersten Weltkrieg wurde die Bibliothek von Löwen (Belgien) in der Nacht vom 25. zum 26. August 1914 ein Raub der Flammen, als deutsche Truppen die von ihnen besetzte Stadt als Repressalie wegen des angeblichen Auftretens irregulärer Heckenschützen niederbrannten." (*Wikipedia*)

Wie immer, wenn wirkliche Gefahr bevorsteht, wird man zynisch und frech: die Kolonne singt, singt alle derben Soldatenlieder, die wir kennen. Das Lied vom Krokodil am Strand des Nils. Von der Annemarie, wo geht die Reise hin. Vom Kater, der seine Kinder nicht ernähren will. So wird man munter, ganz erfrischt, gewinnt das Unbekommertsein zurück.

Zwei Autos vom Stab überholen uns. Wir erkennen den Major. "Die wollen wohl Halle ganz allein erobern."

STRASSE FREI !

Wir sind unter einer breiten Bahnunterführung durchgekommen. Wir stehen jetzt auf einem runden Platz. Der Platz heißt Riebeck-Platz.

Die Stadt⁴² scheint leer. Es ist ein unheimliches Gefühl, mitten in dieser großen, leeren, fremden Stadt zu stehen. Nackte Brandmauern sehen auf uns herab mit verwaschenen Plakaten. Dunkel und drohend der Himmel; es ist kalt. Wir haben die Wagen an den Rand der Bürgersteige geschoben. So stehen wir wie in einer Wagenburg. An den Deichseln stehen jedesmal Posten. In der Mitte des Platzes sind die Karabiner zusammengesetzt. Es heißt, das Auto des Majors sei mit Handgranaten beworfen worden, der Fahrer sei verwundet. Es heißt, es habe ein Gefecht mit der roten Bahnhofswache gegeben.

Allmählich sammeln sich Menschen. Zögernden Schrittes kommen sie aus allen Straßenschluchten, die auf den Platz zumünden. Sie kommen wie langsam rieselndes Wasser bei Flut über einen Strand. Unmerklich, aber unaufhaltsam steigt die Flut. Es werden immer mehr. Die Vordersten versuchen mit uns Gespräche anzuknüpfen. Entlassene Soldaten darunter, die feldgrauen Mäntel lässig aufgeknöpft: "Ihr werdet doch nicht auf eure Brüder schießen. – Eure Offizier verraten euch bloß. – Werft doch die Knarren weg und kommt zu uns."

Die Posten bekommen starre Gesichter und antworten nicht. Manches, was da gesagt wird, geht ihnen nahe. Ein großer Teil der Truppe ist in diesem Augenblick unentschlossen: darf man, kann man überhaupt auf Landsleute schießen? Auf ehemalige Kameraden? Auf Frauen und Kinder?

In den hinteren Reihen wird geschimpft, besonders von den Weibern. Ich bin Posten bei einem Wagen. Ich laufe knallrot an, wie die alten Soldaten fragen, ob ich etwa an der Front gewesen sei. Wie die Weiber mich verspotten wegen meines jugendlichen Aussehens.

Wir stehen mehrere Stunden. Drei Viertel seines Lebens wartet der Soldat vergebens. Wir haben nicht gefrühstückt, wir sind hungrig. Einige essen das Hartbrot der eisernen Ration in den Leinwandsäcken, obwohl das verboten ist. Gegen zehn Uhr wird Brot ausgegeben und Dosenwurst. Wir hauen ordentlich 'rein.

⁴² Es handelt sich um Halle (Saale).

Endlich gegen Mittag Abmarsch: Kolonne dicht zusammengeschlossen. Es geht durch die Menschenmenge, deren Haltung immer drohender wird. Den Flügelmännern sucht man die Karabiner von der Schulter zu reißen und die Patronentasche vom Koppel. Unsere Gesichter sind rot vor Erregung. Die Augen spähen zu den Dächern hinauf. Wir erwarten jeden Augenblick einen Feuerüberfall von Dachschützen.

Aber vorläufig geht noch alles klar. Wir marschieren durch mehrere Straßenzüge und besetzen eine Schule. Sie muß schon vorher militärischen Zwecken gedient haben, denn im Keller ist ein großes Waffenlager, in den oberen Räumen Kleiderkammern.

Wir sind froh, unter Dach und Fach zu sein, feste Wände um uns zu haben, die man verteidigen kann. Der Leutnant schickt mich mit ein paar Mann voraus Quartier machen. Mit Kreide schreibe ich schnell an möglichst viele Türen M.-G.-S.-S., ziehe die Schlüssel ab, bringe sie dem Leutnant.⁴³

Die M.-G.s werden verteilt und in Stellung gebacht. Wir klettern schnell aufs Dach. Es ist flach, mit Kies bestreut. Es hat mehrere Gruppen von Schornsteinen und eine von Zinnen gekrönte Brüstung. Ausgezeichnet zur Verteidigung. Das ganze Haus ist wie eine Burg gebaut.

Die Schützen werfen sich hinter die Mauer, gehen sofort in Anschlag. Zwei schwere M.-G. werden in die Ecken nach der Straße zu postiert, zwei weitere in die Fenster vom ersten Stock. Ein leichtes M.-G. steht im Tor.

Vom Dach aus verfolgen wir, wie unsere Wagen in den Schulhof einrücken und hinter ihnen die Infanteriekompanie. Sie ist mit 200 Mann fast doppelt so stark wie wir. Auch der Major ist bei uns, und zwei Personautos.

Ich sehe, wie die Menge von beiden Seiten der Straße nachdrängt. Die Tore werden geschlossen. Vor dem Haupttor stehen Posten mit aufgepflanztem Bajonett.

In der Stadt hallen Schüsse. Von der Straße her brandet Geschrei, dazwischen hört man die Stimmen von Rednern, die die Massen aufhetzen. Rote Fahnen flattern über dem Meer der Köpfe.⁴⁴ Da die Straße in der Entfernung von ein paar hundert Metern eine Biegung macht, können wir die Menschenmenge nicht übersehen.

⁴³„Maschinen-Gewehr-Scharfschützen“ (Der begriff taucht in der folge einmal ausgeschrieben auf.)

⁴⁴ Ab 3. märz 1919 fanden in berlin, im ruhrgebiet sowie im mitteldeutschen industriegebiet um halle/merseburg generalstreiks, kämpfe und andere revolutionäre aktivitäten statt. Siehe hierzu eine aktuelle darstellung des historikers ralf hoffrogge: *'Das Ende einer Revolution'*, in: Forum Wissenschaft 1/2009 oder online: <http://www.bdwi.de/suchen/2380904.html> – Bei der recherche stieß ich auf die vermutlich erste veröffentlichung der späteren DDR-schriftstellerin helga schubert: *'Der Generalstreik Februar - März 1919 in Mitteldeutschland'* (Herausgegeben von der Bezirkskommission zur Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung im Bezirk Halle - Saale bei der Abteilung Agitation - Propaganda der Bezirksleitung SED Halle/Saale, 1958). Die autorin hatte erst

Die Schützen beobachten scharf die Fenster der umliegenden Häuser. Einer ruft: "Herr Leutnant, gucken Sie mal her." Im Fenster eines entfernten Hauses bewegt sich eine Gardine. Ein Kopf erscheint, schnell wieder zurück. Wir glauben einen Gewehrlauf zu sehen. "Herr Leutnant, soll ich schießen?" – "Ja – gut zielen." Langsam nimmt der Schütze Druckpunkt. Drüben zersplittert die Scheibe.

Der Leutnant ist in bester Laune, er fühlt sich wieder wie im Krieg. Die Nervosität der Soldaten entlädt sich in sehr körperlichen Bedürfnissen. Man erledigt das im Schutz der Schornsteine.

Vom Schultor her ertönt jetzt Trommelschlag. Wir spähen vom Dach herab. Da steht der Major auf der Freitreppe, neben ihm der Trommler. Das Geschrei der Masse verstummt. Mit lauter Stimme verliest der Major eine Proklamation des Generals: *Belagerungszustand!*

Trommelwirbel: "Straße frei!"

Das Johlen setzt wieder ein. Jetzt kommen aus dem Tor im Laufschrift zwei Züge der Infanteriekompanie mit aufgefanztem Bajonett. Sie treiben einen Keil in die Masse bis zur Häuserfront gegenüber. Dann gehen sie nach beiden Seiten hin vor.

Die Menge weicht, etwa 50 Meter weit, wird zusammengepreßt, staut sich wie Wasser hinter einem Wehr.

Scharf peitschend knallen einige Schüsse. Das sind Revolverschüsse!

Wie im Traum sehe ich einen Soldaten, der das Gewehr über seinen Kopf hebt, um mit dem Kolben dreinzuschlagen; ein Knall, und er fällt wie ein Sack zusammen: er hat sich selbst erschossen.

Jetzt prasselt von den Fenstern im ersten Stock M.-G.-Feuer über die Köpfe hinweg. Die Masse brüllt: ein schrilles Brüllen, ähnlich einer Sirene. Die Masse flutet zurück, die Straßenschlucht ist vom Trappeln eiliger Füße erfüllt.

Noch einzelne Schüsse, dann völlige Stille.

Auf der Straße liegen mehrere dunkle Punkte. Ein Soldat liegt in einer roten Lache. Sanitäter mit Tragbahnen eilen im Laufschrift aus dem Tor. Ich sehe alles aus der Vogelschau wie aus einer andern Welt. Bei uns auf dem Dach ist gar nicht geschossen

1957 ihr abitur gemacht; die70seitige broschüre ist eine bis heute lesenswerte zusammenstellung zeitgenössischer quellen.

worden. Aber ich liege noch immer mit dem Finger am Drücker und spüre, daß meine Finger zittern.

Auf unserm Dach laufen Gerüchte um, daß es "unten" viel zu erben gibt. Einzelne Soldaten verschwinden vom Dach. Der Leutnant schickt mich nachsehen, was da los ist.

In den Kellern befindet sich ein Lager von mehreren tausend Gewehren und an die hundert Maschinengewehre. Viele Tausende von Seitengewehren und Koppeln.

Hier nutzt jeder die Gelegenheit, sucht sich einen nagelneuen Karabiner aus, Koppel und Seitengewehr. Gesucht sind besonders Pistolen. Im ganzen Bürgerkrieg haben wir eigentlich nie Waffen gereinigt. Man hat schmutzige Waffen immer einfach gegen neue umgetauscht. Waffen hat es gegeben wie Sand am Meer.

Mit den Maschinengewehren sind die M.-GT.-Schützen wählerischer. Gut eingeschossene sind besser als ganz neue. Die neuen sollen auch nicht mehr so gut gearbeitet sein. So nehmen sie nur zwei oder drei, darunter ein Schiffsmaschinengewehr auf Rädern.

Sandsäcke werden nach oben gebracht und an den Fensterbrüstungen aufgebaut. Die Freiwachen haben sich, in ihre Mäntel gewickelt, auf den Fußboden hingehauen.

Die Feldküche hat Essen: gutes Essen heute mit viel Fleisch.

NACHTS AM ROTEN TURM

Es dunkelt früh. In den Fenstern liegend spähen und lauschen wir in die Stadt hinein, wie in eine Wildnis, in der wir verirrt sind.

Gegen sieben Uhr kommt Befehl: es soll eine Patrouille gemacht werden nach dem Roten Turm.⁴⁵ In dieser Gegend werden die Läden geplündert.

Wie das Hoftor sich hinter uns schließt, fühlen wir uns wie die Besatzung eines kleinen Boots, ausgesetzt bei Sturm von einem großen sicheren Schiff. Wir sind ein Zug, schätzungsweise 30 Mann. Die Marschordnung ist so: in der Mitte des Fahrdamms der Kompanieführer. Vor ihm, ebenfalls auf dem Fahrdamm, eine Gruppe mit einem leichten Maschinengewehr. Auf dem Bürgersteig rechts und links je eine Gruppe im Gänsemarsch. Als Deckung hinter uns die letzte Gruppe mit einem schweren Maschinengewehr.

Vorsichtig schieben wir uns an den Häuserwänden entlang, die Augen auf Fenster und Dächer gerichtet und auf die dunkle Masse des uralten Rundturms, der ein Wahrzeichen von Halle ist. Laut hallt der Marschschritt von den toten Mauern wider. Zu verbergen ist unser Anmarsch nicht. Trübe brennen die Gaslaternen. Immer näher kommt die schwarze Wölbung der Turmmauer. Wir biegen um die Ecke in eine große Geschäftsstraße. Da hören wir Glasklirren, sehen Menschen laufen: Plünderer schlagen die Ladenfenster ein.

"Laufschritt – marsch! – marsch!"

Da bricht es über uns los: *Feuerüberfall!* Lange rote Blitze zucken von den Dachrinnen, lange Blitze schlagen um uns aus dem Pflaster. Sie schießen mit Brandspurmunitien.

Hinlegen! Ich liege flach im Rinnstein, eng an den Rand des Bürgersteigs gedrückt. Um mich schlagen Flammen aus dem Pflaster. Es ist wie das Aufsprühen einer Wasserfläche, auf die schwerer Regen fällt. Da gibt es nichts zu beschönigen: ich habe rasende Angst. Es ist das erstemal, daß ich im Feuer bin. Ich möchte mich in das Pflaster einwühlen, mich mit den Nägeln durch die Steine kratzen. Ich wage kaum

⁴⁵ Es handelt sich um einen freistehenden spätgotischen uhr- und glockenturm auf dem marktplatz von halle.

aufzusehen, um die Deckung durch den Stahlhelm nicht zu verlieren. Hinter mir schreit einer: "Mutter! Mutter!"

Da liegt unser langer Unteroffizier von der Schutztruppe, liegt auf dem Rücken, und in Stößen spritzt das Blut aus seiner Brust wie ein Springbrunnen, dessen Leitung man zuhält und wieder öffnet.

Schriller Kommandopfiff: "Sprung auf – marsch! marsch!"

Scharren und Trappeln um mich; die Kameraden laufen, ich laufe mit. Keuchend, pfeifend geht unser Atem.

Deckung suchen! Ich fliege gegen einen Wall von Menschenleibern, die übereinanderstürzen in eine dunkle Höhlung hinein. Es ist wie bei einem Fußballkampf. Körper und Kolben prallen gegen mich an. Meine benagelten Stiefel stampfen im Glas. Wir taumeln in eine dunkle Höhle hinein, über einen Boden, der unter uns splittert.

Jetzt knallt es dicht an meinem Ohr: die Kameraden schießen zu den Dächern hinauf, von denen die Blitze kommen. Nun schieße auch ich. Vorhin, im Rinnstein, ist das Schrecklichste gewesen, daß wir so sichtbar lagen im Schein der Laternen. Nun schieße ich auf diese Laternen, damit es dunkel wird, damit man uns nicht mehr so sieht. Die Glaskugel einer Bogenlampe platzt; sie erlischt. Ich nehme die nächste aufs Korn. Das Feuer von den Dächern verstummt.

Wo sind wir bloß? Was ist das für ein süßer betäubender Geruch, der um uns aufsteigt? Es ist ein Parfümeriegeschäft, in das wir hineingetaumelt sind. Wir haben sämtliche Flaschen der Auslage zertreten.

Die Trillerpfeife des Leutnants gibt Signal zum Vorgehen. Um die Ecke des Roten Turms biegen im Trab Sanitäter mit Bahren. Der Ruf "Sanitäter, Sanitäter!" hallt langgezogen, klagend wie Wolfsgeheul, die ganze Straße entlang. Zwei Mann tot, vier oder fünf verwundet.

Jetzt kommt im Laufschrift auch noch ein Zug der Infanteriekompanie. Man hat in der Schule die Schießerei gehört.

Wir gehen vor. Ich immer noch mit einem Nachzittern aller Nerven, aber ganz kalt. Wir rennen. Vor uns flüchten Zivilisten. Einige werden eingeholt, niedergeschlagen und abgeführt. Einer, dem ein Kolbenstoß die Zähne eingeschlagen hat, schreit mit blutigem Mund: "Ich bin Opernsänger, ich bin O – pern – sänger!" Gleich, was er ist, wir sind hier nicht im Theater.

Der Infanteriezug sammelt die Gefangenen.

Vorn neuer Feuerüberfall von Dachsützen; die Straße mündet dort auf einen großen Platz. Mitten auf dem Platz steht ein Brunnen mit Figureschmuck. Der Zugführer, der zweite Fahnenjunker und ich, wir rennen auf den Brunnen los, um Deckung zu suchen, schwingen uns blindlings über den Rand, liegen in der nächsten Sekunde im eiskalten Wasser. Verfluchte Bummelei, daß die Hallenser im Winter nicht das Wasser abgelassen haben! Wir schießen nach den Punkten der Mündungsfeuer, ziemlich ins Ungewisse. Der Feuerüberfall verstummt.

Schrille Trillerpfeife: wir gehen weiter vor. Jetzt sind wir die Vordersten. Zögernd stehen wir an einer neuen Straßenmündung. Das Pflaster ist bedeckt mit geplünderten Waren, Kleidungsstücken, Lebensmitteln. Etwa 15 Meter vor uns steht ein kleines Bedürfnishäuschen aus Wellblech. Das Ding sieht unheimlich aus. Einer meint, er hätte Spartakisten darin verschwinden sehen. Stimme des Leutnants: "Werfen Sie eine Handgranate da 'rein."

Ich habe noch nie im Leben eine Handgranate geworfen. Ziehe ab, zähle, werfe – und bleibe mit noch zum Wurf erhobenem Arm ganz dämlich stehen, sehe gar nicht, daß die andern Deckung genommen haben.

Rumms! – Die Wellblechbude wankt, Splitter fliegen mir um die Ohren, es ist aber keiner drin gewesen. Nun weiß ich, was eine Handgranate ist.

Wir treten den Rückzug an. Ich klappre mit den Zähnen in dem nassen Zeug. Werfe mich aufs Stroh im Schulzimmer. Finde meinen Tornister, finde trockenes Unterzeug. Mir ist elend zumut. Schlafen kann ich nicht. Es ist doch jammervoll, was wir erleben.

Am andern Morgen: ich stehe Posten im Schulhof. Die Gefangenen sind oben in der Schule im vierten Stock untergebracht. Einige, die mit der Waffe in der Hand ergriffen wurden, wissen, daß es um Kopf und Kragen geht.

Da höre ich ein sonderbares Pfeifen in der Luft und einen schwachen Schrei: ein Etwas klatscht mit dumpfem Aufprall neben mir zu Boden; ein unheimliches nasses Geräusch, etwas wie ein vollgesogener Schwamm. Ich kann es noch nicht fassen – ein Stöhnen, ein langes Aushauchen, Vibrieren – der Mensch schnellt mit den Gliedern wie ein Fisch auf dem Trocknen. Das Schnellen wird zum Zittern. Jetzt liegt er still. – Er ist tot.

Ein Gefangener, der zuviel Angst gehabt hat.

Bei jungen Menschen ist es häufig so, daß sie in einem solchen Augenblick innerlich gar nicht viel erleben. Es ist eine Art von Schutzpanzer, den uns die Natur verleiht. Aber das Erlebnis wirkt nach, der Schrecken, das Entsetzen kommt später, manchmal erst nach Monaten.⁴⁶

Unser Vorstoß in der vergangenen Nacht ist nur einer von zahlreichen Vorstößen gewesen, die das Landjägerkorps von vielen besetzten Punkten aus in dieser Nacht und am nächsten Tag unernommen hat. Der Widerstand ist gebrochen, Halle ist erobert.

Wir bekommen ein neues Quartier. Ich bin froh, von der Schule fortzukommen. Diesmal marschieren wir in ein Museum ein, ins Museum für Völkerkunde. Wieder bleibt die Maschinengewehrkompanie und die Infanteriekompanie zusammen.

Wir liegen in einem großen Saal, der angefüllt ist mit den sonderbarsten Gegenständen. Da ist ein großes Wrack eines Wikingershiffs. Da sind ausgestopfte Tiere, Steinzeitwaffen in Glaskästen, Urnen und Hünengräber. Ich habe meinen Affen⁴⁷ in so ein Hünengrab gelegt. Wir sind in der heitersten Stimmung und treiben allerlei Scherze mit dem Museumsinventar. Ein ausgestopfter Orang-Utan bekommt eine Offiziersmütze aufgesetzt und einen Degen. Skeletten werden Karabiner in die Knochenhände und Stahlhelme auf die Schädel gedrückt.

Wir haben im Museum eine gute Zeit. Das befreite Halle zeigt sich den Soldaten dankbar: Schlächtermeister schicken Ketten von Würsten, Eimer voll Hackfleisch. Zigarettenhändler schicken Rauchwaren, Schnapsfabrikanten Schnaps. Das Gepäck der Kompanie schwillt an. Die Offiziere haben ein großes Grammophon als Geschenk bekommen. Von uns sieht man viele in nagelneuen Extrauniformen.

Ausgang in die Stadt ist noch nicht freigegeben. Dafür werden nachts viele Patrouillen gegangen. Eine sonderbare Sorte von Zivilisten begleitet uns dabei: Kriminalbeamte.

Wir kommen in viele Mietskasernen, in viele stickige Menschenhöhlen. Zum erstenmal erlebe ich, wie eigentlich Proletarier hausen. Diese Wohnhöhlen sind mir noch so fremd, so unheimlich, wie die dunklen Keller, vor denen man sich als Kind gefürchtet hat. Ja, wenn die Kriminalbeamten mit harten Knöcheln an die Türen pochen, dann spüre ich, der ich mit entsichertem Karabiner zum Schutz in ihrem Rücken stehe, fast den gleichen jähen Schrecken wie die Menschen, die dort hinter der Tür aus dem Schlaf gerissen werden. Wenn die laue, ekle Wärme von Küchendunst und

⁴⁶ Es handelt sich um traumatische dissoziation, die allerdings nicht nur bei jungen menschen zu finden ist.

⁴⁷ Kleiner rucksack, tornister

Menschenmief uns entgegenschlägt, wenn ein schreckhaft dem Schlaf entrissener Mann augenzwinkernd im Schein der Blendlaternen an der Unterhose rückt, wenn ein unförmiges Weib, Lockenwickel im wirren Haar, zu weinen und zu klagen anfängt, wenn die Kinder schreien und sich fürchten – ja, dann überfällt mich die Fremdheit ihres Daseins mit unheimlicher Gewalt. Es ist, wie wenn man einen Stein von der Erde hebt und in das eilig flüchtende Gewimmel der Tausendfüßler und der sonderbaren Käfer blickt, die darunter hausen.

Zum erstenmal sehe ich den Abgrund zwischen Menschen meiner sozialen Schicht und dem Proletariat. Aber ich empfinde zunächst nur Ablehnung und Ekel.⁴⁸

Wir finden viel. Manche Wohnungen sind mit Plündergut geradezu vollgestopft. Hauptbeute sind Lebensmittel. Aber auch Silber von ausgeraubten Cafés und Restaurants, Waffen, Automagnete, Kleider. Die Leute sagen meist, sie hätten das alles auf der Straße gefunden. Das kann wahr sein. Es kann aber nicht immer wahr sein, irgendwer muß ja schließlich die Türen erbrochen und die Scheiben zerschlagen haben. Aber das herauszufinden, ist nicht unsere Sache.

Die Gefangenen werden abgeführt. Von verderblichen Lebensmitteln, die den Eigentümern doch nicht mehr in gutem Zustand überliefert werden können, fällt viel für die Soldaten ab.

Die heimkehrende Patrouille baut neben den schlafenden Kameraden kleine Bescherungen von Keksen und Schokolade auf; eine hübsche Überraschung beim Erwachen.

Zwei Tage später marschieren wir zum Begräbnis der gefallenen Kameraden: über den Gräbern von 16 Landesjägern hallen die Salven.⁴⁹

Sowie es ruhiger wird, beginnen wieder die Schwierigkeiten mit den alten Kriegern. Ihr ganzes Wesen lebt noch im Krieg. Sie sind unglaublich unvorsichtig im Umgang mit der Waffe: beim Gewehrreinigen erschießt einer seinen besten Freund, der gerade zur Tür herein will. Durch die Füllung hindurch dringt ihm die Kugel ins Herz. Einer schießt

⁴⁸ Eine entscheidende Erfahrung, aus der unterschiedliche Konsequenzen gezogen werden können: solidarische, um Verständnis bemühte oder diskriminierende, all das auch synchron, für unterschiedliche Aspekte der Wahrnehmung, je nach eigener Lebenserfahrung und ideologischen Vorgaben.

⁴⁹ Bei Wikipedia steht im Artikel zu General Georg Ludwig Rudolf Maercker: "Im März erhielt er den Befehl, in Halle einzurücken. Wegen eines Zugunfalls misslang die beabsichtigte Überrumpelung der revolutionären Räte. Bei den folgenden Straßenkämpfen mit bewaffneten Arbeitern und Matrosen gab es auf beiden Seiten erhebliches Blutvergießen. Unter den Todesopfern war auch Oberstleutnant Robert von Klüber, der in Zivil einen Erkundungsgang durch die Stadt unternommen hatte, aber als Freikorpsmann erkannt wurde; er wurde von einer Brücke in die Saale geworfen und schließlich erschossen. Maercker verhängte den Belagerungszustand über die Stadt und befahl militärisches Durchgreifen. Nach sieben Stunden Kampf errang das Freikorps die Kontrolle über die Stadt. Auf Seiten der Räte waren 29 Tote zu beklagen, beim Freikorps 7 Mann. Ende März zog das Freikorps aus Halle ab, und der Belagerungszustand wurde aufgehoben." (*Abgerufen 9.7.14*)

sich beim Auseinandernehmen der Pistole durchs Knie, daß die Kugel an der Fußsohle wieder herauskommt. Er brüllt vor Schmerz. Wir müssen ihm den Stiefel aufschneiden, um ihn vom Fuß zu ziehen.

Das halbverfaulte und verlauste Stroh eines alten Quartiers soll im Hof verbrannt werden: Man wirft einfach den ganzen Krempel aus den Fenstern, zündet an. Da beginnt es plötzlich, aus den Flammen heraus wie wild zu schießen. Alles wirft sich flach, die Pferde werden scheu, die Kugeln surren in der ganzen Gegend umher. Ein wahres Wunder, daß niemand verwundet wird. Es hat eine Menge Infanteriemunition mit in dem Stroh gelegen.

Die Wertung von Menschenleben ist noch nicht wieder hergestellt. Man hat die Soldaten wie in Feindesland empfangen. Also fühlen sie sich auch wie in Feindesland. Die Festigung der Disziplin ist noch nicht tief gegangen. Die Offiziere können nicht durchgreifen.

IM GEFÄNGNIS

Unsere Kompanie besetzt das Gefängnis. Es sind noch immer Unruhen in der Stadt. Wir marschieren dicht aufgeschlossen und schnell. Kundschafter in Zivil und in Marineuniform vornweg.

Die Tore des Gefängnisses fallen hinter uns zu. Die Schließer begrüßen uns mit Schmunzeln: jetzt fühlen sie sich geschützt. In der Wohnung des Direktors über der Einfahrt wird Klavier gespielt, heitere Kaskaden von Tönen, seltsamer Gegensatz zu diesen trüben grauen Mauern. Ein Eisengittertor fällt rasselnd hinter uns zu. Wir marschieren einige Schritte weiter, da wird ein zweites hinter uns geschlossen und dann ein drittes. Ein Druck legt sich auf unsere Brust, es ist beklemmend, hinter so vielen Gittern zu sein. Wir stehen im Hof. Hoch sind die Mauern, ihr Kranz ist mit Glassplittern besät. In den Ecken Wachttürme. Im Mauerring stehen die dunklen Gefangenenhäuser. Gitter, Gitter, Gatter, Gatter überall: vor Fenstern, vor Türen, vor den engen Pflasterhöfen. Keine zehn Schritte kann man tun ohne die Hilfe eines schlüsselklappernden Wärters.

Die Truppe richtet sich ein im Gefängnislazarett. Maschinengewehre kommen auf die Dächer, Minenwerfer in den Hof, am Portal und auf den Mauerzinnen stehen Posten.

Es regnet, es schneit abwechselnd. Seit Wochen ist kein Sonnenstrahl mehr gewesen. Man kann sich überhaupt nicht vorstellen, daß hier einmal die Sonne scheint.

Unsere Lazarettzellen sind von Gefängniszellen nicht sehr verschieden. Sehr eng, sehr dunkel, nackte Backsteinmauern. Schlechtes Stroh auf eisernen Bettgestellen und dünne, abgeschabte Decken. Kriegsware, in der kein Faden Wolle ist.

Immerhin: die winzigen Eisenöfen glühen. Von den durchnäßten Mauern laufen glitzernd Wasserfäden herab, aber es entsteht eine dunstige Wärme. Wir drei Fahnenjunker in einer Zelle von 25 Kubikmeter Luftinhalt – so nämlich steht über der Tür – gießen unser Haarwasser auf den Tisch, prüfen mit Streichhölzern, ob es genügend Alkohol enthält und gießen es als Schnaps in den Tee. Es könnte also ganz gemütlich sein. Was ist es bloß, was uns hier so bedrückt?

Es ist eine Art Sing-Sang oder ein Rauschen wie von einem ewigen Wasserfall, ein seltsam eintöniges Geräusch. Im Lärm des Quartiermachens haben wir es zuerst ganz überhört. Jetzt lauschen wir: da weinen Frauen.

Da drüben steht das Frauengefängnis, und da ist ein Gesicht, das sich gegen die Fensterstäbe preßt, ein rotes, ganz geschwollenes Gesicht. Es ruft nach seiner Mutter. Da sind viele andere bleiche Frauengesichter, die unverwandt durch die Stäbe in den grauen Himmel starren.

Dies Weinen, dies unablässig bohrende Klagen, die bleichen Gesichter zwischen den Gitterstäben, das macht einen ganz verrückt. Wir sind jung, wir sind so etwas nicht gewöhnt. Wir fragen die Wärter: das rot geschwollene Gesicht, das immerfort nach seiner Mutter ruft, gehört einem zweiundzwanzigjährigen Mädchen. Soeben verurteilt wegen Plünderung. Sieben Jahre Zuchthaus.

Sieben Jahre, das ist eine lange Zeit.

Wir haben Plünderung gesehen. Wir haben gesehen, wie der Mob die Ladentüren erbrach, die Waren herauszerterte, zertrampelte, zerstörte und und weiter zog, schreiend, johlend, plündernd.

Da liegt es nun auf der Straße, das lang entbehrte unerschwinglich gewordene Gut. Kunderbunt in den Schmutz getreten: Lebensmittel, Kleider, Parfümflaschen, Schokolade. Sie liegen auf der Straße, die schönen Sachen, und die Weiber, die armen Weiber des Proletenviertels sehen sie.

Was Wunder, daß die Gier sie packt wie ein Rausch. Was Wunder, daß sie meinen, sie könnten's ja nehmen. Sie haben ja nicht die Scheiben eingeschlagen, sie haben ja nicht die Sachen herausgeholt, die schönen Sachen, die da im Regen liegen und verderben. So schleichen sie sich aus den Türen, spähen vorsichtig: kein Schutzmann, kein Soldat zu sehen. Da stürzen sie hinaus in der furchtsamen Gier von Ratten und raffen blindlings zusammen, ganz gleich was: ob Damenhüte oder Haarkämme.

Da kommen die Soldaten! Die Weiber türmen wie ein aufgeschrecktes Hühnervolk. Aber jetzt kommt Haussuchung.

Was finden wir nicht alles an lächerlichem Kram. Wir erwischen ein altes Weib, das einen Korb verstecken will. Jetzt steht sie in der Ecke, die Hände vorm Gesicht und heult.

Was ist in dem Korb? In dem Korb sind Hunderte von schwarzweißroten Papierfähnchen. Sonst nichts. Welche Ironie! Hat doch die Republik sich gerade eben eine neue Fahne zugelegt.⁵⁰

⁵⁰ Schwarz-rot-gold war die erste deutsche "nationalflagge" (1848). Schwarz-weiß-rot war zunächst die handelsflagge des Norddeutschen Bundes (1867) und wurde in einer halboffiziellen funktion vom Deutschen Reich 1871

Verurteilt wegen Plünderung! – Das Recht muß sein, und Plünderung ist ein Verbrechen. Aber das Recht ist manches Mal sehr hart.

Es ist in neuester Zeit viel über einen zu humanen Strafvollzug geredet und geschrieben worden. Aber das bezieht sich nicht auf die Zeit, von der ich berichte.

Es ist Mittag im Gefängnis: Fütterung.

Keuchend schleppen zwei Sträflinge den Suppenkübel über die eisernen Leitern und Treppenroste von Zelle zu Zelle. Das Gefangenenhaus ist wie ein Raubtierhaus gebaut. An allen Gucklöchern erscheinen Gesichter; unruhig schlurfen Füße hin und her. Das große Ereignis des Tages ist da, die bebende Spannung: Kohlrüben? Dörrgemüse? Oder gar Kartoffeln?

Zellentür auf Zellentür springt klappernd auf. Heraus schießt jedesmal wie eine Schlange ein Arm mit einem Eßnapf, bettelnd, niedrig über dem Boden. Der Gefangene liegt auf den Knien, um es den Essenholern recht bequem zu machen. Ein Löffel Suppe wird in den Napf gekippt. Der Arm erzittert, bewegt sich auf und nieder, um noch die letzten Tropfen zu erhaschen da drängt ihn die zuschlagende Tür zurück: *Klapp!* – Das Ereignis des Tages ist vorüber.

Den Essenholern knicken die Knie ein. Sie keuchen vor Eifer. Sie wollen ihre Sache recht gut machen. Einen kleinen Extrahappen verdienen, einen etwas volleren Löffel. Wir sehen staunend zu. Es ist wie im Theater. Allmählich erst begreifen wir den furchtbaren Ernst der Szene. Eine Zuchthausstrafe in diesen Hungerjahren bringt einen Menschen hart an die Grenze des Lebens.

Nachmittags stehen wir Posten beim Spaziergang im Hof.

Da trotten sie im engen Schacht im Kreis. Die Hände im Rücken, den Oberkörper nach vorn gebeugt, als könnten sie sich nicht mehr aufrichten, die Augen an die Pflastersteine geheftet. Aus der Vogelschau der Mauerzinnen gesehen, dreht sich der Kreis wie ein langsames Mühlrad. Nur einmal in jeder Runde trifft ein Blick die Posten mit den Handgranaten. Ein Blick, der einem das Blut erstarren machen kann.

Wer müßig gekommen ist, das Schauspiel anzusehen, der schleicht sich weg.

Wir kennen sie bald alle, die "Politischen" und die "Gestreiften". Im Kreis der Frauen schreitet voran "der Pfau", ein Mädchen mit einem bunten Umschlagetuch und

übernommen. In der folgenden Zeit nahmen rechtsextreme, nationalistische und antisemitische Organisationen die Farben schwarz-rot-gold für sich in Anspruch. Mit der Bildung der *Weimarer Republik* wurde schwarz-rot-gold zur Nationalflagge Deutschlands, allerdings wurde als Handelsflagge weiterhin schwarz-weiß-rot mit schwarz-rot-gold in der linken oberen Ecke geführt. Diese Regelung galt von 1922 bis 1933. (Nach wikipedia)

frechen Augen. Unter den "Politischen" gehen voran die Matrosen, ein trüber Abschaum der einstmals kaiserlichen Marine. Leute, denen man ansieht, daß sie niemals den Geist eines Soldaten oder eines Seemanns besessen haben. Sie sind die Wühlratten der Meuterei, systematisch von den Parteien des Umsturzes auf die Schiffe geschickt. Am schlimmsten aber sind die Alten, die schon lange sitzen, die ganz Stumpfen, ganz Blicklosen. Das sind kaum mehr Menschen. Sie sind noch erschreckender als jene mit den Märtyrergesichtern voller Qual.

Nacht im Gefängnis: im Gleichschritt umwandern die Doppelposten die schwarzen Häuser. Stark flimmern die Sterne, wie weinende Augen über den Höhlen der Qual. Aus dünnem Schnee ragen schwarze Hügel. Das sind Mieten von Kohlrüben, halb verfault und stinkend. Die Wärme der Fäulnis hat den Schnee geschmolzen.

Horch! – Aus den schwarzen Höhlen des Zuchthauses fällt eine Stimme: "Kamerad!"

Horch! Wieder eine Stimme: "Kamerad!"

Der Posten darf nicht antworten. Der Posten geht weiter. Aber die Rufe folgen ihm auf seinem Marsch rund um das Haus: "Kamerad! – Wirf uns doch eine Rübe 'rauf! Kamerad! Wir verrecken vor Kohldampf! Kamerad!"

Der Posten darf nicht hören, aber der Stahlhelm dröhnt am Ohr. Die beiden Soldaten blicken sich an: Mein Gott! – Kohlrüben – roh – halb verfault!

Was bedeuten die Kalkstreifen an den Mauern? Das sind Gräber.

Die Grippe fegt die Gefängnisse leer. Keine Kraft mehr im Essen, keine Heizung. Jede kleine Krankheit schmeißt die Leute um.

Eines Nachts rüttelt der Leutnant gegen Mitternacht die Fahnenjunker aus dem Schlaf. Ihm ist eingefallen, daß er heute Geburtstag hat. Da muß etwas geschehen: "Los! Anziehen, wir wollen in die Stadt und feiern!" Fünf Minuten später sind wir auf der Straße mit einem unsagbar befreiten Gefühl. Es ist doch herrlich, frei zu gehen, wohin man will.

In einem Weinkeller ist noch Betrieb, Musik und Lichter. Es gibt Sekt und Mädchen. Wir aber kommen aus Dreck und Speck und vielen Gittern. Sind sehr geniert, weil wir die Läuse im Hemd krabbeln fühlen. Aber um so schöner ist es hier; die Fahnenjunker essen die ersten Austern ihres Lebens. Der Leutnant macht ihnen das vor.

Sekt und Mädchen. Und die Mädchen setzen sich einem gleich auf den Schoß und fühlen sich ganz unerwartet weich und zärtlich an. Und auf der Bühne singt eine

Dame mit wogendem Busen und glitzerndem Ballkleid ein Lied: ein furchtbar trauriges Lied von einer verlassenen Braut. Der Abend ist schon ziemlich weit vorgeschritten – – – und wie sie nun zum Revolver greift, die gebrochene Blüte, von der die glitzernde Dame singt – und wie sie hinsinkt und ersterbend den letzten Gruß an den Geliebten flüstert, da fangen unsere Mädchen vor Rührung an zu weinen.

Scheu blicke ich mich um und sehr beschämt, weil mir die blanken Tränen aus den Augen kollern. Und siehe da: den andern geht es auch nicht besser.

Wie sonderbar: da heulen wir nun wie die Schloßhunde diesen verdammten Blödsinn und wissen genau, daß es Blödsinn ist. Im Zuchthaus aber, vor den weinenden Frauen, da haben wir nicht geheult. Und wir heulen auch gar nicht über das Lied, sondern es ist so, daß der Wein und das Lied einen Druck in uns auslösen, der schwer auf uns gelastet hat. Das ist das Geheimnis von der Wirkung des Kitsches, daß er uns rührt, daß man ihn aber gar nicht meint.

Die Last, die unbewußt auf unsern Herzen liegt, das ist die Heimat, dies verelendete, im Innersten zerrissene Deutschland. Das ist so furchtbar, daß man es mit Bewußtsein fast nicht ertragen kann. Darum betrinkt man sich, und darum heult man über ein sentimentales Lied. Was soll man tun? Woran soll man sich halten? Wo führt ein Weg heraus aus diesem Chaos?

MANN OHNE GESICHT

Wie eine riesige Schlange gleiten die Transportzüge in Richtung Magdeburg, voran der bissige Kopf des Panzerzugs. Alles bleibt ruhig, es fällt kein Schuß, nicht einmal die Schienen sind aufgerissen. Der Zug fährt in den Bahnhof ein, als wären wir im Frieden.

Hastiges Entladen: Unsere Maschinengewehre kommen gerade zur rechten Zeit, denn vor dem Bahnhof steht eine riesige Masse streikender Arbeiter, ihr gegenüber nur eine einzige Kompanie.

Die Menge weicht zurück, die Marschkolonne formt sich; an ihrer Spitze marschiert sogar Musik, als sei alles schon Ordnung.

Unterwegs stoßen die Kolonnen einzelne Abteilungen ab, die wichtige Gebäude besetzen sollen. Die Maschinengewehr-Scharfschützen marschieren zu den Regierungsgebäuden, um sie zu besetzen.

Mit einemmal gerät der Marsch ins Stocken. Wir in der Mitte marschieren noch zehn Meter weiter, bis die Kompanie dicht aufgeschlossen ist, dann: *Abteilung halt!*

Was ist da vorne los? – Die Straße macht einen Bogen, eine hohe dunkle Wand versperrt den Blick, der Rücken der Domkirche. Hinter dieser Wand lauert Gefahr; wir haben eine feine Nase dafür. Die Menschenleere ringsum, die Gesichter der Offiziere, das dicke Gefühl im Hals, die faulen Witze, die die Kolonne entlanglaufen, das alles sind Zeichen.

Von vorn tragt in schneller Gangart ein Offizier. Wir sehen, wie ein paar Zivilisten von der ersten Gruppe gepackt und festgehalten werden. Die Kolonne entlang fliegt das Gerücht: der Major verhandelt mit einer Versammlung von Streikenden, die uns nicht durchlassen wollen.

Wir halten in einer Straße, die schräg auf einen großen, auf drei Seiten durch Gebäude umschlossenen Platz führt. Im Hintergrund des Platzes liegen die Regierungsgebäude, die wir besetzen sollen. Davor stehen zehntausend streikende Arbeiter, die vor dem Regierungsgebäude demonstrieren. Durch diese Masse müssen wir hindurch, wenn der Befehl ausgeführt werden soll. Noch ahnt die Menschenmenge nicht, daß in ihrem Rücken Soldaten stehen. Ihre ganze Aufmerksamkeit ist nach vorn

gerichtet, dahin, wo die Redner stehen. Nur die allerletzten Reihen und die Menschen, die aus den Fenstern der Häuser die Lage übersehen, werden unruhig.

Der Major faßt einen schnellen Entschluß: er hat Befehl, die Gebäude zu besetzen, er wird den Befehl ausführen. – *Vorwärts marsch!*

Wir biegen um die Ecke, wir marschieren hinein in ein wogendes Meer von Gesichtern. Wir marschieren wie von einer Bühne herab ins Parkett. Wir marschieren so schnell als möglich und dicht aufgeschlossen. Die Marschkolonne ist lang und dünn. Wenn der Druck der Menschenmasse von beiden Seiten auf uns zukommt, so ist die Kolonne im Augenblick an vielen Stellen durchbrochen. Eine Maschinengewehrkompanie ist in solcher Lage besonders gefährdet, denn sie führt viele Wagen mit. Die M.-G.-Wagen, die Gepäck- und Futterwagen sind die schwachen Punkte.

Brausen um uns, über uns, lebendige Mauern, aus denen Arme nach unseren Karabinern greifen. Flüche hämmern gegen die Stahlhelme. Weiber, zu Furien geworden, spucken uns an. Ein ungeheures Johlen erhebt sich und jetzt werden wir von allen Seiten angespien. Bleich sitzen die Fahrer auf ihren Sitzen. Sie schwingen die Peitschen gegen die Hände, die die Pferde auszuspannen versuchen. Wenn jetzt nur ein Wagen stockt und ein Loch in die Kolonne reißt, dann haben wir die Katastrophe.

Bleich sind die Gesichter der Soldaten. Ich starre den Himmel an; am besten sieht man überhaupt nichts. Mit dumpfen Stimmen rufen die Unteroffiziere: "Ruhe, Ruhe!" die Kolonne entlang. Immer wieder: *Ruhe, Ruhe!* – wie zu scheuen Pferden. An einzelnen Stellen der Kolonne entstehen kleine Wirbel; Menschenrudel um ein Pferd, um einen Wagen. Tatsächlich sind viele Pferde schon halb ausgeschirrt. Aber durch die beständig vorwärtsdrängende Bewegung wird die Masse immer wieder aus den Einbruchsstellen zurückgedrängt.

Die Haltung der Truppe ist mustergültig. Im Innersten erfüllt uns wohl alle eine rasende Ansr: daß plötzlich dies Menschenmeer über uns zusammenschlägt. Jeder einzelne von uns läuft Spießbruten. Die Schande des Speichels, der an unseren Gesichtern klebt, brennt.

Es gelingt! Der Durchmarsch gelingt durch sein Tempo, durch seine Wucht, vor allem durch das Überraschungsmoment; die Masse ist zu groß, die Nachricht vom Durchmarsch der Soldaten ist noch gar nicht bis an ihre Ränder durchgedrungen.

Die Vordersten haben die Regierungsgebäude schon erreicht. In rasender Hast werden die Maschinengewehre von den Wagen gehoben und in die oberen Stockwerke

gebracht. Die erste Gruppe pflanzt das Bajonett auf, macht Front gegen die Masse, und in ihrem Schutz marschieren wir im Eiltemp ein.

Aufatmen: das war die höchste Zeit! Denn jetzt erst ist die Masse der Zehntausend richtig zur Besinnung gekommen und drängt nach. Befehl: "Seitengewehre pflanzt auf!"

Vor dem Gebäude wächst im Augenblick ein Wall, ein Halbkreis von Bajonetten. Zusammengebissen sind die Zähne der Soldaten hinter den Bajonetten. Alle Gesichter sind jetzt rot vor Wut: *Sie haben uns angespien!*

Zehntausend Menschen drängen auf uns ein, der ganze Platz dröhnt von Geschrei. Nun ist das Unglück nicht mehr aufzuhalten. Die vordersten Reihen der Masse sehen sich gegen die Bajonette gedrückt; in Todesangst stemmen sie sich rückwärts, ihr Angstschrei gellt. Aber ein Schrei erreicht längst nicht mehr die Mitte der Masse, die mit unbeschreiblicher Wucht vorwärtsdrängt.

Der Major steht auf der Freitreppe hinter uns und brüllt: "Zurück, zurück!" mit purpurrotem Gesicht. – Es hilft nichts mehr.

Sekundenlang zittert vom Stampfen der Massen der Boden. Ich fühle, wie sich meine Haare unter dem Stahlhelm sträuben. Ich sehe, wie die Menschen vor mir nach dem Bajonett greifen, um es zurückzubiegen. Ich sehe, wie auf einmal alle Münder sich öffnen zu Angstrufen und Schreckensschreien. Verzerrte Gesichter stehen jetzt ganz dicht vor meinem Gesicht. In der nächsten Sekunde werden wir an die Mauer gedrückt sein oder ...

In diesem Augenblick kracht ein Schuß aus der Menge heraus, und: "Gebt ihnen Saures!" brüllt der Major. – "Feuer!"

Ich habe im Schuß die Augen zugedrückt, ich wollte das Gesicht nicht sehen, das verzerrte Gesicht dicht vor der Karabinermündung. Es knattert die Salve, gleichzeitig rauscht aus einem Fenster im ersten Stock ein Maschinengewehr über den Platz.

Einen Augenblick sehe ich mich um nach dem M.-G., im nächsten Augenblick ... steht vor mir ein Mensch und zittert, ein Mensch mit einem halben Gesicht.

Herrgott, warum fällt er denn nicht –

Rauschen, ungeheures Dröhnen über den Platz: Zehntausend Schuhe trappeln, übertönt von einem einzigen gellend-hohen Angstschrei.

Leer ist der Platz. Wie nachlässig doch die Leute sind, die verlieren ja ihre Bündel im Laufen. Da liegen sie zerstreut, vier, fünf, ein Dutzend. Vor dem Halbkreis der Bajonette laufen Menschen, die Hände an die Ohren gepreßt. Sie drehen sich wie Kreisel und fallen.

Wir sind zurückgetreten. Man hat kommandiert: "Abteilung kehrt!" Man will unsere Nerven schonen. Ich fühle, daß ich am ganzen Leib zittere. Im Augwinkel sehe ich einen Hof. Da stehen Menschen, gehalten von Sanitätern, da liegen welche. Den Sanitätern fliegen die Hände. Da ist der Mann ohne Mund, ohne Kinn, er gibt Laute von sich. – Womit nur, er hat doch keinen Mund. Die Sanitäter stecken, nein, werfen immerfort weiße Klumpen von Verbandzeug in das rote Loch, in dem die Zunge wackelt, und augenblicklich sind die Klumpen rot.

Schon kommen Bahren. Schon wird herangetragen, was da verloren auf dem Platz lag. Was waren das für Bündel? – Zertrampelte Menschen. Die Schwächsten werden zertrampelt, die Frauen und Kinder.

Ich stehe da und zittere.⁵¹

⁵¹ An diesem 9. April 1919 wurden in Magdeburg erschossen: Otto Appenrout, Gustav Engelhardt, Walter Flemmig, Walter Haase, Otto Jahns, Alwine Kieler, Wilhelm Knoche, Johann Ludwig, Friedrich Merkel, Adalbert Walczak. An sie erinnert eine Tafel am Justizzentrum Magdeburg. (39 weitere werden schwer verletzt.) – Im Wikipedia-Artikel zu Maercker heißt es: "Im April 1919 beschloss der Zentrale Soldatenrat des IV., XVI. und XXI. Armeekorps in Magdeburg, die Offiziere abzusetzen, die Reichsregierung zu stürzen und in Deutschland eine Räterepublik zu errichten. Es kam zum Generalstreik der Arbeiter und zu Verhaftungen von Politikern und Militärs. Waffenlager in der Zitadelle wurden geplündert, und es kam zu Straßenkämpfen zwischen revolutionären Arbeitern und Soldaten und regierungstreuen Truppen. Die Reichsregierung forderte den Soldatenrat ultimatim auf, seine Gefangenen freizulassen, und befahl Maercker, die Ordnung in der Stadt wiederherzustellen. Am Morgen des 9. April trafen Maerckers Landesjäger, aus Halle kommend, in Magdeburg ein, wo es sofort zu vereinzelt Scharmützeln kam. Einen Tag später war der Auftrag der Reichsregierung erfüllt; die Revolutionäre hatten sieben Todesopfer zu beklagen." (*Abgerufen 9.7.14*)

DIE RÄTEREPUBLIK

Am schlimmsten in ganz Mitteldeutschland soll es in Braunschweig sein. Seit Monaten ist das Land vom übrigen Deutschland abgeschnitten. Der Arbeiter- und Soldatenrat hat – so heißt es – eine rote Armee auf die Beine gestellt, eine richtige Armee mit Geschützen und Flugzeugen. Die Regierung, an deren Spitze ein Schneidermeister und eine Waschfrau⁵² stehen, hat die Beziehungen zum Reich abgebrochen.

Das ganze Korps Maercker ist zur Eroberung von Braunschweig zusammengezogen und operiert gemeinsam mit der Brigade des Kapitän Ehrhardt und Teilen der Garde-Schützen-Division des General Lüttwitz. Braunschweig ist von allen Seiten umklammert; konzentrisch soll der Angriff erfolgen. Es verläutet, die rote Armee habe in einem Gürtel von etwa 20 Kilometer rund um Braunschweig feste Stellungen bezogen.

In der Nacht vom 16. zum 17. April werden wir verladen. Rüttelnder Transportzug, Panzerzug voran. Immer wieder kreischen die Bremsen; wir schleichen in langsamster Fahrt. Es gehen Gerüchte, daß Kontaktminen auf der Strecke liegen.

Ich bin eingeschlafen und erwache in der ersten Dämmerung von Alarmrufen: Schüsse knallen, man vernimmt verworrenes Geschrei. Noch schlaftrunken und ganz verwirrt wirft man den Affen über, kann in der Eile den Karabinerhaken vom Schulterriemen nicht finden, taumelt aus dem Zug, die Knarre in der Hand.

Da bringen die Mannschaften vom Panzerzug schon die ersten Gefangenen mit den roten Armbinden: eine Bahnhofswache. Ein Teil ist geflohen, man hat hinter ihnen hergeschossen.

Wo sind wir eigentlich? – Die Station heißt Wolfenbüttel, 16 Kilometer von Braunschweig.

Die Marschkolonne tritt an. Es geht bergauf durch eine altertümliche kleine Stadt, wie ich sie noch nie gesehen habe: Fachwerkhäuser, geschnitztes Gebälk, bemalt in bunten Farben, plätschernde Brunnen. Alles leer und verschlafen in der Dämmerung

⁵² Gemeint ist zweifellos Minna Faßhauer, geborene Nikolai, (1875-1949). Sie war vom 10. November 1918 bis 22. Februar (!) 1919 für die *Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD)* Volkskommissarin für Volksbildung in der *Sozialistischen Republik Braunschweig*. Minna Faßhauer war damit die erste Frau, die in Deutschland ein Ministeramt bekleidete.

und vergoldet von der aufgehenden Sonne. Ein friedliches Stück Mittelalter. Mir ist zumute, als ginge es auf eine Ferienwanderung und nicht in einen Bürgerkrieg.

Der Tag wird herrlich: Jubelnd steigen die Lerchen über die grünenden Felder, Obstbaume stehen am Weg, blühende Wolken rosa und weiß, leuchtend von frischem Tau. Die Wälder bewahren noch die nackten Skelette ihres Astwerks, und doch liegt schon ein Schimmer von Grün leuchtend wie ein Heiligenschein um ihre Kronen. Es wird Frühling in Deutschland, und das erscheint uns wie ein Wunder nach dem schweren Erleben der letzten Monate.

Es wird warm. Ein Panzerauto überholt uns mit dampfendem Kühler. Hinter den Stahlwänden herrscht eine Hitze von etwa 50 Grad – die werden schön schwitzen. Wir winken und rufen der Besatzung zu. Es herrscht gute Freundschaft zwischen Infanterie und Kampfwagen; wir haben ihren Wert bei Straßenkämpfen kennengelernt.

Scharfer Ausguck nach vorn und nach allen Seiten. Jeden Augenblick erwarten wir Schrapnellwölkchen zu sehen, das Sausen der Granaten zu hören. Jeden Augenblick erwarten wir einen Feuerüberfall. Weit auseinandergezogen stapfen Patrouillen über die aufgeweichten Felder. Jede Kartoffelmiete wird von den Offizieren mit Gläsern abgesucht.

Wo steht der Feind? Wo sind die Schützengräben, die Artilleriestellungen, die Flugzeuge, die Telephonleitungen zum roten Generalstab, der in bombensicheren Kellern sitzt?

Nichts. Kein Feind zu sehen. Aber auch kein Bauer auf dem Feld. Wie ausgestorben liegt die weite Landschaft da.

Es scheint ein Spaziergang zu werden. Wir fangen an zu singen. Wir stecken uns Kätzchen und blühende Obstbaumzweige in die Mündungen der Karabiner. Wenn wir uns umsehen, erfüllt uns der Anblick der endlosen Kolonne mit Zuversicht. Wir sehen linker Hand auf dem Schienenstrang den Panzerzug und vor ihm starke Patrouillen, die Karabiner im Arm auf dem Bahndamm längs marschieren.

Es wird Mittag. Wir halten Rast bei einer Dorfschenke. Aus den Wirten ist nichts herauszubekommen. Sie sind stumm und verbittert, zucken nur die Achseln. Wir müssen uns selbst das Trinkwasser für die Pferde requirieren.

Am Horizont zeigen sich die Türme von Braunschweig. Sind die Roten wirklich abgezogen? Wir können es nicht glauben. Wenigstens die Stadt werden sie doch bis aufs Messer verteidigen.

Da ist die Stadt. Fabriken schieben sich uns entgegen. An Zäunen vorbei drücken sich Arbeiter, sie ziehen sich in die Häuser zurück, wie Wild in einen Wald. An einer Brücke hält ein Offizier zu Pferd, winkt uns lachend zu: "Immer 'ran, immer 'ran! – Alles in schönster Ordnung, die Stadt ist schon besetzt."

Ganz friedlich ist der Panzerzug in den Hauptbahnhof eingefahren, ohne daß eine einzige der sagenhaften Minen – die Soldaten lachen schon.

Die Straßen sind schwarz von Menschen. Es brandet uns Geschrei entgegen wie in Halle, wie in Magdeburg. Wir denken: *Nun geht es wieder los.*

Aber nein: das ist ein ganz anderes Volk und eine ganz andere Stimmung. Diese Menge ist bunt von Frühlingskleidern, und das Geschrei ist Jubelruf. Ein himmlischer Regen von Veilchen und Schlüsselblumen fällt auf die Soldaten.

Das haben wir nicht erwartet, das am allerwenigsten. Jetzt lachen wir über die armen Minenwerfer, die schwitzend ihr plumpes Rohr auf der zehn Zentner schweren Unterlagsplatte wie einen Handwagen ziehen. "Kuck mal," rufen die Kinder, "die armen Soldaten müssen ihre Kanonen selber ziehen."

Musik fällt ein: mit Dschingdara und Bumdara marschieren wir zum Schloß.⁵³

Das ist das sonderbarste Quartier, das wir jemals gehabt haben. Halb ausgeräumt sind riesengroße Säle. Man liegt auf höfischem Parkett unter antiken Tischen. Stahlhelm und Waffen ruhen auf Prunkmöbeln. Unsere Kompanie bezieht den Prinzessinnenflügel. Wie die Prinzessin heißt, weiß ich nicht, aber ihre Badewanne ist schön: ein kleiner Teich aus gelbem Marmor in einem Tempel, der auch ganz aus gelbem Marmor ist. Ich muß das wissen, denn in der Badewanne schlafe ich.

Auch das Bett der Prinzessin sei schön und weich, sagt der Leutnant, der darin schläft. Der Bursche schläft in einem der riesengroßen Kleiderschränke. Es sieht sehr komisch aus, wenn er morgens aus dem Schrank wie aus dem Grab emporsteigt und dem Leutnant die mit Zahnpasta bestrichene Zahnbürste präsentiert. Der Kompanieführer

⁵³ "Am 9. April 1919 riefen die Spartakisten in Braunschweig einen Generalstreik aus. Der Streik hatte unter anderem zur Folge, dass es in weiten Teilen Deutschlands zu erheblichen Versorgungsschwierigkeiten bei Lebensmitteln und Kohle kam. Das öffentliche Leben in der Stadt kam zum Erliegen. Am 13. April 1919 verhängte die Reichsregierung den Belagerungszustand über den Freistaat Braunschweig." – "Das Braunschweiger Bürgertum trat daraufhin in einen Gegenstreik, und es drohte ein Bürgerkrieg in der Stadt. Daraufhin beauftragte die Reichsregierung Maercker, auch in Braunschweig für Ordnung zu sorgen, und verhängte den Belagerungszustand über die Stadt. Am 14. April ließ Maercker per Flugzeug Flugblätter über der Stadt abwerfen, in denen er harte Konsequenzen bei Widerstand androhte. Trotzdem gab es am 15. April erste Kämpfe in Helmstedt, bei denen es auf beiden Seiten Tote gab. Maerckers Drohungen zeigten allerdings Wirkung: der Generalstreik wurde abgebrochen, und Maercker konnte ohne Blutvergießen in Braunschweig einmarschieren. Die Spitzen der revolutionären Regierung wurden verhaftet bzw. unter Hausarrest gestellt. Bereits nach wenigen Tagen normalisierte sich die Lage wieder, und der Belagerungszustand konnte erheblich gelockert werden." (Wikipedia)

kann alles, kann fliegen, Autofahren, kochen, Hemden waschen. Aber die Zahnpastentube alleine aufbringen und wieder zuschrauben, das kann er nicht.

Wir leben wie in einem Märchenland. Dicke Gardinen aus schwerer Seide, mit Greifen und Adlern bestickt, sind unser Bettzeug. Wir finden im Keller leider keinen Wein – den hat der Arbeiter- und Soldatenrat schon ausgetrunken –, aber ein riesengroßes Waffenlager, den gesamten Bestand der entwaffneten Bürger. Die Kompanie vermehrt ihr Hab und Gut: im Flughafen ist ein ungeheures Arsenal von Heeresgut. Nachts machen wir Patrouille in der Gegend und nehmen sogar Pferde mit. Denn die Kompanie muß ihr Hab und Gut ja auch transportieren. So suchen wir uns ein paar schöne Autos aus, spannen die Gäule davor und schleppen sie so weit ab, bis niemand mehr das Anspringen der Motoren hören kann. Wir haben jetzt zwei Lastautos und einen großen Personenwagen. Wir haben Rauchwaren im Überfluß und beste Verpflegung aus amerikanischen Liebesgaben, für Gefangene bestimmt, die mittlerweile schon ausgeliefert sind. Herrliche Sachen: Schokolade, fertige Mahlzeiten in Konservendosen, die man nur warm zu machen braucht, Datteln, Feigen, Dosenfleisch und Speck. Die harten Erbsen von der Feldküche wollen gar nicht mehr schmecken. Klumpatsch, der Bursche des Leutnants, sagt: "Da kann der Bandwurm mit Murmeln spielen." Sogar der Dienst ist lustig: Posten stehen auf dem Schloßdach unter allerlei heroischem Bildwerk und Steingetier, Löwen, Adlern und Siegesgöttinnen. Wir haben unser Marine-Maschinengewehr mit den Rädern da hinauf geschafft. Von unten sieht das ungeheuer komisch aus, wenn der Posten es wie einen Kinderwagen zwischen der Heraldik spazierenfährt.

Am vierten Tag wird Schneider Merges, der Diktator von Braunschweig, auf einem Klosett entdeckt und gefangengenommen.⁵⁴

Am dritten Tage ist Parade vor den Generalen Maercker und Lüttwitz⁵⁵ und dem Kapitän Ehrhardt. Flugzeuge kreisen über den Marschkolonnen, werfen ganze Ströme von Frühlingsblumen ab. Die Stadt jubelt den Soldaten zu, die Mädchen möchten uns gradezu um den Hals fallen. Das ist die schönste Parade gewesen, die ich je erlebt habe.

⁵⁴ August ernst reinhold merges 1870-1945) war einer der hauptakteure der *Novemberrevolution* in braunschweig, präsident der *Sozialistischen Republik Braunschweig*, abgeordneter der *Weimarer Nationalversammlung* und des *Braunschweigischen Landtags*. Eine irgendwie diktatorische funktion oder attitüde konnte ich den quellen nicht entnehmen. Im april 1919 konnte er aus braunschweig fliehen. Nach 1933 war er mitglied in einer widerstandsgruppe gegen das NS-regime. Er starb an den folgen von mißhandlungen durch die *Gestapo*.

⁵⁵ Walther freiherr v. lüttwitz (1859-1942) wurde nach dem waffenstillstand 1918 von der revolutionären übergangsregierung, dem *Rat der Volksbeauftragten*, zum oberbefehlshaber der *Vorläufigen Reichswehr* in berlin und umgebung ernannt. In dieser funktion leitete er im januar 1919 die niederschlagung des sogenannten *Spartakusaufstandes*. – Er wird uns hier in der folge noch wiederbegegnen.

Zum erstenmal sehe ich Kapitän Ehrhardt, eine mächtige Gestalt, ein wie aus grauem Stein gehauenes Gesicht und eisengraues Haar unter der weißen Mütze. Er macht mir mir einen starken Eindruck.⁵⁶

Ich suche Anschluß an die Besatzung der Panzerwagen. Die Panzerwagen reizen mich sehr, weil sie Panzerschiffen so ähnlich sehen, und weil die Besatzung aus Marinern besteht. Bei den Patrouillen fahre ich mit. Die Wagen sind russische Beutestücke, gebaut von den Putilow-Werken, mit querliegendem Motor und Eisenreifen. Es dröhnt furchtbar im Innern, und der Motor heizt wie ein Backofen.

Meine Hoffnungen, zum Panzerzug versetzt zu werden, gehen nicht in Erfüllung. Alle Fahnenjunker des Regiments werden zu einer Infanteriekompanie versetzt. Es gefällt mir nicht in dieser Kompanie. Ich habe kein Verhältnis zu ihrem Führer, der im Zivilberuf Zahnarzt ist.

Wir bekommen eine neue Uniform: feldgrau, aber mit rotem Kragen, roten Aufschlägen und blanken Messingknöpfen. An dieser Uniform gibt es wieder allerhand zu putzen. Es heißt, der Kaiser habe sie im Krieg als zukünftige Friedensuniform entworfen. Große Lager dieser neuen Montur sind vorhanden, eine Million Stück.

Wenn es wahr ist – und nach den Stempeln der Bekleidungsämter muß es wohl so sein –, daß man mitten im Krieg, in der Zeit der größten Materialknappheit Millionen Uniformen für das Friedensheer hergestellt hat, dann ist mir der Untergang des alten Systems, dann ist mir der Verlust des Krieges ganz klar.⁵⁷

Wir kommen aufs Land, mitten in die Braunschweiger Spargelgegend. Die Bevölkerung ist rot. Die Bauern sprechen nicht mit uns. Sonntags auf dem Tanzboden

⁵⁶ Hermann ehrhardt (1881-1971) war marineoffizier (zuletzt korvettrtenkapitän). "Am 27. Januar 1919 riefen Kommunisten die „Räterepublik Wilhelmshaven“ aus. Ehrhardt sammelte etwa 300 Mann um sich, meist Berufssoldaten, und erstürmte mit diesen am selben Abend die 1.000-Mann-Kaserne, das Hauptquartier der revolutionären Matrosen. Unter dem Einsatz von Bootskanonen brach der Widerstand schnell zusammen. Nun wurde die Gründung einer Freiwilligen-Formation vorangetrieben.

Am 17. Februar 1919 war die Aufstellung der *II. Marine-Brigade Wilhelmshaven* abgeschlossen (etwa 1500 Mann, überwiegend Offiziere und Deckoffiziere der ehemaligen *Kaiserlichen Marine*). Ab dem 1. März nannte sie sich nach ihrem Führer *Marine-Brigade Ehrhardt*." (*Wikipedia*) Im april erhielt er den befehl, unter dem oberbefehl maerckers an der aktion in braunschweig teilzunehmen.

⁵⁷ "Anfrage 269, Albrecht: In den Werkstätten des Bekleidungsamts des IV. Armeekorps zu Magdeburg werden die zum Kriegsdienst eingezogenen Handwerker mit der Herstellung von Friedensuniformen beschäftigt. Was gedenkt der Herr Reichskanzler zu tun, diese Handwerker, wenn dieselben zu Kriegszwecken nicht gebraucht werden, vom Militärdienst zu befreien?" – Reichstag, 3. Oktober 1917 (Bd. 322, Nr. 1071):

http://www.reichstagsprotokolle.de/en_Blatt_k13_bsb00003427_00212.html

will kein Mädchen mit den Soldaten tanzen. Es wird wieder viel Dienst gemacht, Friedensdienst, sogar mit Parademarsch. Die alten Leute murren. Viele kündigen.⁵⁸

Seit ich fort bin von meiner alten Kompanie, macht es mir keine Freude mehr, Soldat zu sein. Der Bürgerkrieg in Deutschland scheint zu Ende. Es ist kein rechter Geist mehr in den Truppen, seit die Kämpfe vorüber sind. Man redet von der *Reichswehr*. Das *Freikorps Maercker* soll in die Reichswehr übernommen werden. Die Bedingungen werden bekannt mit ihrer langjährigen Dienstzeit, mit ihrer langsamen Beförderung. Sie reizen mich nicht.

Ich mache innere Kämpfe durch, ohne eigentlich zu wissen, was mich bedrückt. Die ganze Unsicherheit der Zukunft überfällt mich wieder. Was soll man tun, welchen Beruf soll man ergreifen, soll man überhaupt in Deutschland bleiben?

Ich bin zu meinem alten Kompanieführer gegangen, habe ihm mein Herz ausgeschüttet. Er will als Ausbildungsoffizier nach Japan gehen. Vielleicht nimmt er mich mit. Er meint, ich solle nicht kündigen.

Die letzten 14 Tage bis zur Entlassung vergehen in qualvollem Nachdenken. Die Friedensbedingungen werden bekannt. Sie erscheinen mir furchtbar. In den Straßen hängen Plakate: *Die Mark gleich 20 Pfennig*.⁵⁹

So beginnt das innere Ringen um Deutschland, wie es damals wohl in vielen tausend jungen Menschen begonnen hat. Ich spüre, daß ich an einer Wende meines Lebens stehe. Das Schöne, das Herrliche des soldatischen Lebens ist die Unbedingtheit von Befehl und Gehorsam, die den jungen Soldaten von jeder Verantwortung befreit. Diese innere Schönheit des Daseins ist uns im Bürgerkrieg verlorengegangen. Zum erstenmal haben wir damals denken und uns entscheiden müssen. Es gab keine

⁵⁸ "Angesichts der friedlichen Stimmung in Stadt und Land Braunschweig konnte der Belagerungszustand schon nach wenigen Tagen erheblich gelockert werden. Verkehrs- und Wirtschaftslage entspannten sich zusehends. Am Ostermontag 1919 nahm Maercker als letzte Demonstration der Staatsmacht eine Militärparade auf dem Löwenwall ab. Am 30. April 1919 wählte der Braunschweiger Landtag eine neue Regierung, die von einer Koalition aus SPD, USPD und DDP gebildet wurde. Neuer Ministerpräsident wurde Heinrich Jasper." (*Wikipedia*)

⁵⁹ Der alliierte vertragstext setzt die alleinige kriegsschuld deutschlands und der mittelmächte fest. Für deutschland bedeutet dies unter anderem einen landverlust von 70 000 km². 75 % der jährlichen zink- und eisenförderung, 28 % der steinkohlenförderung, rund 20 % der jährlichen kartoffel- und getreideernte müssen an die alliierten ausgeliefert werden. In der berliner Charité behandelt man fünfmal so viele kinder mit tuberkulose und rachitis wie vor dem krieg. Ärzte berichten, daß in berlin mindestens drei viertel der bevölkerung in besorgniserregender weise unterernährt seien.

Die wohnungsnot ist groß. Für viele menschen ist die letzte zuflucht das städtische asyl für obdachlose. Männer, die im krieg gekämpft haben, müssen wieder in das normale leben zurückfinden, eine arbeit aufnehmen. Angesichts der hohen arbeitslosigkeit eine schwierige aufgabe. Sozialen sprengstoff bietet auch die klausel des *Versailler Vertrags*, die eine reduzierung des heeres von 400 000 auf 100 000 mann vorschreibt.

Dazu kommt noch, daß der winter 1919/20 sehr hart ist.

Die mark besitzt nur noch 20 pfennig ihres vorkriegswertes. Nahrungsmittel werden knapp, kohlen fehlen, die menschen hungern und frieren. Die wartezimmer der ärzte werden nur noch geheizt, wenn die patienten kohle mitbringen. (Nach: http://www.awo-le.de/awo/geschichte/awo_gruendung.htm)

Autorität, die uns hätte festmachen können gegen unsere Zweifel, ob es recht war, auf Deutsche zu schießen oder nicht. Es gab wohl noch ein militärisches, aber kein geistiges Führertum.

Zum erstenmal erkannte ich meine innere Einsamkeit. Zum erstenmal versuchte ich, die Ursachen der Revolution, die Ursachen des Bürgerkriegs zu ergründen.

Als ein entlassener Soldat, im schlechtsitzenden Waffenrock, ohne Abzeichen, stehe ich auf dem Braunschweiger Bahnhof und komme mir unendlich verlassen vor. In der Auslage eines Zeitungshändlers sehe ich ein Buch, auf dem in breiter Flammenschrift *Spartakus!* geschrieben steht. Ich kaufe das Buch.

Und während der Personenzug der Heimat entgegenrattert, lese ich statt der erwarteten Schilderung der Revolution von 1918 eine schlechte Beschreibung des Sklavenaufstands im Altertum. Ich werfe das Buch zum Fenster 'raus.

Das ist der Anfang meiner Suche nach Deutschland gewesen.

Auf Grund einer Verordnung, die inzwischen ergangen ist, bekomme ich nach fünfmonatigem Dienst als Zeitfreiwilliger das Reifezeugnis ohne Prüfung.

Was soll nun werden? Nie zuvor bin ich so ratlos, so im leeren Raum gewesen. Es bedarf eines Anstoßes von außen, um mich in Bewegung zu setzen. Den Anstoß gibt die Familie: Ich soll Ingenieur werden.

Meinetwegen Ingenieur.

Acht Tage später fahre ich ins Ruhrrevier. Das ist das letztemal gewesen, daß die Familie irgendeinen Einfluß auf meine Handlungen ausgeübt hat. –

ELEND AUS RAUCH UND FEUER

Vom bergischen Land fährt der Zug ins Ruhrgebiet. Es ist Sommer, die Nacht ist warm, alle Fenster stehen offen.

Es hämmern die Räder über die Schienenstöße. Die Schienen sind abgenutzt, die Achsen wimmern, das Öl ist knapp in den Lagern. Ich lehne zum Fenster hinaus und sehe den Feuerschein der Lokomotive in den Kurven bald auftauchen, bald verschwinden. Gespannt blicke ich nach vorn, ich erwarte das Ruhrgebiet, ich habe keine Vorstellung, wie es sein mag. Auf einem der großen Hüttenwerke soll ich arbeiten.

Schön ist die Landschaft: Hügel mit scharzen Wäldern bedeckt, Täler ertrunken in Nebeln, Geruch von Heu, von feuchtem jungen Laub, von Erde; man erkennt die Dörfer an ihrem Geruch von Holzfeuern, an dem warmen Dunst der Ställe. Immer weiter bergab; die Puffer der Wagen schieben sich ineinander.

Ich muß eingnickt sein; ich schrecke auf von einem starken Ruck, von Helle, von einer Brandung von Geschrei: ESSEN. Alle Bahnsteige sind von johlenden, schreienden Menschen überflutet. Viele sind betrunken, der ganze Bahnhof ist wie eine losgelassene Hölle.

Wir haben Sonnabend Abend. Unser Zug wird gestürmt. Rücksichtslos drängt Masse hinein, stößt sich Bahn mit Knien und Ellbogen. Schweißbedeckt die Gesichter. Der scharfe Geruch von Schweiß, von Rauch, von Alkohol füllt das Abteil. Sehr fremd kommen mir diese Menschen vor, geradezu ausländisch. Viele sprechen polnisch. Es besteht ein großer Gegensatz zwischen ihrer guten Kleidung und ihren verarbeiteten Händen. Neben mir hängt mehr als sie steht eine Frau im Abendkleid mit nackten Armen und großem zerdrückten Hut. Das Abendkleid hat viele Spitzen, man sieht darunter die blanke Haut. Bei jeder Bewegung des Zuges fällt sie gegen mich und lacht und jöhlt. Alle lachen und jöhlen im Abteil, im ganzen Zug.

Der Bahndamm ist so hoch, daß ich über die Dächer der Häuser, über ganz Essen sehen kann. Ein seltsamer Lichtschein liegt über der Stadt, wie ich ihn nie zuvor gesehen habe. Ein bleiches Licht, wie Mondschein mit Blut. Sehr milchig, mit Staub getränkt. Brandig riecht die Luft. Mit jedem Atemzug saugt die Nase Kohlenstaub, Geruch von heißem Eisen, Geruch von heißen Ziegeln, die in der Nachtluft auskühlen. Am Horizont brennen an zehn, an zwanzig Stellen große Feuer. Ich will schon fragen,

was da brennt, da kommt ein solches Feuer näher, gleitet vorbei. Ich sehe blaue und gelbe Flammen, die aus runden Kuppeln hoher Türme schlagen. Ich sehe einen Bach aus weißer Glut von einem Berg entspringen, sehe ihn langsam den Hang hinunterrinnen, sich zerteilen in viele Arme, dunkler werden, sich röten und erstarren. Riesige weiße Wolken schießen wie massive Berge in den Himmel, stehen ganz durchleuchtet von Weißglut, die an ihrem Fuß hervorbricht. Ein ungeheures Dröhnen und Brausen übertönt das Zuggeratter. In glasüberdeckten Hallen gleiten wie schnellende Fische enorme weißglühende Balken hin und her, begleitet von hohlem Donneregepolter. Metall kreischt schrill und wütend wie Torpedobootsirenen, Funkengarben sprühen, blaue Garben, rote Garben. Man sieht ein unendliches Schienenfeld besteckt mit tausend gelben Lichtern, schräge Lichtbalken, kreuzförmige, dreieckige. Endlose Laderampen sind von dem blauen Licht der Bogenlampen übergossen. Aus tausend Fenstern eines riesigen Gebäudes, dessen Umrisse im Nachthimmel nicht zu erkennen sind, dringt das grüne Licht von Schreibtischlampen, die in langen Ketten hintereinander gestaffelt stehen. Hundert Rangiermaschinen heulen und pfeifen. Unendliche Wagenketten schieben sich bald schnell, bald langsam durcheinander. An immer neuen Stellen brechen Lichtgarben und Feuerschlangen in das Dunkel der Nacht.

Mächtig wie ein Vulkanausbruch ist dieser Anblick. Nie habe ich Größeres gesehen. Ich wende mich um, möchte die Menschen aufmerksam machen. An ihren stumpfen Gesichtern sehe ich, daß der Anblick für sie etwas ganz Gewöhnliches ist. "Was ist das?" frage ich. Gleichmütig, einsilbig kommt die Antwort: "Krupp." Es ist ein Name, bei dem ich erschauern möchte: *Krupp!* Das größte, das mächtigste Werk, Krupp, Inbegriff aller Kriegsmaschinerie. Krupp, in dem Namen liegt der Donner der Geschütze, das Sausen und Bersten der Granaten, die Gewalt der Panzerschiffe ... Die großen Stationen folgen dicht aufeinander. Mit Staunen erkenne ich am Lichtmeer bis zum Horizont: das ist ja eine einzige Stadt! Diese Stadt schläft nicht und feiert nicht. Es ist, als sei das Feuer aus dem Innern der Erde hier durch die Erdrinde gestoßen. Eine dämonische, wilde Landschaft. Ein Schauer packt mich, wie er primitive Menschen bei Gewitter faßt.

VOR HOCHOFEN 4

Mir ist sehr unheimlich in diesem Land. Weiß gar nicht, woher das kommt. Das Hüttenwerk ist gewaltiger als alles, was ich mir vorgestellt habe, gewaltiger und gewaltsamer.

Und dicht neben Rheinstahl liegt die Hütte Phönix und die Kupferhütte und Tiegler und andere große Werke und Bergwerke und Zechen, und der Ruhrorter Hafen soll der größte Binnenhafen der Welt sein, habe ich gehört.

Meiderich, der Ort, wo ich wohne, ist bei uns in der Geographiestunde nie drangekommen, hat aber 100 000 Einwohner. Dicht daneben liegt Hamborn, auch nie gehört früher: hat 130 000 Einwohner.⁶⁰

Finde mich gar nicht zurecht; die Städte haben gar keine Grenzen hier, gehen eine in die andere über. Kaum vorzustellen!

Wohne bei einer Bergarbeiterwitwe. Ziemlich schauerliches Loch. Fand beim Nachhausekommen den ersten Tag viel Ruß auf der Waschschüssel schwimmend. Dachte, die Frau sei eine Schlampe. Ist sie aber gar nicht; hier regnet es Ruß vom Himmel! Darum halten sie auch alle Fenster so dicht zu.

Ganz leises, aber unablässiges Geklirr in meinem Zimmer. Macht mich sehr nervös. Nichts gegen zu machen: der Boden zittert, auf dem das Haus steht, Glas klirrt auf dem Waschtisch, Fensterscheiben klirren. Es läuft ein Stollen unterm Haus und noch einer unter dem ersten und noch einer in achthundert Meter Tiefe. Sie gehören verschiedenen Zechen. Umziehen hat gar keinen Zweck, gewühlt wird überall.

Wenn man sich vorstellt, daß da unter meinen Füßen, Hunderte von Metern unter der Erde Menschen arbeiten, tausende, daß Lokomotiven fahren, lange Lorenzüge, daß da Straßen sind und Bahnhöfe, eine unterirdische Stadt, von Bochum bis Düsseldorf.⁶¹ – Kann man sich gar nicht vorstellen.

Hab' mich die ersten Tage gar nicht weit weg vom Haus getraut. Straßen, Häuser sehen überall ganz gleich aus. Auch das, was in den Himmel ragt, die Schloten, die Zechentürme, die Kühltürme, die Hochöfen, sieht überall ganz gleich aus. Als hätte

⁶⁰ Gehört alles zu Duisburg.

⁶¹ Düsseldorf war (und ist) verbands- und verwaltungssitz vieler eisen und stahl produzierender betriebe des Ruhrpotts, gehört(e) selbst jedoch nicht mehr zum bereich der hüttenwerke.

der erste Schornstein hier geheckt.⁶² Und die Häuser: alles gleich, alles häßlich, alles dreckig. Häuser haben gelbliche Ziegel und darüber einen grünlich-schwarzen Pelz, wie Samt. Faßt man die Wand an, hat man das Zeug am Finger: es ist Ruß und Gichtstaub⁶³ von den Hochöfen. Stinkt wie die Pest. Hier ist es wie in Sodom und Gomorra; nicht wegen der Sünden, sondern wegen dem Pech- und Schwefelregen.

Bin zuerst immer in falsche Haustüren 'reingelaufen, weil die Häuser zum Verwechseln sind. Habe jetzt meins unterscheiden gelernt: an der Front läuft ein gezackter Blitz entlang, ein Riß in der Mauer vom Dach bis zum Keller, frisch mit Mörtel verschmiert.

Die anderen Häuser haben auch solche Risse, aber Gott sei Dank: wenigstens die Muster sind verschieden. Kommt alles vom Bergbau: der Boden sinkt, wo sie die Erde aushöhlen, die Häuser sinken mit, aber ungleichmäßig: sie zerreißen.

Ganz Städte sinken, hat man mir erzählt! Flüsse bleiben stehen, weil ihnen ihr Gefälle verlorengelht, wollen wieder bergauf fließen! Toll, wenn man sich das überlegt!

Es erinnert an Krieg, das Gewaltsame an diesem Kampf mit der Erde. Wenn man denkt, wie langsam die Wälder gewachsen sind, aus denen die Kohle entstanden ist. Kommt mir vor, als wäre diese Art von Bergbau nicht in Ordnung. Kann nicht in Ordnung sein, daß man den Bauch der Erde aufwühlt und oben alles umpurzeln läßt. Kann nicht in Ordnung sein, daß man all diese Schlote hemmungslos zum Himmel stinken läßt. Man sieht ja gar keine Sonne mehr oder wenn, dann ist sie blutrot, als wollte sie Weltuntergang verkünden.

Die Menschen sehen auch alle so gelb und käsig aus, wie vergiftet von der vergasten Luft.

Ich wollte, von den verkohlten Wäldern unter der Erde tauchte etwas an die Oberfläche. Was die hier Wald nennen, ist ja traurig. Für meine Begriffe sind das gar keine Bäume, sondern Besen. Die Stämme, das Geäst sehen so verzweifelt gewunden aus, als wollten die Bäume gerne weglaufen aus diesem Gasangriff, die Wurzeln halten sie aber fest. Gras gibt's nicht, bloß Papier, alte Töpfe und Scherben. Komisch, daß die Menschen ihren Müll und Abfall mit Vorliebe in die Gottesnatur hineintragen. Es muß eine Art Bedürfnis sein, alles zu beschmutzen, was nicht ebenso dreckig ist wie sie selbst.

⁶² *Hecken*: alter Ausdruck für sich begatten und junge zeugen; meist auf Tiere, aber auch auf Menschen angewandt sowie im übertragenen Sinn ("itzt heckt die faule Luft geschwinde pestilenzen." *Andreas Gryphius*).

⁶³ *Gichtstaub*: der bei der Eisengewinnung im Hochofen von dem Gas, das durch den Ofen strömt, mitgerissene feine Staub aus Eisenerz, Koks- und Kalkstaub. *Die Gicht* ist in ihrer ursprünglichen Bezeichnung nur der obere Rand, die Einschüttöffnung des Hochofens. Unter Hochofenarbeitern hatte der Begriff noch andere Bedeutungen angenommen.

Hae lange gebraucht, mich zu überzeugen, daß die steilen Hügel mit den spitzen Kuppen, die man überall sieht, wie Kegel von Vulkanbergen, gar nicht natürlich sind, sondern künstlich aufgeschüttet: Abfall der Kohle aus den Bergwerken. Eigentlich rührend, daß es Pflanzen gibt, die tatsächlich versuchen, sich da anzusiedeln. Eine Art breitblättriger Lattich schafft es, auch Brennesseln gedeihen zur Not. Ab und zu sogar eine tapfere kleine Birke.

Unglaublich, aber es gibt tatsächlich Lebewesen, die wieder von diesen Pflanzen leben: Ziegen, die aussehen, als hätten sie wie die Hühner in Staub gebadet. Zoologische Merkwürdigkeit, Allesfresser: produzieren Milch aus alten Zeitungen. Sicher das Nützlichste, was man mit Zeitungen machen kann.

Ich bin fünfter Mann am *Hochofen 4*, ein Schmelzer. Am Hochofen geht die Arbeit Tag und Nacht.⁶⁴

Ich stelle den Wecker immer eine Viertelstunde früher als notwendig ist: bester Augenblick des Tages, wenn ich, die Hände hinterm Kopf verschränkt, noch etwas Kraft sammeln kann und das Gefühl von Druck bekämpfen.

Am Ruhrorter Bahnhof treffen zur Zeit des Schichtwechsels etwa 20- 30 000 Arbeiter zusammen. Trambahnlinien von allen Seiten, auch Reichsbahn mit Sonderzügen. Der Hauptteil der Arbeiter kommt aber zu Fuß.

Es ist wirklich so, als ginge man in die Schlacht: immer näher kommt das Donnern und Brausen vom Werk. Der Boden zittert. Über die endlosen Gleisfelder rollen unaufhörlich Kohlen- und Erzzüge. Die Pfiffe der Lokomotiven sind unsere Lerchen. Der Himmel ist immer rot von Feuern. Aus den Thomasbirnen, in denen der Stahl gemacht wird, blasen so hohe Flammen so brausend empor, als seien es Vulkane. Wenn man die Flammen über den Dächern der Häuser lodern sieht, meint man, es brenne das ganze Revier.

Auf dem Anmarschweg der Arbeitsbataillone werfen die hohen Mauern der Werke aufmunternde Sprüche: *Kommt ausgeruht zur Arbeit.*

Der reine Hohn! Die Massen, die da mit gesenktem Blick und halbverschlafen zur Arbeit trotten, sind weder ausgeruht noch freudig. Sie sind stumpf. Das ist eigentlich noch schlimmer, als wenn sie sich in Aufruhr befänden.

⁶⁴ Vermutlich bei den *Hüttenwerken Ruhrort/Meiderich (HRM)*. (Vgl. <http://www.industriedenkmal.de/>)

Portal: Gedeckter Gang, die Seitenwände schwarze Bretter mit Tausenden von Nummern beschrieben. Meine ist 9366. Muß ich mir merken, auch die Stelle, wo meine Stechkarte hängt, sonst werden die Hintermänner ungeduldig.

Das Werk ist groß wie eine Stadt. Wie mächtige Trommeln hört man aus der Ferne ein lautes *Bum-Bum* – und wieder: *Bum-Bum*. Das sind die Kompressoren der Winderhitzer im Hochofenwerk. Das *Bum-Bum* ist mein Wegweiser.

Rechts schrillen die Kaltsägen in frischgewalzte Eisenbahnschienen: unter einem Springbrunnen blauer Funken fallen die verkrüppelten Enden des Stahls. Das Schrillen geht durch Mark und Bein, als ginge die Säge ins eigene Fleisch. Links drei Türme, pyramidenförmig, Wände aus Holz: Kühltürme. Dünne Schleier von heißem Wasser brausen über die gestaffelten Bretter. Eine Art ungeheure Mühlräder, die stillstehen. Das Wasser sieht aus wie Milch.

Das ganze Gelände ist von Schienen durchfurcht wie ein großer Acker.

Wie zum Angriff gehen die Arbeitertrupps weit ausgeschwärmt den einzelnen Werken zu.

Die Türme der Hochöfen wachsen immer höher: sechs in einer Reihe. Wie ein ungeheures Schiff mit Volldampf fahrend, so sieht die ganze Anlage aus: die Öfen sind die Schloten, die Aufzüge und Winderhitzer die Masten, die Rohre das Takelwerk. Aber der Riesendampfer fährt nicht, nur die Rauchmassen treiben ab. Achtzigtausend Pferdekräfte haben die zehn Gasmotore in der Maschinenhalle. Der Anblick nimmt mir jeden Tag den Atem: es ist zu groß, zu titanenhaft dies Werk, ich kann es gar nicht fassen.

Durch Tunnels muß ich, unter der Gießhalle hindurch. Die Tunnels sind ein Labyrinth, Züge brausen hindurch: man muß sich dicht an die Wand drücken, wenn sie vorüberfahren.

Nicht nur Züge fahren da. Es bewegen sich die sonderbarsten Maschinenwesen. In dunklen Schächten unter Lichtkegeln von Bogenlampen kriechen langsam mächtige elektrische Lokomotiven wie Molche im Sumpf. Es raschelt und rauscht in dunklen Tiefen: spitzkegelige Zementwarzen, groß wie Eisenbahnwagen, spritzen überraschend einen Strom von Kohle aus und schließen sich wieder. In ungeheuren Öfen brausen blaue Flammen mit unheimlicher Gewalt. Man kann in ihr Inneres blicken: mit Waben von Steinen sind sie gefüllt, und diese Steine stehen in weißer Glut. Aus Schächten, die sich aufwärts zum Himmel öffnen, senken sich mächtige Stahlkrallen wie nach einer Beute, sie packen sonderbare Gefäße wie Birnen geformt,

aber groß wie ein Haus, ziehen sie unwiderstehlich aufwärts mit tiefem grollendem Geräusch: das sind die Bissen, die der Hochofen verschlingt. Weich fällt der Fuß in dicken Staub, der bis zu den Knöcheln geht. Von allen Seiten rieselt Wasser. Auf einmal kommen Sonnen angefahren – tatsächlich: enorme runde Sonnenscheiben, zehn, zwölf hintereinander, die Höhlen des Tunnels grell erhellend, von Lokomotiven gezogen. Dampf hüllt mich ein, ich drücke mich ganz dicht an eine Leiter. Da schwanken die Sonnen, und plötzlich: Zentner flüssiger Schlacke spritzen zwischen die Schienen. Und vorbei grollen die Räder der riesigen Kübelwagen, vorbei wandern die Sonnen, hitzestrahrend dem Loch von Tageslicht entgegen, weit, weit am Ende des Tunnels.

Eben ist die Schlacke aus dem Bauch des Hochofens geflossen.

Mein Gott, was ist das für eine Welt. Großartig, wunderbar, aber unmenschlich.

Steche meine Karte an der Zementbude, wo wir Schmelzer uns umziehen. Waschkaue voll Gestank von jahrealtem Menschenschweiß und schlechter Seife. Umziehen: Zwei Leinenanzüge übereinander. Das Zeug wird vom Werk gestellt. Alle 14 Tage ein Anzug. Und alle 14 Tage sind in dem neuen Anzug so viele Löcher 'reingebrannt, daß er nur noch ein Lumpen ist. Dabei ist das Zeug angeblich feuersicher imprägniert.

Trage alte Kommißstifeln und Socken. Die anderen haben Holzschuhe und Fußlappen. Habe das auch versucht, kann aber mit den Holzschuhen nicht gehen.

Die Ledersohlen verbrennen schnell; ich trete schon nach jedem Abstich in nassen Lehm, sie abzukühlen. Hilft aber nicht viel. Die anderen haben, um zu sparen, unter die Holzschuhe noch eine zweite Sohle aus Brettern mit Blechstreifen genagelt.

Habe einen Schlapphut mit hängender Krempe. Krempe muß man haben, weil man sie wie einen Schild gegen die strahlende Hitze richten kann. Mützen taugen nicht.

Mit einem Herzklopfen, das ich mir nie abgewöhnen kann, auf die Gießhalle.

Kann so früh kommen, wie ich will, unser "erster Mann" ist immer schon da. Sitzt vor dem Hochofen, am Stichloch hingekauert, raucht die letzte Pfeife. Wie ein grauer Stein am Fuß eines Felsgebirges hockt er unbeweglich. Grau ist sein Arbeitszeug, grau sein Gesicht mit einem Schimmer von Grün. Sehr unheimlich, leichenhaft. Der gleiche Farbton, wie der Gichtstaub hat. Krumm ist er wie ein Buckliger: zehn Jahre Hochofen, ewiger Wechsel von glühender Hitze, scharfer Kälte haben ihn ganz verzogen. Das ist keine Menschenform mehr, das ist eine lebende Maschine. Angepaßt an die Umgebung, wie die Schnecke an ihr Gehäuse. Und doch wieder keine Maschine: In diesem grauen Stein brennt ein Höhlenfeuer: Haß gegen das Kapital, Haß

gegen den Hochofen, dessen Sklave er ist, Haß gegen alles, was noch jung ist, noch gerade Glieder hat, Haß gegen alles Schöne. Hat mir einmal ein Blümchen aus dem Knopfloch der Jacke gerissen und zerquetscht. Hat im Grunde recht: Blümchen passen nicht ins Hüttenwerk, nicht mal Butterblumen.

Ischnewsky ist Pole, wie die meisten hier. Im Anfang hat er mich nicht leiden können. Schätzt einen Menschen nur nach seiner Arbeit ein. Hat wieder recht, der Mann: die Arbeit, die ich schlecht mache, muß er für mich machen.

Wir nicken uns zu. In der Art, wie seine Unterlippe durch das Mundstück der Pfeife heruntergebogen ist, liegt unglaubliche Menschenverachtung. Jetzt ist ihm das Feuer ausgegangen. Er greift in die Eisenrinne vom letzten Abstich, faßt ein glühendes Eisenstück – mit der Hand! mit der nackten Hand! – legt's auf den Tabak. Die Hornhaut seiner Finger raucht ein bißchen, aber er spürt keinen Schmerz. Später habe ich das auch gekonnt.

Jetzt binmelt die Glocke am Maschinenhaus, durchdringend. Von der Bude her kommen die anderen über das Gießfeld gestapft: Urbansky, Pietro Postiglioni und Peter. Peter und ich sind die einzigen Deutschen. Unter den Schmelzern aller sechs Öfen gibt es nur vier Deutsche. Sonst alles Polen und Italiener. Wir gehen auf die Brücke, die Hochofen und Gießhalle miteinander verbinden. Sie ist aus Zement und hat ein Wellblechdach. Unter uns rollen die Züge mit den Becherwagen. Die Brücke ist unser Hauptarbeitsplatz.

Kann ich einen Hochofen beschreiben? – Nein: man kann die Vorstellung davon mit Worten nicht übertragen. Ein Turm, natürlich ein Turm, dreißig oder vierzig Meter hoch, gewaltig dick, Mauerwerk wie von einer alten Burg, verstärkt durch mächtige Stahlbänder. Das Mauerwerk umwunden von unglaublich dicken Stahlrohren, wie Schiffsschlote dick. An der Vorderseite ein Ding, wie eine ungeheure Leiter an den Turm gelehnt, Stahlträger, Schienen: ein Schrägaufzug, an dem die Erzkübel zur Turmspitze hinaufgezogen werden.

Aber tot ist, was man sagt. In Wirklichkeit ist dieser Turm ein Riese, der lebt, durchtobt von ungeheuren Kräften: er bebt, er flammt, bläst Gaswolken aus, dampft an der Spitze wie ein Vulkan. Unten speit er Feuer, spritzt Eisenbäche aus seinem Gedärm, ist überbraust von Wasserfällen, durchtobt von Flammen. Mächtige Därme und Nabelschnüre schlingen sich um ihn herum, durch die er sich nährt und entleert. Unendliche Züge ragen ihm die Nahrung zu.

Und nun beginnt die Schicht!

DIE SCHICHT

Ich beschreibe die Arbeit am Hochofen falsch. Ich weiß es. Ich weiß, daß keiner von unsern Schmelzern sie so erlebt, wie ich sie erlebe. Das ist nur natürlich. Ich kann nicht aus meiner Haut heraus, und das ist immer noch die ziemlich dünne Haut eines Siebzehnjährigen. Etwas unterernährt. Mit humanistischer Bildung.

Aber ich kann nichts anderes beschreiben, als was ich erlebe. Für mich ist es so gewesen, und darum ist es wahr.

Jede Schicht ist ein Kampf. So fängt es an: Laufkran kommt übers Gießfeld gerollt, bimmelnd wie die Feuerwehr. Singender Elektromotor im Führerhaus, immer höher, immer höher, Rädergrollen immer näher, immer näher: jäh stoppt es ab bei uns.

Die Laufkatze schiebt sich die Kranbrücke entlang; der Haken sinkt. Wir picken einen großen Blechtrog ein, werfen Schippen und eine Trage hinterher. – Ab bimmelt der Kran, wir fahren mit: vierter und fünfter Mann, Peter und ich.

Als flöge man im Flugzeug über ein Schlachtfeld: Das Gießfeld raucht, Dampfschwaden hüllen uns ein, rot durchleuchtet von der Glut des Eisens. Unsere Gesichter beschlagen naß. Durch Nebelbänke sehen wir den Gang der Schlacht: Eisen spritzt und sprüht wie Flammenwerfer, Menschen wühlen Rinnen auf wie Schützengräben. Elektromagnete, riesengroßen Handtellern gleich, streifen niedrig überm Boden, saugen Eisenbarren aus dem Gießfeld, werfen sie polternd ab in Güterwagen. Rambahären stürzen mit Gepolter auf Eisenbarren, Wassersäulen zerspritzen über roter Glut. Krane bimmeln sich durch Dampf hindurch Signale zu. Bum-bum der Gasmaschinen. Brausen, tiefes allmächtiges Brausen vom Himmel herab, aus der Tiefe der Erde herauf: Brandung der Arbeitsschlacht.

Kranfahren gehört zu unseren Lustbarkeiten.

Abspringen beim Magazin. Zementkeller; dunkel wie im Bauch einer Kuh. Aber angefüllt mit Keuchen, Stöhnen, Stapfen, Fluchen. Die Dunkelheit ist voller Menschenleiber. Und voll nassem Lehm, schwerem Sand und Klebsand.

Hier müssen wir Futter holen für unsern Ofen: achtzehn Tragen Sand, zehn Tragen Lehm, sechs Tragen Klebsand.

"Psiakrew Peronnje⁶⁵ – mußt du mir deinen Schaufelstiel in die Rippen jagen, – Hurensohn?" – Verdammt, man sieht nichts, stolpert übereinander, fällt mit der Nase in nassen Lehm, stößt sich selbst die Schippe in den Fuß. "Schnell, Mensch, schnell, daß wir eher fertig sind als die andern."

In die Hände gespuckt und angehoben: Meine Fresse, ist die Trage schwer. Laufschrift! – Lange hält man diese Last nicht aus. Reißt einem die Arme aus den Gelenken. Die Hände halten fest, sind ja auch angeklebt.

Knie zittern; die Trage wiegt, mit Lehm gefüllt, drei Zentner. Peter ist so lang, hat kurze Arme, das dicke Ende fällt immer auf mich.

'Rein in den Trog. Laufschrift zurück, marsch marsch! Angst, daß inzwischen unsere Schaufeln geklaut. Schaufeln saugen sich fest im Lehm; mit einem lauten Gähnen lösen sich die schweren Schollen. Jetzt Klebsand.

Schweißtriefend, japsend wie die Hunde kommen wir zurück. Sind wir die ersten, flucht Ischnewsky, weil wir ihm zu wenig mitgebracht haben. Sind wir nicht die ersten, flucht er, daß wir zu spät kommen. Giftig und böse flucht er, eine Bombe, die zischt. Dann werfen wir als Vorbereitung für den Abstich Rinnen aus. Hochofenabstich, das ist ein Vulkanausbruch im Kleinen. Das Eisen fließt wie Wasser, schießt wie aus einer Feuerspritze, strömt wild wie ein Gebirgsbach.

Rinnen bauen ist hohe Kunst: Fest muß der Untergrund sein, gestampft und gut geklopft. Sonst wühlt das Eisen sich in die Tiefe, reißt den Boden auf. Nachher können wir die zentnerschweren Glutklumpen auswählen.

Fest müssen die Dämme sein und glatt und ebenmäßig im Gefälle. Sonst gibt's Stromschnellen und Wirbel, die Ufer bröckeln ab, die Dämme brechen, die ganze Gegend wird überschwemmt. Ganz große Schweinerei.

Schwere Arbeit, heiße Arbeit. – Das Eisen vom letzten Abstich sitzt noch in den Rinnen. Muß ausgehoben werden mit breiten Gabeln, muß mit Hämmern zerschlagen, mit Haken herausgegriffen werden. Es glüht noch, und die Erde raucht. Es stinkt nach Schwefel und Mangan wie die Hölle selbst. Man muß den Atem anhalten, bis man nicht mehr kann. Dann schnell nach Luv hinlaufen, sich aushusten, Luft holen.

⁶⁵ *Psiakrew pieronie* (polnisch). Wörtlich übersetzt: *Hundeblut des Perun*. Perun ist der altslawische gewittergott. Der hund gilt als unrein, erst recht sein blut. Der ausdrück bedeutet etwa: *Verfluchtes Donnerwetter!*

Alles rohe Kraft? – Keine Spur: alles Kunst, alles Übung. Die Lunge muß lernen, Gas zu schlucken. Die Haut muß lernen, Hitze ertragen. Die Arme müssen lernen, Zentnerlasten mit Schwung zu werfen.

Wenn ich an die ersten Wochen denke – was bin ich für ein schlappes Schwein gewesen! Die andern haben mir helfen müssen. Auf ihre Knochen ist mein Arbeitsteil gegangen!

Aber das haben sie mir fix abgewöhnt: Wenn ich mit meinem Kram nicht fertig wurde, hat Ischnewsky seine Schaufel weggeschmissen, hat sich neben mich aufgepflanzt und zugesehen.

Urbanski hat seinen Stampfer hingeknallt, sich neben mich gestellt und zugesehen.

Pietro Postiglioni hat höhnisch gegrinst und zugesehen. Und Peter. Stumm und wortlos haben sie mich in Grund und Boden hinein verachtet.

Und ich bin wie ein Affe herumgesprungen mit meiner Schaufel, knallrot vor Scham, verzweifelt. Hätten sie mich totgeschlagen, ich hätte das ganz in Ordnung gefunden.

Da habe ich gelernt, zu arbeiten. Da habe ich gelernt, daß schlechte Arbeit sich immer am meisten an mir selber rächt.⁶⁶

Wenn der Abstrich losgeht, läutet eine Glocke: Die Winderhitzer hören auf, zu blasen. Das ist, wie wenn die Artillerie das Feuer einstellt, wenn die eigene Infanterie zum Sturm vorgeht.⁶⁷

Geduckt gehen wir über die Brücke das Stichloch an, das unter den dicken Wülsten der Kühlrohre sitzt, ein böses, weißes Auge.

Wir entfesseln den Vulkan.

Eine lange Eisenstange stoßen wir in den hartgebrannten Lehm, wie in das Auge Polyphems. Kann sein, daß der Riese gleich zu toben anfängt. – Aber nein: man muß die Stange tiefer eintreiben.

Ischnewsky tritt mit beiden Füßen auf die Stange, daß sie festliegt. Peter und ich hauen ihr, mit schweren Hämmern wechselnd, taktmäßig auf den Kopf: sie bebt, sie

⁶⁶ Eine sozialpsychologisch grundlegende situation! Auf diese weise funktioniert konditionierung für gruppennormen damals wie heute, unter jugendlichen genauso wie im arbeitsleben oder bei tätern der Ritualen Gewalt. Nur werden die damit verbundenen empfindungen selten explizit dokumentiert.

⁶⁷ Notabene: der autor war keinen tag im krieg! Seine einzigen erfahrungen mit dem schußwaffengebrauch hat er uns anlässlich der revolutionären unruhen in magdeburg berichtet. Allerdings hat er vor 1930 ein (anti-)kriegsbuch seines freundes liam o'flaherty übersetzt: *'Die Bestie erwacht'* (Berlin 1930).

fährt hinein. Gar nicht leicht, genau auf den Kopf zu treffen. Muß aber sein, sonst fährt der Hammer Ischnewsky ans Bein. Und er flucht – er flucht schon jetzt, wo es noch garnicht passiert ist. Er flucht immer.

Schon färbt sich die Stange unten rot – dann weiß – dann biegt sie sich: Wie furchtbar muß die Hitze drinnen sein. Zweitausend Grad und mehr! Jetzt rieselt es, sickert es unter ihr weiß hervor – ein winziges Rinnsal schlängelt sich. Achtung – es reißt sich Bahn! Die Lehmwand bricht! Das Eisen! Es schießt in Stößen, in mächtigen Schüssen, in Sprüngen kommt es an. Wuchtig, rasend, gewaltig wie eine Lawine. – Das Eisen, das Eisen!

Wie die Hasen jagen wir zurück; Ischnewsky zieht die glühende Eisenstange hinter sich. In großen Sätzen über die Rinnen, verfolgt! Weißglut sengt uns den Rücken, blendend weißes Licht jagt uns. Eisenspritzer brennen durch alle Kleiderschichten, durch die Haut hindurch. Peter brennt wie eine Fackel, wirft sich schnell in den Sand, wälzt sich. Bahnjunge kommt mit Feuerspritze, löscht ihn ab. – Jetzt läuft der Eisenstrom. Ruhig, stark, schwellend, immer höher schwellend. Millionen Funken sprühen aus den Rinnen. Nebelschwaden fliehen aus der frischen, feuchten Erde, die das Eisen dörft. Ein herrliches Bild voll Kraft, voll feierlicher Schönheit. Wir stehen am Rand der Rinnen, die Krempen gegen die Hitze herabgezogen, die Jackenärmel vorm Gesicht. Schaufeln in der Hand. Ob alles klargeht?

Der Strom staut sich im Wehr, in dem Fuchsbau, den wir auf der Brücke errichtet haben. Bäche zweigen von ihm ab: die leichtere Schlacke, die oben schwimmt. In Sturzbächen ergießen sie sich seitwärts über den Brückenrand – wie Wasserfälle, genau wie Wasserfälle –, hinein in die mächtigen Becher der Talbotwagen unten im Schienenschacht. Die Lava steigt in den Schlünden der Wagen in weißen Spiegeln wie große Sonnenscheiben.

Minuten vergehen: fünfzigtausend Kilo Roheisen strömen ab. Strömen ins Gießfeld. Bahnjungen öffnen Furche auf Furche im Feld. Die weißen Schlangenleiber des Eisens kriechen hinein, füllen sie an. Langsamer wird ihre Bewegung – still liegen sie, und über ihnen flimmern heiß die Gase. Die Schlangen erstarren, erröten, erst wie Kirschen, dann wie Rosen, dann wie Purpur, bis Schleier von Grau sich über sie senken. So kühlen sie ab im Sand.⁶⁸

Ich muß die Eisenprobe machen. Eine Schöpfkelle an langem Eisenstiel halte ich in den weißen Bach hinein. Der Strom reißt mich herum: die Kelle ist voll. Ich gieße sie in

⁶⁸ Zu technischen abläufen siehe: <http://de.wikipedia.org/wiki/Hochofen> . Heinrich hauser hatte 1929 (also zehn jahre nach seiner arbeit im hüttenwerk) eine umfassende foto/text-reportage zum ruhrgebiet unternommen: 'Schwarzes Revier' (berlin 1930; neuausgabe bonn 2010); sie enthält einige passagen zu den hier geschilderten erfahrungen.

eine Form. Hebe die Form mit der Schaufel, werfe sie ins Wasserfaß. Es zischt, es erstarrt.

Nehme den großen Hammer, schlage das Stück entzwei. Die Bruchstelle ist strahlenförmig, schimmert in allen Regenbogenfarben. Manchmal ist sie auch stumpf wie Blei. Je nach der Art des Eisens, das der Ofen gerade schmilzt.

Die Winderhitzer fangen wieder an zu blasen: die ganze Brücke flammt vor Glut. Feuergarben spritzen zehn, zwölf Meter weit. Hohl brüllt Donner aus dem Ofenbauch. Ein dicker Teppich Weißglut rollt über die Brücke auf. Große Feuerkugeln kollern uns bis vor die Füße. Wellblechfetzen fallen von dem hitzezerfressenen Dach. Wunderbarer Anblick! Kann mich nie dran sattsehen, sowenig wie am sturmgepeitschten Meer.

Da läutet die Glocke: Wir müssen das Stichloch stürmen, ihm den Rachen stopfen.

Ischnewsky geht als erster vor, die Feuerspritze untern Arm geklemmt, die Zähne gefletscht. Unbegreiflich, daß er nicht in Flammen aufgeht – wir bleiben hinter ihm zurück, mindestens einen Meter. Wir könnten die strahlende Hitze nicht ertragen.

Der Strahl des Hydranten spritzt, zerstäubt, verdampft über der Lava. Kein Tropfen Wasser kommt bis an den Boden. Noch immer kriechen dicke Lavazungen wie Schildkröten – feurige Schildkröten unter schwarzen Krustenpanzern.

Da werfen wir Wellblechstücke vor uns auf den Weg, so wie man große Steine wirft in eine Furt, die man passieren will. Das hemmt die Glut, deckt sie ab. Jetzt vorgehen in drei, vier großen Sprüngen! Schnell, sonst geraten wir in Brand!

Dicht an den Ofen drücken wir uns 'ran. Da sind wir sicher unter Deckung der Kühlmantelrohre. Wasserfälle spenden kühlenden Dunst. Schnell treten wir mit den Füßen in die Wasserrinnen; unsere Sohlen dampfen.

Am Stichloch, seitwärts eingeschwenkt, hängt die Kanone. Jawohl, wir haben ein Geschütz. Es ist unsere beste Angriffswaffe. Sie schießt mit Lehm. Tatsache.

Wir schwenken die Kanone vor die Stichlochöffnung. Die Mündung senkt sich auf das weißglühende Maul. Ischnewsky zieht den Abzugshebel – Preßluft faucht – eine dicke Säule nassen Lehms dringt gewaltsam ein, verstopft die Ofenschnauze.

Wir andern machen mit fliegender Hand neue Geschützmunition: dicke Tonkugeln.

Der Kolben im Geschützrohr zischt zurück. Zehn, fünfzehn Lehmgeschosse schmeißen wir in das Verschußstück, daß es klatscht – Fauchen, Zischen – und aus ist es; dicht ist der Ofen.

Über die Brücke kommen wir zurück, langsam, zerschlagen wie nach schwerer Hauerei. Wir husten, als hätten wir schwer eins in die Rippen gekriegt. Wir spucken Gas und Giftstaub aus, wie nach einem Tiefschlag. Die Fußsohlen brennen. Die Haut brennt und ist trocken wie Sand.

Die erste Zeit bin ich gleich umgefallen vor Schlappeit, dicht neben der Eisenrinne. *Lieber Gott, gib mir jetzt zehn Minuten Ruhe.* Aber der Teufel Ischnewsky gibt mir höchstens drei, bis ich seinen Fußtritt in den Rippen spüre: "Ojob ojo match"⁶⁹ – los, aufstehen, Brücke räumen!

Jetzt müssen wir uns vorbereiten für die nächste Schlacht.

Draußen im Gießfeld fahren die Krane mit den Preßlufttrammen. Die Rrammbären fallen, zerstampfen die kalt gewordene Eisenschlange in große Stücke. Die Elektromagnete saugen die Stücke aus den Rinnen wie Angeln große Fische aus dem Wasser schwingen; schleppen sie ab. Vierundzwanzig Stücke später sind die Stücke Eisenbahnschienen.

Wir müssen unsere Brücke von dem Lavastrom befreien. Hart wie Glas ist das Zeug, scheußlich von Farbe, schwärzlich und grün. Unter dem Brecheisen zerspringt es wie Eisschollen; Gasgestank bricht aus den Schründen auf. Schaufeln und Gabeln geben harten, schrillen Klang.

Massen von Schlacke, Tonnengewichte; das will und will kein Ende nehmen. In rasendem Tempo schaufeln, wühlen, schieben wir die Lava über den Brückenrand, bis sie polternd abstürzt in zerbeulte Eisenbahnwaggons.

Knapp, daß wir noch die Rinnen ausheben, sie neu mit frischer Erde füttern können: Schon kommt der nächste Abstich.

Nach zwei Monaten sehe ich genau wie alle andern auf. Grau die Haut mit dem krankhaft-grünen Unterton. Narben an allen Körperteilen, kleine runde Narben von spritzendem Eisen. Kohlestückchen in den Poren. Chronischer Schwefelgas-Husten.

⁶⁹ Bedeutung konnte nicht herausgefunden werden.

Aber es geht – der Mensch gewöhnt sich an alles. Auch daran, daß es keinen Sonntag gibt. Nur alle drei Wochen sind vierundzwanzig Stunden frei. Ischnewsky hat in sechs Jahren nur einen Weihnachtsabend zu Hause erlebt.

Lerne polnisch: die Flüche, die man so braucht. Mehr ist nicht nötig. Mit hundertzwanzig Worten etwa läßt sich alles ausdrücken, was wir vorm Ofen brauchen.

Wir haben auch unsere Lustbarkeiten. Es gibt gute Tage und besonders Nächte, wo man sich mal auf eine Viertelstunde verdrücken kann. Dann klettere ich im Takelwerk der Hochöfen umher. Blicke in die Schlünde der Vulkane, sehe, wie sie die Erzbecher fressen. Unsere Vulkane liquidieren den Krieg. Sie schmelzen Granaten, Handgranaten, Säbel und Gewehre mit unglaublichem Appetit.

Ich spaziere auf den großen Rohren, die dick wie Elefantenrücken die Öfen umschlingen und sich spannen zum Maschinenhaus.

Man hat manchmal seinen Spaß: Wenn den Rohrreinigern, die auf Brücken unter den Rohren hantieren, schlecht wird, von zuviel geschlucktem Gas zum Beispiel – dann spazieren sie, von zwei Mann gehalten, auf der Gießhalle umher, schmeißen die Beine durcheinander, als übten sie Parademarsch, halten die Nase hoch in die Luft, um ja recht viel Ozon zu schnappen. Sieht sehr komisch aus.

Es geht mir sonderbar als Schmelzer. Unser Kampf ist so hart, wir müssen dabei so zusammenstehen, daß eine Gemeinschaft entsteht zwischen mir und diesen Menschen, zu denen ich sonst gar keine Beziehung habe, die ich sonst wohl gar nicht als Menschen betrachtet haben würde, sondern wie Tiere im Zoo. Gewinne eine gewisse Zuneigung zu unserer zerbeulten Kaffeekanne, zu dem Blecheimer, an dem wir uns gemeinsam waschen. Ich entdecke die Seele dieser Menschen unter ihrem harten, rohen Fell. Ja, ich fange an zu verstehen, daß der Mensch nach seinen Lebensbedingungen sich formen muß. Bei dieser Höllenarbeit kann nichts Zartes und nichts Schönes tehen. Hier muß die Seele sich mit harten Krusten panzern, hier muß sie sich verbergen, wenn sie sich überhaupt erhalten will. Hier muß Haß wachsen gegen die Maschine, gegen Arbeit, gegen ein Dasein, das das Menschliche im Menschen zerquetscht, zerstört.

Ja, jetzt verstehe ich, woher der Bolschewismus kommt. Bin ich nicht überhaupt schon selber Bolschewist? –

Wenn ich am Freitag mit den andern zum Lohnbüro gehe, und der Tintenkuli im Papierkragen reicht mir mit spitzen Fingern hochmütig meine Lohntüte durchs Gitter

– ja, dann möchte ich den Kerl am liebsten in die Fresse hauen. Was bildet er sich ein. Ist er etwa besser als ich? Sind Tintenkulis höhere Wesen als wir, die mit der Hand arbeiten?

Ach ja: sie sind es in der Wertung der Welt. Ich kann den heißen Wunsch des Arbeiters begreifen: *"Mein Junge soll's mal besser haben. Mein Junge soll mit Schlips und Wäsche im feinen, sauberen Kontor sitzen, mein Junge soll sich nicht von Woche zu Woche um die Lohntüte zu sorgen brauchen: pensionsberechtigt soll er sein."*

Ach ja, ich kann es schon verstehen. Aber gut ist es nicht. Streben ist gut, und Sicherheit ist gut, und Aufstieg ist gut. Aber nicht das Streben nach Kontorarbeit, nicht die ersessene Pensionsberechtigung, nicht der Stehkragen als Orden.

Tauscht sie aus, die Menschen! Laßt die Tintenkulis mal im Betrieb arbeiten, laßt sie Schwielen kriegen, nur ein Jahr lang! Die müßten in die Werksgemeinschaft eingeschmolzen werden, wie der Schrott im Ofen junges, frisches Eisen wird.

STREIK

Eines Tages soll gestreikt werden: Verhandlungen sind gewesen, aber es heißt, der technische Direktor habe drei Mitarbeiter bei Schlips und Kragen aus seinem Arbeitszimmer rausgeschmissen. Solche Handlung ist lebensgefährlich in dieser Zeit.

Das Bild dieses schweren rothaarigen Mannes mit den behaarten Klötzen seiner Fäuste und den flammenden blauen Augen werde ich nie vergessen – er ist heute lange tot. Das ist noch einer von den alten Eisenhüttenmännern, die ich für mich "die Saurier" getauft habe. Führernaturen, großgeworden in der Zeit des machtvollen Aufstiegs der Schwerindustrie. Von Bauernblut, aber mit etwas von Eisen und Feuer im Charakter. Dämonische Menschen, erdverbunden, aber nicht dem Acker, sondern den Schätzen der Tiefe.

Die Saurier passen nicht mehr in diese Zeit. Sie können nicht verwinden, daß sie nicht mehr *"Herr im Hause"* sind. Sie können nicht langwierig verhandeln, sie können den Gewerkschaftlern nicht schmeicheln. Aber befehlen, das können sie.

Warum haben die drei sich nicht gewehrt? Nicht seine Fäuste werden sie gefürchtet haben, sondern seine Augen. Diesen Wortführern der Arbeiter fehlt durchweg das, was Bismarck "pupillarische Sicherheit"⁷⁰ genannt hat.

Da ist der kaufmännische Direktor aus anderm Holz geschnitzt. Der brüllt nicht, der tobt nicht, der schlägt nie mit der Faust auf den Tisch. Der bleibt immer höflich. Der erreicht alles durch eine unglaubliche Zähigkeit des Verhandeln, die den Gegner zermürbt. Der ist elastisch wie Gummi. Sonderbar, daß die Arbeiter seine Taktik nicht begreifen, daß ihr Zorn, ihr Haß sich immer gegen den groben Kämpfer richtet, nicht gegen den listigen Kaufmann.

Streikstimmung ist eigentlich immer. Schimpfen an den Lohnkassen, Propaganda durch Flugzettel, Versammlungen in den Kneipen der Anmarschstraßen sind an der Tagesordnung. Aber ich gehe dem allen möglichst aus dem Wege, habe im Bürgerkrieg genug davon erlebt. Gegen Mittag verstärken sich die Gerüchte. Die Ingenieure bleiben während der ganzen Schicht den Hochöfen fern. Man sieht sie nur

⁷⁰ Bei der ersten Begegnung mit dem Finanzminister Johannes Miquel vermaßte der Reichskanzler Bismarck in dessen Augen "pupillarische Sicherheit". Gemeint war Vertrauenswürdigkeit aufgrund eines selbstsicheren Habitus. Es handelt sich um ein Wortspiel zwischen "pupille" (= Auge) und "pupillus", eine der Aufsicht eines Vormundes anvertraute minderjährige Person. "Pupillarische Sicherheit" ist ein Begriff aus der Rechtswissenschaft und meint "mündelsicher".

in Gruppen hastig zum Verwaltungsgebäude eilen und später zurück zum Maschinenhaus.

Um ein Uhr ertönen Sirenen: ein unheimlicher, unheilverkündender Ton, schrill und in einer jammernden Klage ersterbend.

Ich lasse die Schaufel sinken. Alle lassen die Geräte sinken. An keinem Ofen wird mehr gearbeitet.

Die Krane, sonst in ständiger Bewegung über dem Gießfeld, stehen still. Aber unverändert ist das Brausen und Dröhnen im Bauch der Hochöfen, unverändert das ungeheure Bum-Bum der Gasmaschinen. Unverändert schießen die mächtigen Rauchringe ihrer Explosionen aus den Schloten.

Die Gesichter meiner Arbeitskameraden sind gespannt und finster, einige ganz verzerrt von einem häßlichen Grinsen. Ein mächtiger Zerstörungsdrang lauert beständig unbewußt in diesen innerlich zerstörten Menschen. Jetzt haben sie ein Ventil für diesen Drang! Jetzt können sie Schaden tun am Werk, sich rächen an dem *"Kapital"*. Eine lauernde Erwartung liegt in allen.

Die Öfen werden stillgelegt: Die Schrägaufzüge tragen nicht mehr Erz, sondern Sandmassen, mit denen man den Feuersee im Innern überschüttet. Nach einer Weile stehen die Schrägaufzüge still. Das Dröhnen im Maschinenraum verstummt und das betäubende Zischen der Gichtgase. Eine seltsame Taubheit bdrängt unser Ohr; wir sind die Stille nicht gewohnt. Wir schütteln uns, bohren die Finger in die Ohren, als seien sie verstopft.

"Kommt kein Abstich mehr?"

"Nein, nichts mehr."

Schnell hintereinander erfolgen dumpfe Explosionen im Innern der Öfen: das sind die Gase, die sich durch die abdichtende Erdschicht einen Weg bahnen. Ihre Gewalt erschüttert uns. Einige sagen: "Junge, Junge!" Andere grinsen bloß.

Das dumpfe Poltern im Walzwerk verstummt. Die hellglühenden Walzblöcke färben sich dunkler und dunkler, durchlaufen alle Farben eines Sonnenunterganges; sie erlöschen.

In langsamer Fahrt rollen noch einzelne Züge mit flüssiger Schlacke nach den Schlackenbergen hin. Einige Lokomotive fahren schon leer mit abblasendem Dampf ihren Schuppen zu.

Langsam beginnt die Belegschaft das Werk zu verlassen. Etwas Unheimliches liegt in ihrem zögernd trügen Abzug, etwas von Ungeziefer, das einen erkaltenden Kadaver verläßt. Hunderte wandern an den Hochöfen vorbei. Jeder, der vorbeikommt, steckt sich vom Schrottlager einen Säbel ein; die Öfen schmelzen ja Heeresmaterial. Sie verbergen die Waffe im Hosenbein und ziehen ab, steifbeinig, unheimliche Krüppel. Eine düstere Szene.

Dieser Streik bedrückt mich. Ich begreife wohl: die Macht des Kapitals wird nur mit Gewalt zu brechen sein. – Die Macht des Kapitals; aber das Kapital ist ja nicht zu fassen, das sitzt nicht im Werk, in diesem großen Organismus, der noch eben so voll Leben war. Das Kapital, das sind vielleicht Leute, die dies Werk nie gesehen haben, die vielleicht gar nicht wissen, was eine Eisenhütte ist. Leute mit zarten, beringten Fingern sind das, Leute in Berlin, in Amsterdam, in Düsseldorf, in Paris, die haben Aktienpakete, die lesen in der Zeitung Börsenkurse, die kaufen und verkaufen bedrucktes, bestempeltes Papier, verschließen es in Kassenschränken, wissen nicht, was das ist: ein Werk.

Und die Arbeiter wissen es auch nicht. Die denken an ihren Klassenkampf, die denken an ihren eigenen Vorteil, genau wie jene; nur mit größerem Recht, denn ihnen ist das Hemd näher als der Rock. Aber wer denkt an das Land, das, ausgelaugt vom Krieg, nach Ware hungert? Wer denkt an das Werk, dies herrliche, donnernde, kraftströmende Werk? Jawohl: es ist wahr, daß es Leben vernichtet, daß es schwache Seelen zerquetscht und zerstört, aber es schafft auch Leben, es befruchtet Leben, es dient.

Und es ist da, es ist existent, es hat Forderungen zu stellen. An jeden von uns.

Wer denkt an das Werk? Der alte Saurier von technischem Direktor. Ein paar Ingenieure. Ein paar alte Arbeiter. Zehn Mann von zehntausend. Wer denkt an das Volk, an die Nation, die das Werk braucht zum Wiederaufbau?⁷¹

⁷¹ Derartige argumentative engführungen finden sich bei den nazis wie bei den damaligen sozialisten/kommunisten, sie gehören aber nach 1945 auch zum standardrepertoire der arbeitgeberseite, vor allem in tarifauseinandersetzungen und gegenüber einzelnen mitarbeitern: "Wir ziehen doch alle an einem strang!" – "Es geht um die weltmarktfähigkeit unserer industrie!"

DIE ANDERE SEITE

Der Generaldirektor hat mich rufen lassen; er will etwas erfahren über die Stimmung im Werk.⁷²

Das ist ein sonderbarer Gegensatz: draußen das brausende Werk und drinnen die völlige Stille dieses Arbeitszimmers. Fühle mich dort wie in Watte gepackt, erstickt in dem dicken Ledersessel, erstickt zwischen gepolsterten Doppeltüren, Teppichen und großen Prachtgemälden, die wie Zugbrücken vornübergeneigt hängen. Die kunstvoll drapierten Gardinen sehen wie Krönungsmäntel aus; der schwere Kronleuchter hängt über mir, als ob er mich erschlagen wollte.

Beklemmende Sache: Hier muß einer auf den Zehen gehen und flüstern. Nicht mal das Telephon traut sich mit der Sprache 'raus, plinkert statt dessen mit farbigen Lämpchen und summt diskret.

Schreibtisch, groß wie eine Tenne, und ein kleiner, kugelrunder Mann dahinter. Der eiligste Mann, der emsigste Mann, den ich je gesehen habe. Wie eine wandelnde Kugellagerreklame sieht es aus, wenn die nackte Kegelkugel seines Kopfes hinter der Schreibtischplatte hochschießt, gehalten von der Bauchkugel. Der Bauch mit der straff gespannten goldenen Uhrkette hat mich immer an den Saturn mit seinem Ring erinnert.

Der Mann geht nicht, er rollt. Eilige Käfer machen manchmal diesen Eindruck, oder Mäuschen, die es sehr nötig haben, in ihr Loch zu kommen. Seine flinken Beinchen wirbeln dahin, in blanke Zugstiefelchen gesteckt. Die trägt er, weil sie beim Anziehen Zeit sparen. Die Arme mit den dicken rundlichen Händen rudern in Schwimmbewegungen, als wollten sie beständig unsichtbare Hindernisse aus dem Weg schieben. Der Kneifer zittert auf der Knubbelnase wie ein Fühler.

Im Trab hinunter zum Auto. Der Motor läuft, der Pförtner steht am Schlag, in der Linken die Mütze, in der Rechten den Türgriff: Knall und Abfahrt – eilig, eilig, immer eilig ist der Herr Generaldirektor.

⁷² In vorbereitung eines ingenieurs-studiums sollte hauser als volontär in verschiedenen abteilungen des werks jeweils dreimonatige praktika absolvieren. In diesem zusammenhang kam es zu gelegentlichen sonntagsbesuchen beim direktor, wie später deutlich wird.

Habe im Grunde Respekt vor dem Mann. Sein Ruf in der Industrie ist groß, er hat sich emporgearbeitet aus kleinen Verhältnissen, er kann, wenn er will, heute sein Zimmer mit Ehrendiplomen und Doktordiplomen tapezieren. – Aber im Wagen ist er komisch: hält die ganze Zeit den seidenumspunnenen Schlauch des Sprachrohrs in der Hand, um mit dem Chauffeur zu schimpfen. Eilig sind wir zwar, doch lieben wir die scharfen Kurven nicht. – *Das Ganze halt!* Er hat einen Obststand auf dem Markt erspäht. Ehe es mir gelingt, die Tür zu öffnen, rollt er schon wie eine wohlgezielte Billardkugel auf die Marktfrau zu.

Karambolage: die Kirschen haben wieder aufgeschlagen. (Das haben sie so an sich in der Inflation.) Er prallt zurück: "Weiter!"

Die Roheisenpreise haben zwar auch aufgeschlagen, aber *das ist natürlich ganz was anderes, Bauer!*

Sein Haus ist groß und weitläufig, aber sein Lebensstil ist einfach. Er schätzt es als einen Wert, daß er sich emporgearbeitet hat; damit hat er recht. Er will diesen Wert auch seinen Kindern erhalten durch eine spartanische Erziehung. Auch damit hat er recht, aber er packt die Sache am verkehrten Ende an.

Denn er kennt seine Kinder nicht, weil er nie Zeit für sie hat. Er hat überhaupt keine Zeit für sein Privatleben. Und wie zur Heirat, so hat er sich wohl auch zur Zeugung seiner Kinder keine Zeit gelassen. Die machen beide so einen unfertigen Eindruck.

Der Generaldirektor kennt genau das komplizierte Wirtschaftsgeflecht von Kohle und Eisen. Aber seine Frau und seine Kinder kennt er nicht. Er kennt den Schlafwagen nach Berlin, aber er kennt nicht sein eigenes Haus. Die Frau lebt einsam, kann nicht teilnehmen am Leben des Mannes, hat mehr Geld, als sie verbrauchen kann, und so hat sie sich aus Mangel an Lebensinhalt allerhand interessante Leiden zugelegt. – Für die Kinder sind die Erzieherinnen da.

Sehr blasse und bei Tisch sehr wohlerzogene Kinder – aber eigentlich gar nicht, wie Kinder sind. Sie mucksen nicht, sie wagen kein lautes Wort in Gegenwart des Vaters, sie wagen kaum der Mutter sich zu nähern, die runzelt dann die Stirn und bekommt den "leidenden Ausdruck", es macht sie nervös.

Was nützen Linoleum und Hygiene, was nützt die englische Nurse, was nützen die bei Tisch zwischen zwei Bissen verlorenen Vaterworte über Fleiß und Tüchtigkeit, die zerstreuten Erkundigungen nach den Schulensuren?

Der Junge weiß doch ganz genau, welche Stellung sein Vater im Leben hat; er ist hochmütig, blasiert und kalt wie eine Hundeschnauze. Die wohlfrisierte kleine Mädchenpuppe ist eitel, tyrannisiert die Dienstboten hinter dem Rücken der Eltern.

Sie tun mir leid, die Kinder: da wird nichts draus, der Auftrieb fehlt, der den Vater groß gemacht hat. Sie werden den Reichtum der Eltern so schnell zerstreuen, wie er gesammelt worden ist.

Nach dem Essen setzt sich der Generaldirektor an den Flügel. Ein enormes Pianola ist vorgeschaltet. Da sitzt er nun, läßt die gelochten Rollen abschnurren und bedient mit viel Gefühl die Pianoforte-Tasten.⁷³ Es ist sein einziger freier Nachmittag.

Ich höre gern Musik, es tut mir wohl, in einem großen Ledersessel zu sitzen, das Werk und die Arbeit, das proletarische Dasein einmal ganz zu vergessen. Wie ich so lausche, denke ich nach über das Leben dieses Mannes. Da tut er mir leid.

Denn sein ganzes Leben ist armseliger als das seines letzten Arbeiters. Er hat ein großes Gut; zweimal im Jahr kommt er auf zwei Tage hin, um einen Hirsch zu schießen. Was hat er von seinen sechstausend Morgen, wozu braucht er diese große Fläche Boden, zu dem er doch keine Beziehung hat. Er jagt von Konferenz zu Konferenz. Er nimmt das Telephon selbst in sein Badezimmer mit. Er schläft mit Schlafmitteln, und zweimal im Jahr kommt der Nervenzusammenbruch. Dann fährt er nach dem Weißen Hirsch⁷⁴, läßt ein Schock Ärzte auf sich los und wird mit allen Mitteln einer technisierten Medizin wieder hochgepult.

Ein Leben ohne Glück; ja ich glaube sogar ein unproduktives Leben: oft klagt er darüber, daß er vor lauter Tätigkeit zu wirklicher Arbeit gar nicht kommt.

Er fragt mich, wie die Stimmung ist im Werk, wie die Arbeiter denken, was sie eigentlich wollen. Der Mann hat keine Ahnung, kennt seine Leute nicht, verhandelt mit ihnen nur durch seine Syndici. Er schüttelt den Kopf, wenn ich ihm erzähle. Für ihn sind's Märchen.

Die Arbeiter sind für ihn nicht Menschen niederen Standes, verglichen mit ihm selbst. Sie sind ihm etwas Niedriges an sich, so weltenweit von ihm entfernt, daß ihm gar nicht in den Sinn kommt, sie könnten ähnliche Gedanken, ähnliche Gefühle haben wie er.

⁷³ Auf den Lochstreifen des Pianola war nur die Tonfolge vorgegeben. Die verschiedenen Aspekte des künstlerischen Ausdrucks mußte der Bediener mithilfe etlicher Tasten und Regler ergänzen.

⁷⁴ Dresdner Vorort, heute Stadtteil, der ab 1887 berühmt wurde durch mehrere Privatsanatorien und Kureinrichtungen.

Ein großer "Industrieführer" ist er. Das Wort erweckt in mir keine Vorstellung. Befangen in meiner militärischen Erziehung meine ich: ein "Führer", das muß ein Führer von Menschen sein.

Abends kommt manchmal der Chefindgenieur. Auch einer von den *Sauriern*, ein Mann mit einem Gesicht wie ein Schinken. Dann sitzen sie in der Halle zwischen den Büsten Kaiser Wilhelms und der Venus von Medici⁷⁵ und trinken schweren Rotspon. Die Straßenbahn hat festen Auftrag, um Mitternacht einen Sonderwagen vor die Tür zu schicken; darin wird der große Ingenieur verfrachtet, lang ausgestreckt auf die hölzerne Bank, und mit abgeblendeten Scheiben nach Hause transportiert.

Es ist, als ob dies Land aus Eisen und Feuer, es ist, als ob das große Brausen der Arbeit Tag und Nacht die Seelen der Menschen zermalme. Die Gehirne dieser *Saurier* gleichen den großen Dynamomaschinen, die drei Monate hintereinander mit höchster Tourenzahl ununterbrochen laufen. – Der Sonntag ist für sie kein Tag der Feier, sondern ein toter Tag. Sie müssen sich in den Schwung des Montag hinüberretten, indem sie sich betäuben. Soll ich auch so einer werden?

Nein: Arbeit ist etwas Großes, Arbeit kann Religion sein, ja, sie muß Religion sein. Aber wo bleibt der Mensch? Muß es denn sein, daß Menschsein und Arbeit in Gegensatz zueinanderstehen?

Eins weiß ich: Ich will nicht eine Ehe führen wie dieser Mann, die keine Ehe ist. Ich will keine Kinder haben, um die ich mich nicht kümmern kann. Ich bewundere diesen Mann und doch kann er für mich kein Vorbild sein.

⁷⁵ Die Geburt der Venus, von sandro botticelli (1485)

GIESSEREI

Nach drei Monaten werde ich in die Gießerei versetzt. Mir ist zumute wie einem, der aus der Hölle in den Himmel kommt. Der erste Eindruck der Gießerei ist wunderbare Stille und Ruhe. Eine mächtige Halle, halbdunkel, verrußt. Die Höhe des Raums und das Dämmerlicht machen, daß man sich wie in einer Kirche fühlt. Der Boden der Halle erinnert an einen Frontabschnitt mit Gräben, Gruben, wie Granattrichter und seltsamen Eisenformen, die wie Wracks aus dem Strand oder wie zerschossene Panzertürme und Tanks aus einem Schlachtfeld ragen.⁷⁶

Zuerst sieht man kaum einen Menschen. Allmählich erst erkennt man, wo sich Leben regt. Da hocken sie in tiefen Gruben wie der Ameisenlöwe in seiner Kuhle, arbeiten langsam, umsichtig, bedächtig, ganz anders, als ich das am Hochofen gewohnt bin, ganz anders als alles, was ich bisher an Arbeit gesehen habe. Mit Mauersteinen, Mörtel, mit gelben, gauen und schwarzen Erden, mit großen Holzschablonen, Kellen, Stampfern errichten sie in ihren Höhlen seltsame Gebilde. Es ist für mich unmöglich, die Gestalt des Gußstücks aus der Form zu erkennen. Sie legen rotgemalte Holzmodelle in Formkästen voll lockeren Klebsand, wie man Samenkörner in ein Beet legt, klopfen sie fest, heben sie wieder heraus mit sorgsamer Vorsicht, damit kein Körnchen Erde vom Rand abfällt. Sie bestecken die scharfen Ränder der Form mit langen Nägeln, um sie zu befestigen, so, wie man Beton mit Eisenstangen armiert. Sie bestreuen die Form mit einem schwarzen Pulver, verstreichen das Pulver mit Spachteln. Es wird glatt, glänzt metallisch. Zwischen den Fingern faßt es sich weich an wie Maulwurfswoll: Graphit. Ein Kranhaken greift von der Decke her die Drehzapfen eines Formkastens: schnell und doch vorsichtig wird der Kasten in den Zapfen gedreht und umgestülpt. Seltsam: der festgestampfte Formsand fällt nicht heraus. Nun wird das Oberteil der Form über die Grube gefahren. Ganz langsam senkt es sich: Millimetergenau passen sich die Formränder aufeinander. Abzugskanäle für Luft sind wie Schornsteine in ein Haus in die Form eingebaut. Strohwinde werden oben in die Öffnungen gesteckt. Ein großer Fülltrichter wird auf die höchste Stelle der Form gesetzt, alle Ritzen werden mit Lehm verschmiert.

⁷⁶ Für den jungen Hauser, der nie an der Front war, dürften emotional aufwühlende Kriegsberichte großen Anteil gehabt haben an seiner Vorstellung von der Welt – und wohl auch für andere seiner Altersgruppe.

Der Former wischt sich den Schweiß von der Stirn, den Schweiß, den Spannung und Erregung, nicht körperliche Anstrengung erzeugt haben. Und nun wartet er auf den Guß, den einen großen Augenblick, der die Entscheidung über ein Werk bringen soll, an dem er drei Monate geschafft hat.

Die Arbeit in der Gießerei liegt mir vom ersten Augenblick. Es gibt viele Gründe dafür.

Ich arbeite mit organischen Stoffen, mit verschiedenen Erdarten, gar nicht sehr verschieden von dem Lehm, mit dem man als Kind Figuren formt, gar nicht so verschieden von dem Sandhaufen, der der erste Spielplatz des Kindes ist. Die Former sind feine, geistig bewegliche Menschen: in jeder Beziehung völlig anders als die Hochofenarbeiter, die ich bisher gekannt habe. Hier gibt es auch keine Polen und Italiener; nur Deutsche. Hier falle ich auch nicht so auf als einer anderen Schicht und einer anderen Klasse angehörig. Ich kann mich ohne weiteres mit jedem Former verstehen, nicht nur in der Arbeit, sondern auch als Mensch.

Wir arbeiten selbständig. In den drei Monaten habe ich nie erlebt, daß ein Ingenieur einem Former in seine Arbeit hineingeredet oder ihn angetrieben hätte. Das Gußstück selbst gibt das beste Urteil über die Arbeit. Ist es Ausschuß, durch die Schuld des Formers, dann bekommt der Mann eben das nächste Mal ein leichteres Modell und verdient weniger. Das aber kommt sehr selten vor. Hier wird auch nicht gebummelt. Die Arbeit verlangt den Einsatz des ganzen Menschen, seine Fähigkeiten des Gehirns und der Hand. Sie nimmt gefangen und erzeugt darum von selbst die beste Leistung. Weil die Menschen sich mit Kopf und Hand gleichmäßig einsetzen können, sind sie auch mit ihrem Beruf zufrieden, sind sie als Menschen ausgeglichen. Es gibt unter ihnen darum auch kaum politische Radikalität.

Sobald ich die Behandlung des Materials und die einfachsten Handgriffe erfaßt habe, bekomme ich selbständige Aufgaben. Halter für Eisenbahnschienen sind meine ersten Stücke. Ein ganz einfaches Gußstück, nichts weiter als ein rechter Winkel. In einen kleinen Formkasten gehen ungefähr ein Dutzend Schienenhalter. Ich mache fünfzehnhundert Stück. Das erscheint eine sehr eintönige Arbeit, sie ist aber in Wirklichkeit von nie endendem Interesse, weil ich von Form zu Form immer schneller und immer gleichmäßiger zu arbeiten lerne. Auch ganz einfache Arbeiten brauchen nie langweilig zu sein, bis man sie vollkommen beherrscht. Die Freude an der Beherrschung hält die Freude an der Arbeit dann noch lange wach.

Jeden zweiten oder jeden dritten Tag wird gegossen. Wenn der Strom des Eisens aus dem Ofen in die riesigen lehmgefüllten Stahlkübel schießt, wenn der weißstrahlnde Spiegel der Flut immer höher steigt und die ganze Halle mit Lichtschein und

strahlender Hitze erfüllt, dann treten wir alle in einen Spannungszustand ein, wie ich ihn kaum in irgendeinem anderen Beruf empfunden habe.

Das Grollen der Räder des Krans, das hohe Summen seines Elektromotors, der den Kübel hochwindet und ihn in feierlich langsamer Fahrt zur Gußform trägt, ist wie das Vorspiel eines Dramas. Der Meister selbst, ein in allen Feuern ausgeglühter Mann, mit dem starken sicheren Blick eines Lotsen, dreht mit einer Hand das Triebrad der Kippvorrichtung, mit der anderen die Augen schirmend. Dann fallen die ersten dicken weißen Tropfen, dann läuft das erste Rinnsal und dann, in immer stärkerem Fluß, stoßweise sich verdickend, schießt der Strom in die Erde. Millionen weißer Feuersterne springen wie Feuerwerk bis zum Dach der Halle; wir alle, die wir die Form umringen, tun einen tiefen Atemzug. Die Spannung hat uns fast das Herz abgedrückt. Wir fühlen uns ganz in die Form hinein. Wir spüren körperlich den Ansturm der schweren Eisenflut an ihre Dämme. Wir zittern um die Festigkeit der Kerne, die in dem Labyrinth der Gänge der Flut standhalten sollen. Es wird uns wohl zumut, als würde uns auf hungrigen Magen ein warmer, nährender Trank eingeflößt, wenn wir spüren, wie die Form sich füllt, wie sie standhält, obwohl ihre Decke wie unter ihrem Erdbeben erzitterte. Zum erstenmal im Leben spüre ich, was Werkgemeinschaft ist.

Wir brennen die Strohwische der Abzugsröhren an, das schnelle Abströmen der Gase durch die aufsteigende heiße Luft noch zu beschleunigen. Es ist uns ein sich immer wieder erneuerndes Wunder, wenn aus der dunklen Tiefe der Erde der Glutspiegel des Eisens heraufsteigt und den *verlorenen Kopf*⁷⁷ anfüllt. Schon ist die Farbe nicht mehr die Weißglut des einströmenden Eisens, sondern schön kirschfarbig, ein helles Rot.

Mit Stangen stechen wir hinein, um das Eisen möglichst lange flüssig zu erhalten. Schwer werden die Eisenstangen von der erstarrenden Glut, die sich an ihnen festfrißt. Wenn dann die Glut immer dunkler wird, wenn die flammende Helle erlischt und in Dunkelheit zurücksinkt unter den Schaufeln voll Erde, mit denen wir die Glutspiegel überstreuen, dann sind wir wie nach einem Schwitzbad, körperlich erschöpft, ausgepumpt, aber innerlich leicht, glücklich, befreit. Die Spannung, wenn nach Tagen oder Wochen, je nach der Größe des Gußstücks, die Form zerschlagen und aus der Erde geholt wird, ist nicht so groß. Die Former sind dabei geradezu von einer betonten Gleichgültigkeit, als ginge sie das endgültige Ergebnis nun nichts mehr an.

Wie aus einem rauchenden Krater hebt sich die Form aus der noch immer heißen Erde. Weißer Dampf steigt auf, wie aus Fumarolen. Eine dicke Kruste hellgebrannter Formerde haftet festverbacken an dem Stück. Mit Hämmern und Haken geht man

⁷⁷ Eine spezielle Konstruktion bei Gußformen, um Leerräume zu vermeiden.

sie an, als gälte es, einen Verschütteten auszugraben. Schön ist das, wenn endlich der helle Klang des Eisens unter dem Werkzeug aufspringt.

Die Formerde, die die Kruste gebildet hat, ist jetzt erschöpft und ausgelaugt. Von der strahlenden Hitze, auch durch chemische Einflüsse, hat sie ihre ursprünglichen bindenden Eigenschaften eingebüßt, ihren Gehalt an Fettigkeit. Sie ist für den gleichen Zweck nie wieder zu gebrauchen. Nur noch für mindere Zwecke, wenn sie neu vermahlen und mit frischer Erde vermischt wird.

Nicht nur im Handwerk, sondern auch im Material stecken viel Geheimnisse, sowohl in der Mischung der Mineralien, aus denen das Gußeisen herausgeschmolzen wurde, wie in der Zusammensetzung der Formerde. Es gibt Zusätze von Kuhmist, von Häcksel, die nicht auf wissenschaftlicher Forschung, sondern auf der praktischen Erfahrung von Jahrhunderten beruhen. Ich denke oft an die Sage von Wieland dem Schmied, der das Eisen seiner Schwerter zu Feilspänen verrieb und durch den Magen von Geflügel wandern ließ. Etwas von den Zauberformeln der Alten, von den Hexenküchen des Mittelalters steckt heute noch im modernsten Gießerei-Großbetrieb.

Zum erstenmal gelingt es mir, in meinem Leben als Arbeiter völlig aufzugehen. Zum erstenmal fühle ich mich im Ruhrgebiet ganz glücklich.

LOHNTÜTE UND SCHAUFENSTER

In meinem Leben außerhalb des Werks verfallende ich einem Einfluß, gegen den ich mich gefeit glaubte, als ich noch nicht zum Proletariat gehörte. Aber ich unterliege ihm genau wie alle meine Arbeitskameraden: dem Einfluß der Schaufenster. Wir geraten in einen nie zu lösenden Widerspruch hinein, zwischen dem Inhalt unserer Lohntüten und den Dingen, wie wir begehren.

Die Warenhäuser sind die größten und prächtigsten Gebäude der Stadt. Sie liegen an den belebtesten Straßen; die Fronten ihrer Schaufenster sind wie Netze, denen wir armen Fische nicht entrinnen können. Ja, sie bauen ihre Arkaden über die Straße hinaus. Sie gewähren Schutz vor Regen und Wind, sie locken magnetisch mit dem Glanz ihrer auch am Tag künstlich beleuchteten Auslagen. Man kann eigentlich gar nicht anders, als durch die Drehtür hineingehen. Sie sind stärker als unser schwacher Wille.

Der Gegensatz zwischen meiner schäbigen und ärmlichen Kleidung, dem armseligen Zimmer, das ich bewohne, und den Dingen, die ich in diesen prachtvollen Häusern sehe, erzeugt in mir eine Begehrlichkeit, wie ich sie nie zuvor empfunden habe. Es ist gefährlich, der Armut soviel Pracht zu zeigen. Meine Gier erstreckt sich auf alles, auch auf solche Dinge, die ich gar nicht gebrauchen kann.

Wenn ich durch die Möbel- und Teppichabteilungen gehe, verfallende ich in eine Art von Rausch: das Schlafzimmer in Schleiflack, das Eßzimmer mit seinem schön gedeckten Tisch voller Kristall, das Arbeitszimmer mit dem Diplomatschreibtisch und die Küche, die "Emma" heißt – das sind Erinnerungen an die "guten Zeiten", die vergangen sind. Ich fange an zu rechnen, wie lange ich jetzt wohl brauchen würde, um eine solche Einrichtung zu erstehen. Natürlich ist die Sache hoffnungslos. Ich denke sonst nie an einen Hausstand, will auch keinen begründen. Es sind die Dinge selbst, die reizen. Sonnabend für Sonnabend wiederholt sich das Spiel: jedesmal sind die Preise durch die Inflation erhöht, aber auch der Lohn. Jedemal muß von neuem gerechnet werden, es ist eine Art Zwang. Manchmal scheint das Ziel – das gar kein Ziel ist – eine Spur nähergerückt, dann wieder in hoffnungsloser Ferne.

Fast unwiderstehlich reizen mich die Anzüge in ihrer bengalischen Beleuchtung. Es ist billige und recht geschmacklose Ware in dieser Arbeitergegend. Ich hätte früher nie daran gedacht, so etwas zu kaufen. Wenn ich Arbeiterfamilien auf ihrem

Sonntagsspaziergang im Stadtpark sehe, bin ich mir ganz darüber klar, was für traurige Figuren sie in ihrem Sonntagsstaat doch machen. Daß sie viel besser aussehen in ihrer Arbeitstracht. Daß diese ganze "Mode" gar nicht für uns paßt, uns einer unerträglichen Bevormundung und Belastung unterwirft.⁷⁸

Aber dies Wissen hilft mir nichts: die Suggestion ist stärker. Diese gestreiften Hosen mit ihren dicken Hinterteilen, ihren langen Ohren zum Befestigen der Hosenträger, jede mit einem auszeichnenden Plakat: "Modestreifen" – "Hochelegant" – "Letzter Schick"; diese lilafarbenen Hüte, die wie künstliches Heidekraut aussehen, diese imitierten Rohrstöcke mit Similislilberknauf – – Ich weiß, es ist vollkommen lächerlich, aber sie erscheinen mir als Inbegriff der Eleganz, als Symbole eines vornehmen Lebens, als Zubehör einer Menschenklasse, aus der ich verstoßen bin. Bei ihrem Anblick versinke ich in schöne Träume. Es kommt mir vor, als könnte ich wieder zu dieser Oberklasse gehören, besäße ich nur eine solche Hose, einen Melonenhut und einen solchen Rohrstock.

Wenn ich nun, in solcher Weise elegant gemacht, ein feines Lokal besuchen könnte – wie herrlich wäre doch das. Ich glaube, daß solche Vorstellungen und Visionen im Leben der meisten Männer von niederem Stand eine ganz große Rolle spielen. Die Kinos, die Warenhäuser, die Zeitungen, die Mädchen haben schuld daran: sie sind stärker als wir.

Dann ist es wieder ein Zigarettenetui, das ich ersehne, oder eine Uhr oder sonst ein völlig überflüssiger Kram. Und immer wieder zerplatzt diese Sehnsucht an der Miete, am Kostgeld, an der Dauerkarte für die Straßenbahn, an den Schuhsohlen, die nötig sind.

Und jedesmal, wenn es gelingt, so einen Luxusgegenstand zu kaufen, dann ist er nur ein Glied in einer langen Kette von dazugehörigen anderen Luxusgegenständen, die ewig unerreichbar bleiben. Hat man mal neue Schuhe, so ist der Anzug, mit ihnen verglichen, desto schäbiger. Hat man mit allerlei Hunger und Entbehrung dann einen neuen Anzug, so ist wieder alles andere schäbig.

Diese Qualen, die ich mit Millionen junger Menschen teile, sind vielleicht lächerlich, aber sie sind darum trotzdem vollkommen wirklich und echt.

Die brutale Üppigkeit, die uns die Schaufenster vorführen, haben mehr zum Klassenhaß beigetragen als jede radikale Propaganda. Wunschträume, die der Armut und der inneren Leere immer wieder ins Nichts zerrinnen, erzeugen Haß. Die

⁷⁸ Nach dem vater (und später anderen vaterfiguren) und dem umkreis krieg/kampf/seefahrt zeigt sich jetzt ein neuer geborgenheit geben sollender identifikationsversuch hausers: mit dem "arbeiter".

brutalen Mittel der Propaganda sind stärker als der Charakter des einzelnen. Sie holen uns den letzten Pfennig aus der Tasche, nicht für Dinge, die wir brauchen, sondern für solche, die für uns ganz überflüssig sind. Es gibt im Industrieviertel kaum ein Geschäft, das seine Waren nicht als "Besondere Gelegenheit" anbietet. Alles ist "Ausverkauf – "Zurückgesetzter Preis" – "Räumung des Lagers". Bei der Gebrauchsware ist es nicht die Ware selbst, sondern der Zugabeartikel, der ihren Reiz ausmacht.

Und ich vergleiche: ein Paar gute Arbeitsschuhe, wie ich sie im Werk gebrauchen muß, kosten das Doppelte wie ein lackierter Luxusschuh. Ein guter Arbeitsanzug, der mir eine Weile hält, kostet mehr als ein Sonntagsanzug. Man hat den Luxus billiger gemacht als das Notwendige. Man hat Bedarf geschaffen für Überflüssiges, wo man den Bedarf des Notwendigen nicht decken kann. Wir stecken alle drin im großen Fischnetz, Gefangene des kapitalistischen Systems.⁷⁹

Aber ich habe Jahre gebraucht, um das herauszufinden.

⁷⁹ Hier liegt eine argumentative schnittstelle zu der vom NS für sich in anspruch genommenen antikapitalistischen intention.

MODELLTISCHLEREI

Nach einem halben Jahr komme ich in die Abteilung Modelltischlerei. Die Tischlerei liegt etwas abseits vom übrigen Werk in einem Winkel, als wollte sie sich selbst in einen Gegensatz zu den Erz und Eisen verarbeitenden Betrieben bringen. Tatsächlich besteht dieser Gegensatz auch dem Wesen nach. Hier lerne ich wieder eine Facharbeitergruppe kennen, die einen ganz besonderen Charakter hat, eine Verwandtschaft mit dem Material ihres Berufs. Ich möchte behaupten, daß eine ähnliche Bindung, wie sie zwischen dem Bauern und seinem Land besteht, auch in den Handwerken zwischen Mensch und dem Stoff, den der Mensch bearbeitet, vorhanden ist. Ein Bäcker etwa ist schon rein körperlich ein ganz anderer Menschentyp als ein Metallarbeiter. Die Menschen, deren natürliche Neigung sich dem Bearbeiten von Metallen zuwendet, sind wiederum von anderem Schlag als die Tischler, die mit Holz umgehen. Auch innerhalb jeder Fachgruppe bestehen wieder große Unterschiede zwischen den Menschen, eine natürliche Neigung oder Vorliebe für bestimmte Arbeiten. Wie groß diese Verschiedenheit ist, scheint mir daraus hervorzugehen, daß die Werkzeuge für die gleichen Handwerke in einzelnen Ländern vollkommen verschieden voneinander sind. Ein französisches oder belgisches Dreheisen sieht anders aus als ein deutsches. In einem Land ist rechts gedrehtes Gewinde üblich, in einem anderen links gedrehtes. Wenn man solchen Dingen bis in ihre Ursprünge nachspürt, so trifft man immer auf ganz bestimmte körperliche Anlagen, auf uralte Handfertigkeiten der verschiedenen Rassen und Völker.⁸⁰

Und es erscheint mir gut, wenn Arbeit noch so gestaltet ist, daß der Mensch einen Ausdruck seiner Persönlichkeit in sie hineinlegt. Die Gleichförmigkeit des Erzeugnisses, die die moderne Industrie anstrebt und erreicht, widerspricht dem Trieb des Menschen, eine Sache persönlich zu gestalten. Das ist für mich der tiefste Grund jener Feindschaft zwischen Mensch und Maschine, über die so unendlich viel geschrieben und geredet wird.

Tatsächlich entartet ja der Mensch, wenn nicht mehr seine Hand direkt das Werkstück bildet, wenn die zwischen Hand und Werkzeug eingeschaltete Maschine so sehr zum Automaten geworden ist, daß der Mensch die Beziehung zum Werkstück verliert, sich

⁸⁰ Eine bedeutsame argumentationslinie! Das bedürfnis nach bindung, verbundenheit (zu mitmenschen wie auch zum sozialen leben insgesamt) führt zur ideologischen überhöhung von korrelationen zwischen arbeitern und arbeitsgegenstand. Im konsequenten nächsten schritt wird dann zwischen den bewohnern einzelner regionen unterschieden (geopolitisches denken, haushofer). Rassistisch ist schon die (bis heute übliche) verallgemeinernde interpretation sozialer beobachtungen, allerdings bleibt sie bei hauser relativ wertfrei.

nur noch als Bediener der Maschine fühlt, selber ein Automat, der in dem Augenblick überflüssig wird, wenn die Maschine vollautomatisch sich selbst bedient.

Diese Entmenschlichung hat am treffendsten und vollkommen naiv Henry Ford geschildert: Er wundert sich, daß so viele seiner Arbeiter kein Höheres erstreben, daß sie es vorziehen, jahraus, jahrein in automatenhafter Tätigkeit bei einer Arbeit auszuharren.

Ja, wenn es mit dem Menschen erst so weit gekommen ist, daß er, am Automaten stehend, selbst schon Automat geworden ist, wenn er jeden schöpferischen Trieb, den er, wie jeder Mensch, in der Jugend besessen hat, in seinem Arbeitsleben völlig unterdrücken mußte, dann darf Ford sich nicht wundern, wenn die Mehrzahl seiner Fließbandarbeiter nicht mehr als Menschen denken und empfinden können.

Schon in den ersten Tagen in der Modelltischlerei empfinde ich, daß der Werkstoff Holz meiner Natur weit besser entspricht als Eisen. Allein der Geruch des frisch geschnittenen Holzes ist mir angenehm und anregend. Auch die Menschen in der Tischlerei stehen mir näher als die Schmelzer, die Walzwerker, die Elektriker, Kranführer und was ich sonst an Arbeitertypen im Werk kennengelernt habe.

Die Arbeit ist herrlich in der Tischlerei. Störend ist nur manchmal, daß wir dem Holz Formen geben müssen, die diesem Werkstoff nicht entsprechen; die Tischlerei stellt ja die Modelle für Metallgußstücke her. Zum erstenmal begreife ich, daß jeder Werkstoff seine eignen Formgesetze hat, Formen, die gewissermaßen schon verborgen in ihm liegen und die man nur herausarbeiten muß. So sieht der Knabe im gerade gewachsenen Weidenzweig den Pfeil, der Wilde im Baumstamm schon die Gestalt des Kanus, das er herausarbeiten wird. So besteht jede primitive Kunst in dem Herausarbeiten von Ähnlichkeiten, die ein Stück Natur in sich besitzt: da erinnert ein Stein an einen Stier – man braucht ihm nur noch Augen einzusetzen. Ein Stuhl ist ein hockender Mensch, ein Tisch ein breites Tier auf vier Beinen; wir sind umgeben von Sachwundern, die wir vergessen haben.

Meine erste Arbeit ist an der Drehbank, und mein erstes Werkstück sind Faßspunde. Eine ganz einfache Sache und trotzdem Gegenstand nie endender Schaffensfreude. Habe ich einen vierkantigen Knüppel zwischen die Backen meiner Drehbank eingespannt, dann schalte ich mit einem Hebelgriff die Transmission ein – im nächsten Augenblick ist der vierkantige Klotz schon verschwunden; vor mir wirbelt eine Rolle mit seltsam durchscheinendem Rand. Ich kann genau erkennen, ob ich das Stück Holz in seiner Achse eingespannt habe.

Jetzt führe ich über einer Auflagefläche das erste hohlkehlige Dreheisen vorsichtig an den Wirbel heran. Geht man zu grob vor, fliegt einem das Eisen vom Anprall des Holzes aus den Händen, das kann böse abgehen. Millimeterweise rückt die Schneide vor, bis die ersten Holzsplitter zu fliegen beginnen, abwirbelnd unter der Schneide. Ein brenzlicher Geruch, ein dünner blauer Rauch steigt auf, so stark ist die Hitze, die dabei entsteht.

Schon wird der durchscheinende Saum des Werkstücks schmaler, und wenn ich viele Male das Dreheisen von einem Ende zum anderen am Holz entlang bewegt habe, dann ist der rotierende Körper völlig fest geworden, alle seine Kanten sind abgeschnitten; rund ist er, vollständig kreisrund.

Jetzt teile ich mit einem spitzen Dorn meine Holzsäule in gleichmäßige Stücke. Ich brauche kaum mit dem Eisen die Holzfläche zu berühren, schon entsteht ein deutlich sichtbarer Strich.

Mit einem meißelartig geschliffenen Dreheisen vertiefe ich die Rillen, und jetzt kann ich anfangen, mit geraden Eisen von Rille zu Rille meine Holzsäule konisch abzumeißeln. Wieviel Mühe würde es machen, diese Arbeit gleichmäßig allein von Hand zu verrichten. Wie wunderbar leicht und einfach geht es in der Drehbank. Die scharfen Schneiden gleiten über das Holz als wäre es Samt, schneiden es wie Wachs.

Hat man am ersten Tag, noch ungeübt, vielleicht drei Dutzend zuwege gebracht, so werden es am nächsten Tag schon sechs, am übernächsten zehn Dutzend sein. Die Arbeit wird nie langweilig, denn jedes Stück Holz ist verschieden, jedes erfordert eine etwas andere Behandlung, man lernt nie aus, niemals endet auch die Freude, zu sehen, wie man täglich mehr und besser schafft.

Die Maschinen der Modelltischlerei sind nicht Automaten, die dem Menschen alle Arbeit aus den Händen nehmen, sondern nichts weiter als wunderbare, starke und gewandte Hände, die mit der eigenen Hand zusammenarbeiten: bei der Bandsäge führe nicht ich das Sägeblatt um das Holz herum, sondern ich führe das Holz um das feststehende, in einer Ebene sausende Sägeblatt. Das macht ungeheuren Spaß, weil man die Handhabung der Handsäge kennt, weil man sieht, wieviel Arbeit die Maschinensäge uns erspart, wie sehr sie uns zur Hilfe kommt. Die Großmaschine fesselt den Menschen, die Kleinmaschine befreit ihn.

Der wahre Modelltischler ist ein Künstler, er muß eine komplizierte Blaupause lesen können, er muß sie gestalten können, er muß nicht nur die Gesetze des Holzes vollkommen beherrschen, sondern auch die Gesetze des Metalls. Er muß die Schrumpfung einkalkulieren, der das Gußstück bei seiner Abkühlung unterliegt. Er

muß einschätzen, an welchen Stellen die Einflußöffnungen des flüssigen Metalls am besten zu lagern sind, wo die höchsten Beanspruchungen auftreten – tausend Dinge. Er lernt nie aus; je größer seine Erfahrung, desto wertvoller wird er sein. So kommt es, daß die komplizierten Stücke immer von den älteren Modelltischlern gemacht werden. So kommt der Ehrgeiz in diesem Betrieb und der Stolz, der Stolz auf das Werkstück, der dem Menschen wichtiger ist als der Lohn in Geld.

Die Arbeit in der Tischlerei beginnt früh um sieben. Aber schon um halb sieben habe ich hier vor der noch verschlossenen Tür gesessen, als der allererste. Ich habe den blutigen Sonnenballl des Ruhrreviers über die rauchenden Schlote steigen sehen. Das ferne Dröhnen der Gasmaschinen, das Zischen der Kühltürme, das Donneregepolter der Walzwerke, sie haben jeden Schrecken für mich verloren: Wenn der stille Meister der Tischlerei über das Schienenfeld gewandert kommt, wenn er mir freundlich zunickt und mit rasselndem Schlüsselbund die Tür aufschließt, wenn der Holzgeruch mich wieder umfängt, dann bin ich ganz erfüllt von der Erwartung eines guten Arbeitstags.

STURZ

Wir tragen einen Balken vom Lager nach der Werkstatt hin. Der alte Müller, mein Lehrmeister in der Modelltischlerei, und ich. Der alte Müller ist ein Veteran des Tischlerhandwerks und ein Philosoph, wie ihrer so viele aus einer lebenslangen Beschäftigung mit dem Material Holz entstehen. Seine blauen Augen blicken schon etwas trübe hinter der alten Stahlbrille hervor. Schon zittern seine runzligen Hände, so daß ich mich immer wundere, wie er die Säge millimetergenau durchs Holz führt. Der alte Müller ist nicht nur mein Lehrmeister, sondern auch mein väterlicher Freund, die beste und treueste Seele. Er geht voran, so wie er mir in der Arbeit stets vorangeht.

Unser Weg führt über eine Eisenbahnbrücke im Werk, die gleich hinter der Mündung eines Tunnels liegt. Hier fahren die Züge, die das Erz zu den Hochöfen bringen; jenseits des Tunnels steigen sie eine Rampe hinauf; alle drei Minuten passiert ein Zug zum Erzlager, alle drei Minuten kehrt ein Zug mit Becherwagen voll flüssiger Schlacke vom Hochofen zum Schlackenwerk zurück.

An der Eisenbahnbrücke wird repariert; die Beplankung des Fußgängerwegs ist an einigen Stellen aufgerissen. Im Gewirr der eisernen Träger hocken Nieter mit Preßluftschlämmern, machen einen betäubenden Lärm. Wenn wir uns jetzt etwas zurufen wollten, wir könnten kein Wort verstehen.

Der schwere Balken preßt hart auf meine linke Schulter, ich halte den Kopf gesenkt, achte nicht auf den Mann da vorne, sondern auf meine Füße; das Tempo habe ich ja durch den Zug des Balkens im Gefühl. Jetzt sind wir oben auf der Brücke. Auf einmal fängt das lange Balkenende vor mir seltsam zu schwanken an, in immer stärkeren Ausschlägen. Ich stemme die Füße ein, suche Halt, suche zugleich aufzublicken. Da sehe ich den Alten am äußersten Rand der Brücke taumeln, er verliert den Halt, er stürzt. – Den Bruchteil einer Sekunde sehe ich mit aufgerissenem Mund wie einen Taucher in der Luft den Mann, das Balkenende wie einen ungeheuren Pendel hinter ihm herschwingend. Der Zug an meiner Schulter wird unwiderstehlich. Instinktiv suche ich festzuhalten, statt abzuwerfen – es reißt mich in die Tiefe, wo sechs Meter unter uns die Schienen blinken.

Der alte Mann, kopfüber, der lange Balken schräg in der Luft, die Stahlbrille, die ganz getrennt von Müller fällt – das ist das letzte Bild, an das ich mich erinnern kann.

Das nächste Bild ist äußerst sonderbar: Ich liege in einer Badewanne. Ich spüre die angenehme Wärme des Wassers. Ein Frauengesicht, umrahmt von einer weißen Flügelhaube, blickt auf mich herab.

Was ist das: ich bin ja ganz in Tücher eingewickelt. Wie merkwürdig. Seit wann hüllt man Bettlaken um sich in einer Badewanne? Ich frage die Schwester, was das soll. Sie sagt, ich sei im Katholischen Krankenhaus, die Schwestern dürften keinen nackten Mann sehen.

Was ist denn los mit mir?

"Rückgratverstauchung, Gehirnerschütterung – der andere Mann ist tot."

Wieder Nebel vorm Gehirn.

Das nächste Bild: Ich liege in einem Bett in einem Krankensaal. Vor meinem Bett auf einem hölzernen Hocker sitzt ein alter, widerlicher Mann. Seltsamerweise ist sein Bauch ganz nackt. Aus diesem Bauch hängt ihm ein Gummischlauch. Der unheimliche Greis nickt mir aufmunternd zu. Dann faßt er an den Gummischlauch vor seinem Bauch, hält mir das Ende dicht vors Gesicht und zieht daran. Ein Stück des Gummischlauchs reißt ab: "Kiek mal her, det Gummi is schon ganz brüchig, riech mal, wie det stinkt."

Und wieder deckt die Nebelwand das Hirn; ich bin froh darüber gewesen.

Das nächste Bild zeigt einen anderen Mann, einen dicken, freundlichen, der aufrecht auf einem Bett sitzend mit einer Fliegenklatsche die Fliegen an der Wand erschlägt. Der erklärt mir alles. Der alte Müller ist tot. Wahrscheinlich hat ihn nicht der Fall getötet, sondern der stürzende Balken, der auf ihn fiel. Ich selbst bin auf den Balken und Müller heraufgefallen. Ich kann von Glück sagen: fast im Augenblick des Sturzes kam ein Erzzug aus dem Tunnel gebraust. Aber der Lokomotivführer hat aufgepaßt: dicht vor meinem Koipf ist die Maschine zum Stehen gekommen. Der Alte mit dem brüchigen Gummischlauch lebt wirklich; den Schlauch hat er wegen einer Darmfistel. Aber zum Glück lebt er in einem anderen Saal. Er hat nur eine Unterhaltung anknüpfen wollen, als er sah, daß ich wieder zu mir kam.

Ich habe im Katholischen Krankenhaus eine gute Zeit. Sie behalten mich sechs Wochen. Aber mein Kopf kommt nur sehr langsam wieder in Ordnung, ich kann nicht richtig denken, fühle mich ganz wohl dabei. Nur eins weiß ich: daß ich nicht wieder ins Stahlwerk will.

EISERNE FLOTTILLE

Ich kann nicht Ingenieur werden! Ich kann den Vorlesungen auf der Technischen Hochschule in Stuttgart nicht folgen; mein Gehirn arbeitet nicht. Die Worte, die Zahlen, die Begriffe schwimmen mir wie im Nebel. Fassungslos sitze ich den Büchern gegenüber.

Ob das von dem Sturz von der Eisenbahnbrücke kommt? Ob es wieder besser wird? Auf langen Fußmärschen in den Bergen um Stuttgart suche ich mir den Kopf wieder zurechtzurücken durch sehr viel frische Luft. Hilft nichts.

Ich bin drauf und dran, an mir selbst zu verzweifeln, mich selber aufzugeben.

Eine Postkarte kommt aus Wilhelmshaven von einem alten Marinefreund. Vorne ein Bild: *Der Tod und der Minensucher*. Das Skelett des Todes steht grinsend hinter einem Matrosen, der von Bord eines Minensuchbootes über die See blickt, auf der die schwarzen, von Zündkapseln gehörnten Minen tanzen. *"Tausend Mark Treueprämie"*, heißt die Unterschrift.

Hier scheint mir eine passende Gelegenheit, das Leben, an dem mir nichts gelegen ist, aufs Spiel zu setzen. Ich lasse mir von zu Hause meinen Seesack schicken, reise ab nach Wilhelmshaven oder, wie es die Matrosen nennen: "Schlicktau".⁸¹

Finde eine ganz andere Marine wieder als jene, die ich 1918 verließ. Auf der einen Seite ist das Alte noch mitten in der Auflösung, auf der andere Seite formt sich der Kern des Neuen, das später vielleicht mal Reichsmarine werden soll. Noch liegen auf der Werft die letzten wundervollen Neubauten des Kriegs. Die kaum geschaffenen Formen zerfallen wieder unter den Stichflammen der Schneidebrenner. Noch sind die Kasernen angefüllt mit Trümmern des alten Heeres, mit Kolonialsoldaten, Genesungsmannschaften, rückbeförderten Gefangenen. Aber es gibt auch schon die Torpedobootsflottille des Kapitän Laß, die ähnlich wie die Freikorps bei der Armee

⁸¹ "Von Einheimischen und eingeweihten Auswärtigen wird Wilhelmshaven oft auch Schlicktau oder Schlicktown genannt. Der Name Schlicktau entstammt der kaiserlichen Marine, die eine Anspielung auf den Schlick des Wilhelmshavener Watts als auch das Wortende der Hauptstadt Tsingtau des ehemaligen Pachtgebietes von Kiautschou in China in einem Wort vereinigte. In Tsingtau waren zur Kolonialzeit vor allem Wilhelmshavener Marinesoldaten stationiert. Schon der bekannte Marineschriftsteller Gorch Fock, der im April 1916 mit seinem Schiff „SMS Wiesbaden“ in Wilhelmshaven lag, benutzte den Namen Schlicktau in seinem Tagebuch. (...) Aufgrund dieser Zusammenhänge bzgl. des Zweitnamens hat die Stadt Wilhelmshaven in den 1990er Jahren Kontakte zur Hafenstadt Tsingtau, dem heutigen Qingdao, aufgenommen. Seit 1992 besteht offiziell eine Hafenpartnerschaft zwischen beiden Städten." (Wikipedia)

versucht, aus dem gesunden Kern aktiver Marinestreitkräfte eine neue Marine aufzubauen.⁸²

Torpedoboot S 63 ist das erste Bordkommando meines Lebens. Abends komme ich an Bord. Durchnäßt von eisigem Januarregen glänzen die Holzplanken des Pier, das gelbe Licht des Sonnenbrenners⁸³ widerspiegelnd, der an der Laufplanke hängt.

In zwei Reihen, zu je drei Booten, liegen die sechs Torpedoboote der "Eisernen Flottille". Aus ihren gedrungenen geneigten Schloten quillt Dampf. Die Schatten des Takelwerks tanzen in seinen quirlenden Wolken. Auf den eisernen Decks, die warm sind vom heißen Herzen der Maschine, verdampft der Regen; Nebelschlangen umhüllen die Formen der Geschütze und Torpedorohre. Hochgespannter Dampf singt gleichmäßig, wie ein riesiger Mückenschwarm. Aus dem riesigen vergitterten Maul eines Ventilators kommt ein tiefes zitterndes Dröhnen. Taktmäßig schnell fallen hinter mir die Schritte der Posten in ihren langen Wachtmänteln. So wie die sechs Boote gleich sprungbereiten Raubtieren auf der Lauer liegen, verkörpern sie höchste Energie, gespannte Kraft.

Die Mehrzahl der Matrosen von *S 63* hat Landurlaub. Auch der Kommandant ist nicht an Bord. Ich richte mich ein, baue meine Hängematte auf in dem spitzen Winkel des Vorschiffs unter der Back, stau mein Zeug im Spind und die Zigaretten in die Höhlung eines stählernen U-Trägers über meinem Kopf, gleich griffbereit. Schlafe schnell ein, sehr zufrieden, an Bord zu sein und erlöst von der Spannung des Wartens. Nach Mitternacht rüttelt mich der wachhabende Offizier hoch: "Gut, daß Sie da sind. Sie müssen gleich an Land, den Kommandanten holen. Der sitzt wahrscheinlich im Kasino und findet nicht zurück."

Lage des Kasinos ist mir ungefähr klar. Hundertmal haben wir ja auf der Marineschule das alte *W'Hafenlied* gesungen:

⁸² Korvettenkapitän rudolf lahs war zunächst flottillenchef der VIII. *Torpedobootsflottille*. Diese wurde am 19.2.1919 aufgelöst und als freikorps "Eiserne Torpedobootflottille" zur bildung der vorläufigen reichsmarine neu aufgestellt, deren kommandeur lahs wurde. (In der originalausgabe steht durchgängig falsch "Laß".)

⁸³ Eine bestimmte petroleumlampe, 1879 von dittmar in wien erfunden.

*"Kommst du mal nach W'Hafen rein – Hafen rein,
Bleibst du am Bahnhof gleich stehen,
Junge, hier möchte ich begraben sein – graben sein,
Junge, was ist das hier schön.
Droschken, die haben wir vierzig hier – vierzig hier,
Autos kommen auch noch dahin,
Neulich, da sagte es jemand mir – jemand mir,
's ist doch fast wie in Berlin.
Und im Kasino kein Prassertum – Prassertum,
Strengste Solidität.
Seht doch, wie nahe der Wasserturm – Wasserturm
Bei unserem Weinkeller steht."*

Also Kurs auf Wasserturm. Das Kasino ist dunkel. Aber eine Laterne scheint, und in ihrem mildem Licht sitzt da auf dem Bürgersteig ein Mann, läßt die Beine auf den Fahrdamm baumeln. Ein komischer Mann: Eine Seeoffiziersmütze hat er auf, und einen Pelz hat er an. Aber der Pelz ist verkehrt, die Haare nach außen. Mit großer Würde nickt er vor sich hin.

Wie er mich kommen sieht, blickt er auf, winkt freundlich mit dem Finger: "Komm mal her, ich bin ein kleiner Bär!"

Großer Gott! Der Kommandant, kein Zweifel. Daß der Herr Kapitänleutnant den Spitznamen *Whisky* führt, habe ich schon gehört.

Ich melde mich auf die beste militärische Manier. Wirkt besser als ein Eimer Wasser, bringt ihn auf die Beine.

Kurs auf die Gazellebrücke.⁸⁴ Der "kleine Bär" hat einen etwas schwankenden Gang. Ich muß ihn führen. Gar keine leichte Sache: wenn ich ihn Backbord zu stark stütze, weil er mir über Stag gehen will, dann bekommt er Schlagseite nach Steuerbord. Muß schleunigst auf die andere Seite sausen, um Kentern zu verhüten.

Am Tor der Gazellebrücke lasse ich ihn stehen. Ich kann doch den Kommandant nicht an Bord schieben. Was würden die Posten dazu sagen und der W.O.

Laufe die letzten Meter voraus, mache Meldung: "Kommandant kommt an Bord."

"Gut", sagt der W.O. "Lassen Sie schnell eine zweite Lauflanke überlegen, die eine ist zu schmal für ihn."

⁸⁴ Das nordufer des *Großen Hafens* hieß gazellebrücke, ab 1940 bontekai.

Zu spät, er hat es nicht abwarten können: In kurzen Kreuzschlägen kommt der *Kleine Bär* schon angesegelt. Und die Laufplanke ist wirklich zu schmal! Er läuft aus dem Ruder, er kippt, verschwindet vor unseren Augen, und in der Tiefe gibt es einen lauten Platsch.

Wir stürzen an die Reling: kein Laut von unten – sollte er ganz still und lautlos verkluckern?

Aber nein, schon taucht er wieder auf zwischen lauter kleinen Eisstückchen. Der W.O. beugt sich weit über die Reling, macht Schwimmbewegungen und ruft: "Schwimmen, Whisky, schwimmen! Selbsterhaltungstrieb, Selbsterhaltungstrieb!"

Aus der Tiefe prustet es dumpf. Er treibt nach achtern. Ich laufe nach der Peilbrücke, um eine Rettungsboje zu holen. Der W.O. hat einen Bootshaken gepackt und stürzt nach achtern, ich nach. Wie ein treibendes Faß picken wir den Bootshaken in den Pelz des Kommandanten ein. Über das Gestänge vom Schraubenschutz klettern wir dicht bis an die Wasseroberfläche und hieven ihn von dort an Deck. Er schüttelt sich wie ein Hund, legt dankend die Hand an die Mütze, die immer noch fest auf dem Kopf sitzt, und taucht in tiefem Schweigen in seine Kammer unter.

Das ist die erste Begegnung mit Whisky, dem besten Kommandanten, den ich je gehabt habe.

Der Chef der Eisernen Flottille, Kapitän Lahs, hat eine schwere Aufgabe übernommen. Dies Wilhelmshaven der Nachkriegszeit ist ein wahrer Augiasstall. Kaum vorzustellen, wie schwer es sein muß, inmitten einer allgemeinen Verlotterung, in den Trümmern dieser Marine, die einmal ein so wundervolles Wehrinstrument gewesen ist, eine Zelle der Ordnung und der Disziplin neu aufzubauen.

In den nächsten Tagen geht unser Boot zur Reparatur in die frühere kaiserliche Werft. Unter anderem sollen neue Backskisten eingebaut werden. Das sind die hölzernen Truhen, in denen die Mannschaft ihre Sachen aufbewahrt.

Die Werftarbeiter kommen zur Arbeit mit der Knarre überm Buckel. Die Gewehre werden an der Arbeitsstelle zusammengesetzt. Nun geht erst mal ein Palaver los, ob überhaupt gearbeitet werden soll oder nicht. Das dauert so etwa bis 11 Uhr. Dann ist es schon bald Mittag, da lohnt es sich gar nicht, erst anzufangen. Nach der Mittagspause wird dann drei oder vier Stunden in schleichender Langsamkeit "gearbeitet". Vom bloßen Zusehen kann man Krämpfe kriegen: Was der eine mit den Händen aufbaut, stößt der andere mit dem Hintern wieder um. Obwohl die Schiffe wohlweislich von allem Inventar so gut wie geleert worden sind, obwohl Posten an

Bord bleiben, um zu bewachen, was nicht niet- und nagelfest ist, werden dreimal die tagsüber eingebauten Backskisten nachts wieder herausgeklaut. Beim drittenmal folgt schriftliche Beschwerde des Kommandanten an die Werft.

Antwort der Werft: "Solange nicht jeder Arbeiter in Wilhelmshaven-Rüstringen genügend mit Karnickelställen versehen ist, können wir den Einbau der Backskisten nicht garantieren."

Aber auch mit unserer eigenen Mannschaft steht es nicht zum besten. Von achtzig Mann Besatzung liegen im Durchschnitt ein Drittel geschlechtskrank im Schlunz.⁸⁵ Bei jeder Musterung fehlt irgendeiner, und über seinen Verbleib gibt das Wort "Abteilung III" genügend Auskunft. Ganz Wilhelmshaven ist verseucht. Das viele Geld, was die Minensucher verdienen, hat eine Unmenge öffentlicher Mädchen angelockt.

Geld, weil entwertet und im Überfluß vorhanden, ist bei diesen Mädchen gar kein geschätztes Zahlungsmittel. Favoriten sind die Schiffsköche und Bäcker, die mit geklautem Proviant in den drei Wilhelmshavener Bordellen antreten, die der Kürze halber einfach "P.A." heißen, Abkürzung von "Pick-As" und "Port Arthur".

Auch die flanellenen langen Unterhosen der Matrosen sind beliebte Zahlungsmittel. Mit ernsthaft gerunzelter Stirn muß unser Kommandant bei der Musterung zuweilen feststellen: "Ich bin gestern mal im P.A. gewesen. Die Mädchen tragen wieder alle kaiserliches Unterzeug. Wenn einer von euch Kerlen – " und die Rede endet mit einer Reihe von zwar furchtbaren, aber nutzlosen Drohungen.

Der Dienst ist öde. Mit der Seefahrt ist es nichts, monatelang kleben wir an der Gazellebrücke. Im übrigen: Wachdienst.

In den Nächten, in denen ich mit der Knarre auf der Pier auf und ab marschiere, höre ich oft aus der Ferne geheimnisvolles Pochen und Klirren: Diebe fleddern die Leichen der außer Dienst gestellten Schiffe, die verrostend am Kaiser Wilhelm-Hafen liegen, ein trostloser winterlicher Urwald kahler Masten, rostiger Schlote und Aufbauten. Alles, was Metallwert hat, alles, was aus Messing, Bronze oder Kupfer ist, wird da herausgeholt. Wilhelmshaven wimmelt von Schiebern und Hehlern. Die Schiffslampen, die Lagermetalle, die Elektromotoren der Geschützaufzüge, die Lampen der Funkstation, die Kompassse, ja selbst die Kohlenreste aus den Bunkern, alles wird geplündert und verschoben. Ein Jammer, das mit anzusehen.⁸⁶

⁸⁵ Bei der marine inoffizielle bezeichnung für das bordlazarett oder krankenrevier

⁸⁶ Aber ab 1914 wurde die bevölkerung ausgeplündert für diesen krieg!

Noch herrscht Revolution, noch ist der Geist der Meuterei lebendig. Der gute Wille, etwas Neues aufzubauen, muß oft an den Spannungen scheitern, die immer noch vorhanden sind. Durchgreifen können die Offiziere nicht; mit Strenge und Gewalt ist nichts zu machen. Das auf unserem Boot ein verhältnismäßig guter Geist herrscht, liegt daran, daß der Kommandant und der Stamm der Besatzung sich von der Kriegszeit her verbunden fühlen.

Whisky kommt oft abends zu uns ins Matrosenlogis, eine Flasche Schnaps unterm Arm. Dann wird gemeinsam gesungen. – Dann setzt Whisky sich die Mütze eines Matrosen auf und ein Matrose die des Kommandanten, die Rollen sind vertauscht: der Matrose kommandiert den Kapitän. Dann ist wirklich eine Schiffsgemeinschaft da, und da ist keiner, der nicht für Whisky durchs Feuer gehen würde. Der Dienst ist langweilig für diese alten Krieger, denn er reicht nicht heran an das Große und Starke, das sie im Krieg erlebt haben. Wichtiger als Erleben ist es, wenn wir gemeinsam an dem großen Modell unseres Bootes bauen. Es ist anderthalb Meter lang und kann mit kleinen Elektromotoren richtig fahren.

Die jüngeren Offiziere verstehen nicht so mit ihren Leuten umzugehen. Im Krieg sind sie noch auf den "Dicken Schiffen" gewesen, wo es kein Zusammenleben zwischen Offizier und Mannschaft gibt. Der Schock der Revolution steckt noch in ihnen, sie können das tiefe Mißtrauen gegen ihre eigenen Leute nicht überwinden. So halten sie sich außerdienstlich sehr zurück, vermeiden jeden Umgang mit der Mannschaft. Sie wollen ihre Autorität nicht gefährden, ein Zeichen, daß sie keine echten Führereigenschaften haben.

Meine eigene Stellung an Bord ist nicht leicht: als Offiziersanwärter gehöre ich zum Mannschaftsstand und doch wieder nicht. Vielen gelte ich als Spion der Offiziere. Das bedeutet, daß ich jeden Umgang mit den Offizieren meiden muß. Ich stehe darum sehr allein. Die *Alten Krieger* sehen auf mich heab, weil ich doch bloß ein heuriger Hase bin, nur mit dem jüngsten Matrosen halte ich gute Freundschaft.

Ein gefährliches zersetzendes Element sind die Deckoffiziere.⁸⁷ Die haben immer noch die Hoffnung, bei der neuen Reichsmarine die Offiziere gänzlich zu verdrängen, ihre Stelle einzunehmen. Sie arbeiten gegen die Offiziere. Sie halten die Zügel im Dienst locker. Sie stärken den Geist der Meuterei. Sie sind zum großen Teil in der *Sozialdemokratischen Partei* organisiert. Zum erstenmal erlebe ich die böse Mischung

⁸⁷ Deckoffizier war ein unmittelbar hinter den seeoffizieren rangierender marinedienstgrad. Häufig waren deckoffiziere aus der einfachen lafbahn der matrosen aufgestiegen. Typische dienststellungen waren die position als steuermann, bootsmann, feuerwerker (schiffsartillerist), maschinist, mechaniker, materialienverwalter oder torpeder (torpedo-experte). (Nach wikipedia)

von Dienst und Politik. Am schlimmsten ist es, daß die Politik, die hier getrieben wird, nicht einer wirklichen Überzeugung entspricht; sie dient persönlichen Interessen.

Einmal erhält die versumpfte Wilhelmshavener Garnison einen gesunden Stoß, der viele zur Besinnung bringt.

Ein englisches Kriegsschiff ist in den Hafen eingelaufen. Die Mannschaften der deutschen Schiffe bieten den Engländern ein Fußballspiel an. Antwort der Engländer: "Mit Schweinen spielen wir nicht."

Darüber große Erbitterung. Jedem Verbrüderungsversuch zeigt der Engländer die kalte Schulter. Ausgezeichnet: der Mensch glaubt ja nur das, was ihm persönlich widerfährt. Noch ein paar solcher moralischer Ohrfeigen, und ein völliger Gesinnungswechsel würde kommen.

KAPP-PUTSCH

In den ersten Märztagen ging *Whisky*, unser Kommandant, in Urlaub. Das war ein Unglück für ihn, für das Boot und für uns alle. Denn am 13. März hatten wir den Kapp-Putsch.

Als die Zeitungen am 13. März den Einmarsch der *Brigade Ehrhardt* in Berlin melden, da sind nicht nur die Mannschaften überrascht, sondern auch die Offiziere. Gleich am ersten Tag entsteht große Unruhe unter den Deckoffizieren und Mannschaften: Offiziere haben, so heißt es, Post- und Telegraphernamt besetzt. Am Nachmittag ruft der Stationschef⁸⁸ die Mannschaften der *Eisernen Flottille* und der Minensuchboote in der großen Turnhalle zusammen. Ich selbst stehe so weit hinten, daß ich den Stationschef nicht sehe und nur sehr wenig von seiner Rede verstehen kann. Die Ebert-Regierung sei geflohen, Kapp habe die Zügel der Regierung in die Hand genommen. Kapitän Ehrhardt – uns allen bekannt – sei ein Mann, der wisse, was er wolle. Wir müßten uns auf sein Urteil verlassen, im übrigen abwarten, für Ruhe und Ordnung sorgen. – Man spürt die Überraschung durch die Ereignisse und die innere Unsicherheit hinter jedem Wort.

Einen Augenblick lang herrscht Stille in der weiten Halle. Dann bricht drohendes Gemurmel aus den Reihen der Minensucher, wird lauter und lauter, steigert sich zu Pfeifen und Johlen. Ich höre scharfe Kommandoworte, überdröhnt von höhnischem Geschrei. Der Lärm wird immer tobender. Die Gruppe der Offiziere marschiert im Geschwindeschritt aus der Tür mit klirrenden Degen. Die Versammlung löst sich auf.

Wie ein Hornissenschwarm drängen die Minensucher ins Freie, eine finstere kompakte Masse in drohender Haltung. Von Bord aus sehen wir sie an der Pier vor ihren Schiffen gestaut. Redner klettern auf Poller, schreien mit wildfuchtelnden Armen in die Menge hinein. Dann schwärmen die Scharen an Bord der Schiffe.

Jeder, der die Revolution von 1918 erlebt hat, muß wissen, was jetzt kommt. Sind denn unsere Offiziere blind? Oder sind sie ratlos?

⁸⁸ "Marinestationen waren die höchsten Kommandobehörden der deutschen Marine am Land (...). Chef der Marinestation war in der Regel ein Admiral. Der Stationschef übte auch die militärische Hafenspolizei innerhalb des Reichskriegshafengebietes aus und war Kommandant der Befestigungen des Hafens." (*Wikipedia*) – Chef der *Marinestation Nordsee* war zu diesem Zeitpunkt Vizeadmiral Michelsen. Zur Gesamtsituation dieser Tage siehe auch die Auszüge aus dem Artikel *'Deutsche Admirale putschen nicht?'* des Journalisten Gerhard E. Gründler in einer hier folgenden Fußnote.

Abends kommt Leutnant M., ein sehr junger, etwas hochmütiger Offizier, zu uns in Logis und versucht, die Mannschaft für den Kapp-Putsch zu gewinnen. Sein Hauptargument ist, die Ebert-Regierung sei feige geflohen. Es ist das gleiche Argument, das die Revolution seinerzeit gegen den Kaiser gebraucht hat. Von Kapp und seinen Zielen weiß er nichts zu sagen. Hingegen zeigt er uns eine Wilhelmshavener Zeitung, in der geschrieben steht, die *Eiserne Flottille* sei ausgelaufen, um den Kaiser aus Holland zurückzuholen. Da wir an der Pier liegen, lachen wir alle. Einige erkundigen sich, ob es unter Kapp auch Heuer geben würde. Leutnant M. weiß darüber nichts zu sagen.

Hier war die Möglichkeit, die Wilhelmshavener Garnison auf die Seite des Kapp-Putsches zu bringen. Bei der politischen Gesinnungslosigkeit des überwiegenden Teils der Mannschaft hätte die Ankündigung einer höheren Bezahlung genügt, sie zu gewinnen. Wäre der Putsch nur im geringsten vorbereitet gewesen, so hätte man unbedingt von diesem Mittel Gebrauch machen müssen.

Leutnant M. will leutselig sein, was seiner Natur nicht im geringsten entspricht. Er läßt sich in eine politische Diskussion mit der Besatzung ein und wird dabei von einigen, durch die Schule der Sozialdemokratie gegangenen Heizern glatt geschlagen. Immer offener verhöhnt und verspottet, muß er schließlich abziehen, ja, es kommt fast zu Tötlichkeiten. Am anderen Morgen wird der Dienst auf allen Schiffen ungewöhnlich träge versehen. Es ist deutlich "dicke Luft". Die Offiziere stecken die Köpfe zusammen, unternehmen aber keine neue Aktion. Von jedem Wort, das in der Offiziersmesse gesprochen wird, ist die Mannschaft durch die Flunkis, die Offiziersburschen, sofort unterrichtet. Ein unablässiges Geraune geht durch das Schiff und von Schiff zu Schiff. Gegen Mittag wird bekannt, die Ebert-Regierung sei in Stuttgart. Woher kommt diese Nachricht? Der Besatzung der Funkstation ist es gelungen, mit der Regierung in Verbindung zu treten. Anscheinend empfängt sie von dort her auch Anweisungen. Denn den ganzen Nachmittag hindurch werden an Bord und an Land von der Mannschaft Versammlungen abgehalten. Die einzelnen Truppenteile der Garnison verständigen sich untereinander. Anscheinend wird der Plan zum gemeinsamen Vorgehen schon in diesen Stunden festgelegt. Werftarbeiter kommen an Bord, fordern zum Streik und zur Festnahme der Offiziere auf. Inzwischen kommen Meldungen – falsche, wie sich hinterher herausstellte –, die Kieler Garnison habe sich Kapp angeschlossen. Die *Brigade Löwenfeld* sei in Marsch gesetzt, um die widerspenstige Wilhelmshavener Garnison zu entwaffnen. Der Stationschef hat an diesem Nachmittag in der Turnhalle noch einmal geredet. Es heißt, die wichtigsten strategischen Punkte der Stadt seien mit Maschinengewehren besetzt, die Offiziere bemannen.

In dieser Nacht schrecke ich aus unruhigem Schlaf in meiner Hängematte auf. Das Logis ist angefüllt mit Menschen, die sich an irgend etwas zu schaffen machen. Sie flüstern dabei mit unterdrückt gezischelten Worten. Der Lichtkegel einer Taschenlampe fällt auf das Mannloch, in dem eine Leiter zum Heizerlogis hinunterführt. Ich höre klirren und erkenne: da werden Waffen aus dem Gang hereingeschafft und die Leiter hinuntergereicht. Karabiner um Karabiner, Maschinengewehre in zerlegtem Zustand, Handgranaten, Munitionsgurte und Kästen. Ich sehe, wie jeder Mann bei uns einen Karabiner unter der Kojе verstaut und Pistolen zu sich steckt.

Ein unheimliches Bild; ich überlege, was ich machen soll. Das beste ist, ich tue, als ob ich fest schliefe; morgen kann ich vielleicht den Offizieren einen Wink geben.

Wie ich kurz nach dem Antreten zum Dienst die Offiziere auf einem Haufen achtern stehen sehe, merke ich, daß eine solche Warnung nicht mehr nötig ist. Sie tragen Pistolen im Koppel, eine ganz ungewöhnliche Maßnahme, und ihre Gesichter sagen genug. Gerüchte flüstern, daß es um die Mittagszeit "losgehen" soll. Was soll "losgehen"? Ich kann es nur ahnen.

Gearbeitet wird so gut wie nichts an diesem Vormittag.

Um 11 Uhr ist "Antreten zur Musterung". Mit ungewöhnlichem Eifer drängen sich die Mannschaften kurz vor 11 in die Logis, um sich zur Musterung klarzumachen. Voll böser Ahnung sehe ich, wie sich jeder ein Koppel umschnallt und einen Karabiner über die Schulter hängt. Die Gewehre werden scharf geladen: überall rasseln die Schlösser. Obermaat G., ein seemännischer Unteroffizier, sonst immer gut Freund mit mir, tritt mit harten Augen vor mich hin und sagt: "Los du machst mit, nimm die Knarre da." Im Trab, die eisenbeschlagenen Exerzierstiefel dröhnend auf dem Eisendeck, eilt die Mannschaft nach achtern. Antreten, genau wie sonst. Wie immer bin ich Flügelmann im zweiten Glied.

Mit einem schnellen Blick hinter mich sehe ich, daß die Besatzung des Nahbarboots genau so unter Gewehr angetreten ist wie wir.

Hallend schlagen die Schiffsglocken sechs Glas von Schiff zu Schiff. Obermaat S. tritt zu den Offizieren, die mit den Rücken zur Mannschaft im Kreis beieinanderstehen, er meldet in strammer Haltung genau wie sonst, aber mit heiserer Stimme überschnappend: "Matrosendivision angetreten." Der Leutnant und der Oberleutnant wenden sich um. Ich sehe Leutnant M. mit einem schnellen Blick die Reihe der finsternen Gesichter überfliegen. Mit ein par raschen Schritten tritt er mitten vor uns

hin, wird plötzlich im ganzen Gesicht purpurrot und kommandiert mit schneidender Stimme: "Ganze Abteilung kehrt! – Wegtreten!"

Die Doppelreihe der Matrosen steht und rührt sich nicht. Einige wanken, als wollten sie den Ansatz zur Kehrtwendung machen, aber sie bleiben stehen: Glatte Gehorsamsverweigerung.

Und ich, der ich in dieser einen Sekunde mehr sehe, als ich in so einem winzigen Zeitraum je gesehen habe – ich bin der einzige, der dem Befehl gehorcht. Ich höre noch das scharfe Aneinanderschlagen meiner Hacken bei der Kehrtwendung und den Widerhall meiner benagelten Stiefel auf dem Eisendeck. Fast hätte ich die ganze Kolonne mitgerissen. Im Augwinkel sehe ich einige wanken. – Fast, aber eben doch nicht ganz. Noch finsterner werden in diesem Augenblick die Gesichter, und nun geht es los! Das nächste ist, daß ich an der Kombüse vorbeikomme, daß Koch und Bäcker mit hochgekremelten Ärmeln und verzerrten Gesichtern auf mich losspringen, mir die Knarre von der Schulter reißen, mir einige furchtbare Hiebe versetzen. Taumelnd fliege ich gegen die Bordwand. Wie ich mich erhebe, aus Stirn und Nase blutend, sehe ich Kapitän Lahs, unsern Flottillenchef, im Sturmschritt über die Laufplanke dem Tor der Gazellebrücke zulaufen. Eine Meute von Matrosen rennt hinter ihm her, die Posten am Tor verstellen ihm den Weg: er ist gefangen! Er reißt die Pistole aus dem Koppel, wirft sie ins Wasser, ruft schreiend: "Ich bin kein Offizier mehr!" Dann verschwindet er meinem Blick, umringt von einer dichten Schar Matrosen, die Drohungen und Verwünschungen brüllen.⁸⁹ Gleichzeitig sehe ich bei uns und auf anderen Schiffen mehrere Offizire umringt von Matrosen, an den Armen festgehalten; sie werden abgeführt. Fern von den Minensuchbooten kommt wildes Johlen. Ununterbrochen heulen Sirenen der großen Schiffe. An Land hört man die Trillerpfeifen der Bootsmannmaate, sie kommen von Lastautos, die mit rasselnden Kertten auf die Pier fahren. Die Offizier werden in Scharen in die Wagen halb gehoben, halb gestoßen. Schwärme von schwerbewaffneten Matrosen hängen sich außen an die Wagenkästen an und erklettern die Dächer der Führerhäuschen. Mit schrillenden Trillerpfeifen und unter dem Gebrüll der Sirenen fahren die Autos ab.

Wie 1918 im November! Genau wie damals. Zum zweitenmal ist meine Welt mir untergegangen, die alte Welt, von der ich geglaubt habe, sie könne noch einmal auferstehen.

⁸⁹ Rudolf lahs wurde 1929 als konteradmiral berentet. 1929 bis 1952 war er prääsident des *Reichsverbandes der Deutschen Luftfahrt-Industrie (RDLI)*. Anlässlich der gründung des nachfolgeverbandes, des BDLI, lehnte lahs aus altersgründen den ihm angetragenen posten des prääsidenten ab. (*Wikipedia*)

Die Meuterei⁹⁰ hat glänzend geklappt, weit besser als der Kapp-Putsch: Um 11 Uhr erdröhnten zum erstenmal die Sirenen, um 11 Uhr 10 sind sämtliche Offiziere der Wilhelmshavener Garnison gefangen nach der Tausend-Mann-Kaserne⁹¹ abgeführt.

Was mich vor der Wut der Besatzung rettet, ist wahrscheinlich ein Zwischenfall: von Land her ertönt plötzlich ein wildes Geschrei. Ein paar Matrosen rennen in höchster Fahrt, stolpernd und fallend, der Gazellebrücke zu: "Sie kommen!" Ein Gerücht ist entstanden, eine Offizierskompanie marschiere auf die Schiffe los. Ich sehe Obermaat S., einen stillen, besonnenen Menschen, mit einem Sprung hinter das nächste 15-Zentimeter-Geschütz springen, die Mündung gegen die Straße richten und niederkurbeln. Matrosen werfen sich, Karabiner im Anschlag, hinter die Verschanzung. In fieberhafter Hast werden auch die anderen Geschütze schußbereit gemacht. Niemand kümmert sich um mich. Einen Augenblick überlege ich, ob ich ins Wasser springen und versuchen soll, schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen. Aber drüben, auf den anderen Schiffen, sieht es genau so aus wie bei uns. Wenn die mich schwimmen sehen, dann knallen sie mich einfach ab.

Eine Viertelstunde verstreicht in atemloser Spannung. Mit wilden Gesichtern liegen die Leute im Anschlag, mit Granaten im Arm stehen sie neben den Geschützen – und es ereignet sich nichts! Und in dieser fruchtlosen Spannung zerplatzt die erste wilde Wut. Als man sich langsam und enttäuscht⁹² erhebt, als das große Palaver über das Ereignis anfängt, da hat man mich zwar nicht ganz vergessen, ich erlebe wilde Drohungen, geballte Fäuste werden vor meinem Gesicht geschüttelt, aber es gibt keine Tötlichkeiten mehr.

Im Gegenteil: Bei dem vollständigen und schnellen Sieg, den die Meuterer errungen haben, zeigt sich sogar eine gewisse Großmut und Anerkennung. Es gibt Stimmen im Logis, die meinen, ich als Offiziersanwärter hätte von meinem Standpunkt aus das Richtige getan. Da man aber nun einmal vergessen hat, mich festzunehmen, und da ich dem Mannschaftsstand angehöre, bleibe ich auf freiem Fuß.

⁹⁰ Die aktiven mannschaften standen auf seite der gewählten reichsregierung als oberstem dienstvorgesetzten der streitkräfte. "Meuterer" waren die putschisten. Obwohl der *Kapp-Putsch* erfolglos blieb, sind die frontverläufe und zeitweiligen koalitionen einzelner kräfte außerordentlich verworren und teilweise befremdlich. So wurde die *Brigade Ehrhardt* nach der niederschlagung des putsches von der reichsregierung eingesetzt, um gegen weiter streikende arbeiter einzuschreiten. Ob die brigadisten zu diesem zeitpunkt wohl noch weiße hakenkreuze an den stahlhelmen trugen, wie während des putsches? (Siehe fußnote in der folge sowie auch <http://de.wikipedia.org/wiki/Kapp-Putsch>)

⁹¹ Die 1888 erbaute Tausend-Mann-Kaserne bildete bereits den hauptschauplatz des wilhelmshavener *Spartakus*-aufstands vom januar 1919. Nach 1945 wurde sie für wohnzwecke genutzt, zuletzt als obdachlosenheim. In den 70er jahren wurde sie für spreng- und schießübungen genutzt und 1978 abgerissen.

⁹² vielleicht auch erleichtert?

Aber meine Lage ist nicht angenehm. Gerüchte gehen um, die Offiziere sollen allesamt auf einen Prahm geladen werden, den Prahm will man hinausschleppen auf Schilligreede, und jedes Schiff soll vorbeifahren und einen Schuß auf ihn abfeuern, bis zum Untergang. Das ist wilde Phantasie, aber einigen ist es ernst genug damit, und oft wird mir gedroht, ich soll mit zur Besetzung dieses Prahms gehören.

Am Nachmittag des 16. März kommt ein Vertreter der oldenburgischen Regierung, redet in der Turnhalle zu den Mannschaften, meldet den Dank der Ebert-Regierung.⁹³

⁹³ Am Sonntag, 14. März war in Berlin der Generalstreik gegen den Putsch ausgerufen worden. Am 15. (also Montag) bereitete er sich über ganz Deutschland aus und wurde zum umfassendsten Generalstreik der deutschen Geschichte. Zur politischen Haltung der deutschen Seeoffiziere während des Kapp-Putsches schrieb der Journalist Gerhard E. Gründler (im STERN 12/1970): "Admiral von Trotha aber, Held der Skagerrak-Schlacht, trat sofort - wie viele Truppenkommandeure im ganzen Reich - auf die Seite der Verschwörer. Er telegraphierte seinen Stationen in Kiel und Wilhelmshaven: 'Ich habe mich mit der Marine der neuen Regierung zur Verfügung gestellt und erwarte, daß die Marine wie bisher geschlossen meinen Befehlen folgt.' Der Kapp-Kurs seiner Admirale, die in den Kriegshäfen auf ihre Weise für Ruhe und Ordnung sorgen wollten, führte in Kiel zu blutigen Straßenkämpfen und in Wilhelmshaven zum Aufstand gegen das Offizierskorps.

Den Anfang machte ein Feldwebel. Am Morgen des 13. März - Marinechef Trotha hatte noch nicht telegraphiert - mußte das Küstenwehregiment in Wilhelmshaven antreten. Alarmbereitschaft. Die Kompanieführer sprachen über den Einmarsch in Berlin. Feldwebel Riecke trat vor die Front und fragte: 'Steht das Regiment jetzt zur Regierung oder gehört es zu den Aufständischen? Seid ihr euch klar, daß ihr zu einer verbrecherischen Handlung mißbraucht werden sollt?' Die Antwort war eindeutig: Der Regimentskommandeur ließ den Feldwebel verhaften.

Wenige Stunden später beantwortete der Chef der Marinestation Nordsee, Vizeadmiral Michelsen, das Putsch-Telegramm der Marine-Leitung: 'Voll Vertrauen auf die Führerschaft Ew. Exzellenz werden wie bisher Offiziere, Beamte, Deckoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Nordseestation den Befehlen Ew. Exzellenz folgen in dem festen Bewußtsein, daß nach wie vor das Wohl unseres geliebten Vaterlandes Ew. Exzellenz einziges Ziel ist.' Die Bevölkerung wurde in Plakaten darauf hingewiesen, daß im herrschenden Ausnahmezustand der Stationschef als 'Gouverneur' die oberste Regierungsgewalt besitzt. Den Mannschaften wurde bekanntgegeben: 'Unsere Aufgabe ist es, hier lediglich dafür zu sorgen, daß die Ruhe und Ordnung aufrechterhalten bleibt.' Und am Abend teilte Stationschef Michelsen dem Oldenburgischen Ministerpräsidenten Tantzzen am Telefon mit, daß 'die ganze Sache sehr gut und sehr lange vorbereitet sei und sicher gelingt' und 'daß in Wilhelmshaven alles für die neue Regierung sei'.

Das war Zwecklüge, genauso wie die Erfolgsmeldungen des Propagandastabes der Kapp-Regierung in Berlin. In Wirklichkeit stand die Oldenburgische Staatsregierung zur legalen Reichsregierung, protestierten die Parteien gegen den Kapp-Kurs der Marine, und die Bevölkerung an der Nordsee wollte mit dem Staatsstreich nichts zu tun haben. Admiral Michelsen bestellte am nächsten Tag die Vertreter der Parteien auf die Marinestation. Verbot Maueranschläge und Flugblätter, ließ dafür selber welche gegen die 'alte Regierung' verteilen und schickte bewaffnete Patrouillen in die Stadt. Wie der Admiral Ordnung schaffen wollte, lasen die erschreckten Wilhelmshavener am Sonntagabend (14. März) in einer Bekanntmachung: 'Ich warne ausdrücklich vor jeder Ruhestörung . . . Ich erwarte, daß es mir erspart bleibt, Widerstand mit Waffengewalt zu brechen, wie es in Kiel bereits geschehen ist.'

Die Drohung löste die Gegenbewegung aus. Am Montag wurden überall in der Stadt Plakate angeschlagen, in denen Deckoffizierbund und Soldatenverbände das Ergebnisstelegramm des Stationschefs als 'Lügenmeldung' bezeichneten: 'Dieses Telegramm ist ohne Wissen der Deckoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften abgegeben worden. Die besagten Dienstgrade stehen treu hinter der verfassungsmäßigen Regierung.' (Deckoffiziere waren langdienende Marinendienstgrade mit besonderer Fachausbildung und einer gehobenen Stellung zwischen Unteroffizier und Offizier.)

Am Dienstagmorgen zogen bewaffnete Matrosengruppen unter dem Kommando ihrer Deckoffiziere durch die Stadt, verhafteten auf der Marinestation, an Bord der Schiffe und in den Kasernen alle Seeoffiziere, entwaffneten sie und sperrten sie in die Tausendmann-Kaserne. Vizeadmiral Michelsen legte sein Amt nieder. Der Führer der Wilhelmshavener Deckoffiziere, Torpedoobermaschinist Arthur Grunewald, wurde - im Auftrag der Oldenburgischen Regierung - zum Chef der Nordseestation ernannt.

Damit war - einen Tag, bevor die Putsch-Regierung in Berlin aufgeben mußte [17.3.] - der Staatsstreich in Wilhelmshaven unblutig abgeschlagen. In keinem Betrieb wurde gestreikt, auf der Nordseestation ging unter der schwarzrotgoldenen Fahne der Republik der Dienstbetrieb ohne Seeoffiziere weiter.

Arthur Grunewald war kein 'roter Stationschef', der jetzt die Revolution vom November fortsetzen wollte. Der Berufssoldat, gelernter Kupferschmied und Schlosser, damals schon Ende vierzig, Familienvater, Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei, war ein besonnener, liberaler Mann. Er und seine Deckoffizierskameraden ersparten Wilhelmshaven die Blutopfer, die Kiel erleiden mußte." (Gerhard E. Gründler,

Mit den Offizieren wird, mehr aus Unsicherheit als aus Milde, verhältnismäßig sanft verfahren. Sie bleiben einige Zeit gefangen und werden dann in ihre Wohnungen entlassen. Während der Zeit ihrer Gefangenschaft spiele ich eine Art Boten- und Vermittlerrolle. Der Deckoffizier, der das Kommando von *S 63* übernommen hat, beauftragt mich, das nötigste Gepäck unserer Offiziere nach der Tausend-Mann-Kaserne zu bringen. Als ich mit den Koffern dort ankomme, werde ich mit großem Hallo begrüßt von einer wider alles Erwarten recht vergnügten Offiziersgesellschaft. Ich bekomme eine Unmenge von Aufträgen und Botschaften und laufe tagelang in Wilhelmshaven umher zu den Privatwohnungen der Offiziere, tröste verängstigte Frauen und Mütter, bringe Briefe, Zahnbürsten und Nachthemden in die Tausend-Mann-Kaserne zurück.

In Wilhelmshaven aber herrscht Generalstreik. Warum eigentlich, weiß niemand; es streikt die Werft, es streikt das Elektrizitätswerk, und es streiken zum Überfluß auch noch die Ärzte und die Marinebeamten als Protest gegen die Gefangennahme der Offiziere.⁹⁴

Der Streik der Ärzte hat für mich persönlich sehr unangenehme Folgen, denn ich bin krank: Meine rechte Hand schwillt an wie ein Kürbis und macht mir die heftigsten Schmerzen. Es ist eine Zellgewebeentzündung,⁹⁵ eine bei jungen Seeleuten ziemlich gewöhnliche Krankheit. Als ich es nicht mehr aushalten kann, gehe ich endlich aufs Revier an Bord des Stationsschiffs, der *Alice Roosevelt*. Meine Befürchtungen sind berechtigt. Es herrschen an Bord wie auch im Revier die tollsten Zustände. Die Sanitätsmaate, die die Funktion der Ärzte übernommen haben, benutzen ihre neue Machtvollkommenheit dazu, um zunächst für jedes Schiff ein Tagesquantum von fünfzig Liter Schnaps "zur Bekämpfung der Grippe-Epidemie" beim Proviantamt anzufordern, die auch prompt geliefert werden.

Auf dem Revier ist keiner nüchtern: alles taumelt in der Kajüte wie bei hohem Seegang. Ein Sanitätsmaat greift mit rauher Hand nach meinem Arm, preßt an der Hand herum, daß ich vor Schmerz fast umsinke, schimpft mich "schlappes Schwein" und läßt mich von zwei Mann festhalten.

Die Hand wird zwischen der Kabinendecke und einem T-Träger festgeklemmt. Ich beiße die Zähne zusammen. Der Kerl kommt mit einer Schere, streicht mit dem Daumen über die Schneide, schüttelt den Kopf und macht sich ans Werk. Vom

<http://archive.today/ciLZP#selection-863.39-865.9>) – In hausers originalausgabe steht an dieser stelle statt 16. märz der 15., sicherlich druckfehler oder irrtum des autors. (Inwieweit arthur grunewald verwandt war mit einem gleichnamigen späteren bürgermeister wilhelmshavens, ist unklar.)

⁹⁴ Der generalstreik (im ganzen deutschland) richtete sich gegen die putschisten. Über einen streik mit der entgegengesetzten zielsetzung konnte ich im netz nichts finden.

⁹⁵ heute: bindegewebsentzündung

Handgelenk zum Zeigefinger schneidet er mir ohne die geringste Betäubung die ganze Hand quer durch, daß die Scherenspitzen an einigen Stellen am Handrücken heraustreten. Dabei schimpft er ununterbrochen über die Stumpfheit der Schere. Mit Recht: sie ist tatsächlich ganz besonders stumpf.

Als man mir die Hand aus der Klemme löst, falle ich wie ein Sack zusammen. In der beginnenden Ohnmacht höre ich nur wieder "schlapper Hund". Dann verliere ich die Besinnung.

Wie ich erwache, meine ich in einem Faß zu stecken, das über Stock und Stein einen Berghang hinunterkollert. Es ist aber das Matrosenlogis; wir fahren, und draußen ist Sturm. In spiraligen Windungen, ähnlich wie ein Haifisch sich durchs Wasser schraubt, kämpft sich das Boot durch schweren Seegang. Mein Körper wird in der Koje hin und her gerissen, kann aber der Fliehkraft nicht folgen, denn der Arm ist über meinem Kopf festgebunden. Ich leide Qualen. Mit höllischem Lärm rollt und kollert Blechgeschirr, mit Seewasser vermischt, von einer Ecke in die andere. Dicht an meinem Ohr schlägt bei jedem Überholen des Schiffs der Anker donnernd an die Bordwand an.

Von den Kameraden, von denen von Zeit zu Zeit einer in triefendem Ölzeug ins Logis getaumelt kommt, erfahre ich, daß wir ganz plötzlich haben auslaufen müssen, um einen amerikanschen Dampfer zu retten, der beim Rot-Sand-Leuchtturm⁹⁶ aufgelaufen und in der Mitte entzweigeborsten ist.

Ob unser Boot tatsächlich irgend etwas gerettet hat, vermag ich nicht zu sagen. An der Stelle des Unglücks liegen bereits einige große Seeschlepper zur Hilfeleistung bereit. Gerettete bekommen wir nicht an Bord, nur Postsäcke.

Nach einigen Tagen halbwegs wiederhergestellt, erreicht mich eine Botschaft unseres Kommandanten *Whisky*, der inzwischen, vom Urlaub zurückgekehrt, in seiner Wohnung den weiteren Verlauf der Dinge abwartet.

Wäre unser Kommandant an Bord gewesen, so hätte es auf *S 63* nie zu Meuterei kommen können. Hätte jedes Boot der Flottille einen solchen Kommandanten gehabt, so wäre die ganze *Eiserne Flottille* unversehrt geblieben. Ich suche den Kapitänleutnant in seiner Wohnung auf. Er fragt mich über alles aus, was gewesen

⁹⁶ "Roter Sand ist der Name eines Leuchtturms in der Nordsee, im Bereich der Außenweser. Das im Jahr 1885 fertiggestellte Bauwerk ist heute nicht mehr als Leuchtfeuer in Betrieb, dient jedoch weiterhin als Tagessichtzeichen. Der Leuchtturm Roter Sand war das erste von Menschen auf dem Meeresgrund errichtete Bauwerk überhaupt und wurde daher schnell zu einem Symbol des technischen Fortschritts. (...) Der Leuchtturm Roter Sand diente mit seiner rot-weißen Markierung als Vorbild für die Farbgebung späterer Leuchttürme. Er ist sehr populär und gilt bei einem Großteil der Bevölkerung als der klassische Leuchtturm schlechthin." (*Wikipedia*)

ist, dann frage ich ihn, was er in den kritischen Tagen wohl getan haben würde. Er sagt, er wäre mit seinem Boot einfach in See gegangen.

Es ist das erstmal, daß ich mich mit einem Vorgesetzten kameradschaftlich aussprechen kann, das erstmal, daß die schwersten und tiefsten Fragen unseres Volkes dabei berührt werden. Ich schildere den Verlauf der Ereignisse. Darauf fragt er mich, was ich eigentlich von dem deutschen Volk überhaupt halte.

Einen Augenblick überlege ich die Antwort und sage dann: "Es ist ein wunderbares Volk, aber es braucht eine harte und starke Hand, die es führt." Der Kommandant springt auf und schüttelt mir die Hand: "Das ist die Antwort, die ich von Ihnen haben wollte."

Mir ist, als sei das gestern gewesen.

VERLORENER SOHN

Zu Anfang Mai 1920 kam ich nach Berlin, der Stadt, in der ich geboren bin, und die mich doch nie heimatlich umfassen hat.

Bis zum letzten Augenblick hatte ich bei der *Eisernen Flottille* meinen Dienst gemacht. Als der Abschiedsmorgen dämmerte, stand ich, die Knarre im Arm, die Hände in den Taschen vergraben, als Posten vor dem Arsenal. Die Pflastersteine begannen sich aus dem Grau zu heben, das junge Laub bekam den grünen Schimmer des Frühlings, über den rostigen Friedhof der Schiffsrümpfe mit den Kreuzen der Maste stieg die Sonne, die Möwen taumelten kreischend über dem bleiernen, ruß- und treibholzgetupften Hafenwasser, von den Kasernen klang der Weckruf der Trompeten.

Dies alles nahm ich wahr, erstaunt, als hätte ich es nie erlebt, schon als Erinnerung. Ich blinzelte in die rote Sonnenglut, fing ihre ersten Wärmestrahlen auf mit allen Poren und sehnte mich hinaus aus dem kargen, düsteren, verfallenden Kriegshafen, fort von den Schiffen, die kein weites Meer befuhren, nach einer schöneren, lichterem Welt.

Im Zug schlief ich nach der durchwachten Nacht fast augenblicklich ein. Ein paarmal, wenn die Bremsen kreischten, fuhr ich hoch aus schweren, quälenden Träumen. Einmal meinte ich den schrecklichen Donner eines explodierenden Munitionslagers zu hören, ja, ich spürte, wie ich aufflog und zerriß – aber das war nur das Rattern und Rütteln des Zuges gewesen. Bald stand die furchtbare rote Fackel des Manns ohne Gesicht vor mir, bald wurde ich verfolgt und kroch mit pfeifenden Lungen durch triefnasses, peitschendes Korn und durch Gestrüpp, Feinde hinter mir. Als ich emporschrak, schaute der Name HANNOVER ins Fenster des Abteils hinein. Und so verfolgten mich die Visionen von zuviel und zu schwerem Erleben bis Berlin.

Am Bahnhof Friedrichstraße stieg ich aus, es war Nacht. Mit meinem Koffer in der Hand stand ich im Gedränge der Friedrichstraße. – Wohin sollte ich mich wenden, was wollte ich eigentlich hier? Mir war zumute wie einem herrenlosen Hund; nichts auf der Welt ist so verlassen wie ein entlassener Soldat.

Ich erkannte die Stadt kaum wieder. Zum erstenmal sah ich das Nachkriegs- und Inflations-Berlin. Wie ein Markt aller Waren und aller Laster waren die tiefen Straßenschluchten um den Bahnhof, von spärlichen Laternen, die wie Schlangen zischten, in grünliches Licht getaucht. Zernagt, wie von Krankheit zerfressen sahen die

Häuser aus, kalkbröckelnd, fratzenhaft, die Fensteraugen mit Plakaten wie mit Pflastern zugeklebt. Wie wenn man einen großen Stein umkehrt und mit jähem Staunen, mit Ekel in das Gewimmel der Tausendfüßler, des bleiche Gewürms, der gepanzerten Schaben blickt, so stand ich mit Schauern auf dem Grund dieser Höhlen. Unterirdisch kamen sie mir vor, und unterirdisch waren sie auch. Ich schaute in die Gesichter der Händler, die ganz verzerrt, zurückgeneigt wie in Trance, unablässig riefen: "Van Eta, die echte Van-Eta-Schokolade!"⁹⁷ Stapel von silbrigen Tafeln trugen sie auf der Brust, bis hinauf zum Kinn. Andere, Hals und Arme mit kunstseidenen Schals oder mit Strümpfen ganz behängt, wie Meermänner mit Tang, schienen ihre Ware wie Netze in das Gewühl der Straßen hineinzuhängen, und siehe da: die Netze verfangen, hielten Menschenfinger fest mit den losen Enden des Schals, mit der weichen Glätte der Seide. Stimmen flüsterten heiser und heiß an meinem Ohr: "Zeug verscheuern? Höchstpreise!" – "Zigarretten, Amerikaner, ohne Zoll!" – "Was wollen Sie kaufen: Kaffee, Kakao, Reis? Wir beschaffen alles!" Hände mit breiten schwarzen Nägeln blättern virtuos aus fülligen Taschen Stöße obszöner Bilder auf. Wie Wellen streiften grell gekleidete, grell bemalte Frauen vorbei, langsam sich wiegend, schaukelnd, mit sehr glänzenden, ruhelos schweifenden Augen, mit blutigen Lippen und blutigen Nägeln, die wie Krallen aussahen. Ihre hohen Stöckelschuhe raschelten durch das Papier der Aufrufe, der Extrablätter, die den Asphalt deckten, wie durch Herbstlaub im Wald. Kaufleute der Läden huschten im Zickzack, eilig wie Ratten von Gullyloch zu Gullyloch, von einer Ladentür zur andern, huschten über die Straße, blindeifrig und doch in höchster Angst vor Überfahrenwerden, huschten zurück, bleichgesichtig, ölig mit schwarzem Haar, mit allen Fingern zuckend, gepreßt in zu knappe Anzüge, die die fetten Hüften und die kurzen, zappelnden Beine zeigten. Sie waren die Raubfische in diesem wimmelnden Gewässer, in dem die Masse der entlassenen Soldaten träge auf und nieder trieb, und die Masse des armen Volks, das da meinte, es hätte eine Freiheit gewonnen. Wie Leichen auf dem Grund von schlierenden, trüben Wässern aufrecht treibend, die Zähne in den Totenschädeln grinsend gebleckt, so sahen die Menschen aus in ihren Rauchwirbeln, die elektrische Fächer aus Lokalen pusteten, in dem lockenden, rötlichen Licht der Eingänge, in dem kalten Glanz der Spiegelscheiben.

Es war schauerlich, wie Albtraum von Ottergezucht, von kalten, schleimigen, glitzernd feuchten Leibern, die sich um unsere Knöchel winden und höher und höher kriechen bis zum Hals mit starren, hypnotischen Augen voll Grausamkeit und Gier. Nur einmal empfand ich es so: als ich zum erstenmal der Inflation ins Gesicht blickte.

⁹⁷ Wan Eta Boston war eine bekannte US-amerikanische Süßwarenfirma, deren *Wan Eta Milk Chocolate* 1917 wegen Verfälschung von Inhaltsstoffen gerichtlich beanstandet wurde: (<http://archive.nlm.nih.gov/fdanj/bitstream/123456789/43962/4/FDNJ05708.pdf>)

Was nicht der Krieg verloren? – Ja, er war verloren. War nicht die Ehre verloren? – Ja, sie war verloren. Gab es für uns eine Zukunft? – Keine, so weit wir sehen konnten.

Also: wofür sollten wir uns aufsparen, das Dasein hatte doch keinen Wert und keinen Sinn. Also fort damit, es wegwerfen, wegschleudern, es verschwenden, so total, so radikal wie möglich!

So dachten Tausende; die jungen Offiziere der alten Armee nicht zuletzt. Und wir lebten danach: sich berauschen, die Gehirnzone ausschalten, auf irgendeine Art sich aufschwingen zu geballtem Dasein, darauf kam es an und sonst auf nichts.

Am Ufer des Kanals unter den Kastanien geht der alte General. Der verlorene Krieg hat ihn mit dem Tod gezeichnet, in tiefen blauen Höhlen liegen seine Augen, sie starren blicklos geradeaus ins Leere. Gleichmäßig, mit knarrenden Schuhen marschiert er wie ein Automat; mit schlafwandlerischer Sicherheit überquert er Fahrdämme. Menschen und Fahrzeuge scheinen wie Schatten vor hm auszuweichen. Ein langer, schwarzer Umhang hüllt die große Gestalt bis zu den Füßen ein.⁹⁸

Ich wage nicht, ihn anzureden. Ich spüre seine Überlegenheit an innerer Größe und Haltung, das Ewiggültige, das Unzerstörbare der Welt, die er vertritt, aus der ich selbst mich ausgestoßen habe. Ich möchte ihm sagen: *'Weißt du noch, General, wie ich als Kind an deiner Hand gegangen bin durch winterliche Straßen. Weißt du noch, wie in dem kleinen Fensterchen des Spielzeugladens die Kerzen gebannt haben und die Eiskrusten schmolzen, und wir blickten wie durch ein geheimes Guckloch auf die Parade der Zinnsoldaten drinnen? – Weißt du noch, wie wir zusammen durch das Brandenburger Tor gegangen sind; deine Achselstücke blitzten, der Säbel klirrte, und die Wache präsentierte das Gewehr? – Weißt du das noch?'* –

Einmal sehe ich noch das Gesicht des Vaters. Er hat mich rufen lassen, um mir zu sagen, daß das Gut verkauft sei. Zum erstenmal sehe ich dies so vertraute und doch so ehrfurchtsvoll gescheute Gesicht im Ausdruck fassungslosen, hilflosen Erstaunens. Die graue Landschaft seiner Furchen und Narben erscheint kahl und kalt, als seien alle Blutströme der Hoffnung versickert, die blauen Seen der Augen darin erscheinen matt, wie vom peitschenden Anprall einer Regebö getroffen.

In seinen guten Händen, die soviel Krankheit heilten, hält er das Verkaufsdokument, gesiegelt und gestempelt; es stecken zwanzig Jahre seiner Arbeit darin. – Ist es noch das Papier wert, auf dem die lange Zahlenkolonne des Kaufpreises geschrieben steht? Mit einemmal erkenne ich, als sei ich plötzlich sehend geworden, wie verwittert die

⁹⁸ Ein großvater, eingeführt zu Beginn des Buches, bei Kriegsausbruch.

Haut dieser Hände ist, wie dick die Adern hervortreten, wie gezackt; wie gelb die Knöchel hervortreten. – Leise klappern die hart gestärkten Manschetten und die losen Metallknöpfe darin um die Gelenke, er stemmt die Ellenbogen auf, daß sie nicht zittern sollen: es ist umsonst gewesen. Mühe und Arbeit, der Boden unter seinen Füßen ist ihm zerronnen in ein Bündel schmutzig-bunter Scheine, wertlos wie ein Kartenspiel.

Mein Vater warf mich hinaus, als ich siebzehn Jahre war. Ich glaube nicht, daß es nur darum geschah, weil ich auf die schiefe Ebene geriet. Es steckte mehr dahinter: die Weltanschauung eines alten Jägers, der in der Natur beobachtet hatte, wie die Alten die Jungen aus dem Nest warfen, ohne daß ihnen das etwas schadete ("Selbst der Fuchs, das kluge Tier", pflegte er zu sagen). Dann aber auch war das Rausschmeißen eine Art Tradition des Hauses: ihm selbst war es nicht anders gegangen. Warum sollte ich es besser haben?

Der Anlaß? – Oh, daran hat es nicht gefehlt. Ob es nun war, weil ich, statt zu studieren, an der dänischen Küste Schmuggelhandel trieb, oder weil ich im weiland königlichen Forst am hellen Tag wilderte, was liegt daran? Es war die Wildheit unserer Herzen, die uns auseinandertreibt, jeden in seine vorbestimmte einsame Bahn. Wir waren beide von der gleichen steinernen Härte und Unerbittlichkeit, so gab es Funken, jedesmal, wenn wir aufeinanderstießen.

Und einmal sehe ich erwachend das Gesicht einer Frau über mir, es neigt sich, und mit einer Milde, mit der nur eine Frau die Wildnis unsres Herzens quälend durchdringen kann, berühren ihre Lippen bebend meine Stirn, auf der Schmach brennt. – Da war ein armer Silberreif, da war ein dünner Ring mit rotem Stein, da war ein goldnes Kreuzzeichen, eine Taube aus blauem Email schnielte sich daran; hohl war es und wog nicht viel ... Das sagte auch der Mann hinter der Waage auf dem Ladentisch, als er verächtlich die kleinen, zarten Dinge auf die Schale warf, die so schnell sich hob gegen das wnzige Metallgewicht. Für ihn war es Metall, zum geringsten Tageskurs gekauft, für sie war es Jugend, Liebe und Erinnerung an Glück.

Ja, sie tat wohl daran, die Welle trunkenen Vergessens, dies Bild hinwegzuschwemmen.

Zwei Jahre lang war ich in der Inflation versackt. Daß ich nicht gänzlich vor die Hunde ging, ist eigentlich sonderbar. Zuweilen hat es Spaß gemacht, von seinem Witz zu leben. Dann wieder ist man am Morgen aufgewacht mit leeren Taschen und einem grünen Apfel als einzigem Proviant. Oft hat man im Dreß vor der Bar gesessen, und oft auch in der weißen Jacke hinter der Bar gestanden. Der hohe Seegang dieser Lebensjagd, das Auf und Ab der Wogen, die Wut des alle Schranken Niederreißen, die Hemmungslosigkeit des Rausches, das alles hat gereizt.

Weil damals jeder anständige Mensch ein Dummer gewesen ist, so wollte man kein Dummer sein. Weil damals ehrliche Arbeit nur mit Hohn und Spott gelohnt war, wollte man nicht arbeiten.

Höher und höher ging die Brandung, wir segelten prachtvoll und merkten gar nicht, wie wir auf die Felsen liefen. –

KRIEG AUF EIGENE FAUST

Herbst 1922: Durch die Straßen von Swinemünde pfeifen die Oktoberstürme. Die frisch aufgetragene weiße Farbe an Landungsbrücken und Badeanstalt ergraut. Die Brandung wirft die Fetzen der letzten aufgeplatzten Gummitiere und Badekappen an den Strand. Die Hotels haben ihre eleganten Glasveranden mit Brettern dichtgenagelt, die befrackten Kellner sind abgereist. Der Spielklub von Heringsdorf ist geschlossen. Die Töchter der Eingeborenen tragen die hinterlassenen Reste der Berliner Eleganz auf, aber die großen Blumen auf den Bademänteln blühen nicht mehr recht unter der matten Herbstsonne.

Was soll ich eigentlich machen? Das Bündel der rosafarbenen Zwanzigtausendmarkscheine hat die galoppierende Schwindsucht – drei oder vier Tage noch, dann ist es aus. Zum erstenmal will sich nichts Neues für mich finden.

Verdammt nochmal, jetzt wird die Sache ernst. Da bleibt nichts anderes übrig als das Ruhrrevier und wieder von der Hände Arbeit leben. Hin komme ich noch.

Ich melde mich bei der Arbeiterannahme der *Rheinischen Stahlwerke*.

"Ja, Volontär können Sie nun nicht mehr spielen, wir nehmen keine Volontäre mehr. Am Hochofen arbeiten? – Ja, das können Sie, wenn Sie Lust dazu haben."

Ach, es ist eine andere Sache, zurückgeworfen sein auf einen Punkt, an dem man vor Jahren schon einmal gestanden hat, als irgendwo neu anzufangen. Es ist eine glatte Niederlage. Jetzt bin ich nicht mehr "Freiwilliger" mit Aussicht auf Beförderung, sondern Prolet wie alle anderen. Jetzt gibt es keinen Sonntagsbesuch mehr beim Herrn Direktor und kein vertrauliches Kopfnicken der Ingenieure. Die Niederlage drückt mich tief. Wie ich mit meinen verweichlichten Händen zum erstenmal wieder die Schaufel packe, mit meinen verwöhnten Muskeln zum erstenmal wieder die schwere Lehmtrage anhebe, da fällt mir das viel schwerer als beim erstenmal. Wieder umgibt mich das Dröhnen und Brausen der sechs Hochöfen, wieder sprühen die Eisenbäche ihrer Funkensterne, wieder wandern unaufhörlich die Erzkübel die Schrägaufzüge der Hochöfen hinauf, wie sie das unaufhörlich getan haben in den zwei Jahren, die ich weg war. Wieder rollen die Züge mit dem Kübelwagen, wieder der rasende Kampf mit dem Stichloch, dreimal auf jeder Schicht. Alles wie einst und doch ganz anders. Ich komme nicht mehr hinein in den Schwung der Arbeit. Ich finde keine menschliche Beziehung mehr zu meinen Arbeitskameraden, weil meine

Gedanken einer ganz anderen Welt nachhängen. Einsam stehe ich auf der Gießhalle, sehe die Flocken des Novemberschnees sinken und schmelzen hoch in der Luft unter den heißen Gasen, die von der Riesenschlange des frischgeflossenen Eisens aufsteigen. Wenn ich zu irgendeiner Zeit meines Lebens dem Selbstmord wirklich nahe gewesen bin, so ist es damals gewesen.

Ein Glück, daß ich einen Kameraden finde am Hochofen: ein ehemaliger Fliegeroffizier in derselben Lage wie ich; er heißt Ernst A.

An einem unserer ersten freien Tage, am Totensonntag, fahren wir beiden ins besetzte Gebiet nach Köln.

Köln! – Das ist ja das Unheimlichste, das Atembeklemmendste, was ich je erlebt habe. Ich habe gar keine Vorstellung davon gehabt, was das eigentlich heißt: besetztes Gebiet.

Die Khakiuniformen der Engländer überschwemmen die ganze Stadt. Die militärische Macht der Feinde, die sich hier entwickelt, hat etwas Erschütterndes.

Wir sehen die eleganten englischen Offiziere mit ihren Reitstöckchen, mit ihren nagelneuen Uniformen aus bestem Material, wir bewundern ihre ledernen Wickelgamaschen. Herrgott, wenn man sich vorstellt, daß man selbst einmal Offizier gewesen ist, daß man im Kriege diesen Männern gleich zu gleich gegenübergestanden hat – man kann es sich gar nicht mehr vorstellen. An allen Brücken, am Rheinufer, vor Hotels, überall gehen die Posten mit ihren herrlich warmen Mänteln, ihrem glänzenden Schuhwerk, schnellen Schritts, streng und mit anmaßendem Stolz. Wie wohlgenährt sehen diese Soldaten aus, was für dicke rote Backen sie haben. Und welches Material! Panzerwagen von einer Vollkommenheit, wie wir sie nie gekannt haben. Tanks! Nagelneue Autos zu Hunderten, zu Tausenden!

Zum erstenmal wird uns beiden klar: Deutschland hat wirklich gegen die ganze Welt gekämpft, gegen alle Hilfsmittel der Welt mit den armen Mitteln seines erschöpften ausgesogenen Landes. Was für ein Wunder, daß die deutsche Front bis zum Schluß gehalten hat. Was für ein Wunder, dieser Rückzug durch Feindesland, durch die von den Kämpfen der Revolution geschüttelte Heimat!

Wir haben beide diesen Rückzug noch genau in Erinnerung, uns ist es, als ob er gestern war. Wir sehen unsere Fronttruppen in die Heimat einmarschieren, sehen die ausgemergelten Gestalten, die lehmbedeckten, verwitterten Uniformen. Wir hören das Klappern der hölzernen Sohlen ihrer Marschstiefel – es gab ja kein Leder mehr.

Die ausgefahrenen verbeulten Lastautos ratterten mit eisernen Reifen über das Pflaster – es gab ja keinen Gummi mehr.

Die Verbände der Leichtverwundeten weichten auf im Regen und durchbluteten; sie waren aus Papier – es gab auch keinen Verbandstoff mehr. Wir hatten kein herrliches Riemenzeug wie diese Engländer – unseres war aus Papier geflochten.

Am Rheinufer waschen englische Kraftfahrer Dutzende von Autos, amerikanische Wagen. Die Art, wie sie in völliger Rücksichtslosigkeit mit ihren Wagen umgehen, macht uns den ganzen Unterschied im Reichtum der Völker klar. Statt rückwärts die schräge Bahn des Ufers hinaufzufahren, lassen die Kerle die Wagen glattweg gegen die Kaimauer anrennen: Die Vorderräder arbeiten sich an der Mauer hoch wie ein Gaul, der an der Hürde steigt – da werfen sie das Steuer 'rum: die Räder fallen nach der anderen Seite zurück, der Wagen ist gewendet! So hätten wir nie gewagt, mit solchen kostbaren Maschinen umzugehen.

Wir gehen in den Dom. Es muß ein großes Kirchenfest sein. Vor den Heiligen Bildern und Altären brennen Hunderte von Kerzen mit flackerndem Licht. Weihrauchduft steigt auf; in den Glasmosaiken der Fenster steht das Licht einer anderen Welt. Ein ganzes Volk liegt auf den Knien im Gebet; von den Bergen der Eifel sind die Bauern herabgestiegen.

Wir beiden sind keine Katholiken, wir kenne nicht die Litanei, die da gemurmelt wird. Aber wir vereinigen uns mit unserem Volk, und sicher ist es bei uns allen das gleiche Gebet: um Befreiung und Erlösung aus großer, schwerer Not.

Von diesem Tag empfangen wir ein unbeschreibliches Gefühl von Druck, von tiefem Schrecken, von noch ungläubigem Staunen, das über dem ganzen Rheinland liegt. Und Haß: einen heiligen Haß, der aus einem ganz bestimmten Eindruck kommt: nämlich von den deutschen Mädchen, die wir Arm in Arm mit den Khakisoldaten gehen sahen ohne Scham. Die "Schokoladenmädchen" haben die Engländer sie getauft, weil diese nach Süßigkeiten ausgehungerten Kinder wie willenlos von hingehaltenen Schokoladentafeln sich ködern ließen.

Wir beiden wohnen jetzt in Duisburg. Auf unserem Weg zur Arbeit müssen wir über die Ruhrorter Brücke, zweimal täglich an dem belgischen Posten vorbei. Auf diesen Posten haben wir unseren ganzen Haß gehäuft. Sonderbar: ich glaube, die ganze Bevölkerung empfindet belgische und französische Besatzung noch weit schmachvoller als englische oder amerikanische. Mag sein, daß man bei Engländern und Amerikanern doch eine gewisse Stammverwandtschaft fühlt. Den kleinen,

verwickelten Wallonen und Franzosen aber leuchtet blanke Bosheit und Rachsucht aus den Augen.

Man hört und erlebt soviel, daß es nicht auszuhalten ist. Da ist ein Mädchen, das wir kennen, vom Marokkaner vergewaltigt worden.⁹⁹ Dort ist die Leiche eines Arbeiters mit vielen Messerstichen am Rheinufer angetrieben worden. Auf dem Werk werden mächtige Maschinenhallen abgerissen, die man im Krieg auf Befehl der Regierung aus dem Feuerbereich gerettet hat. Jetzt werden sie zurückgebracht: auch ein Stück Reparation.¹⁰⁰

Wir müssen unserem Haß Luft machen. Und da tun wir etwas, was völlig sinnlos ist. Weit entfernt, mich unserer Tat zu rühmen, erwähne ich sie nur, weil sie typisch ist für viele Einzelaktionen, die später im Ruhrkampf¹⁰¹ unternommen wurden. Es gibt keine Entschuldigung – vielleicht haben Unschuldige für uns gebüßt. Aber wir haben gemeint, wir müßten es tun.

Aus der Schmiedewerkstatt besorgen wir uns ein paar lange dünne Eisenhaken. Nach Mitternacht fahren wir langsam auf unseren Rädern von der Duisburger Seite nach dem Ruhrorter Brückenkopf. Da steht das dünnbeinige leichte Maschinengewehr des belgischen Postens hinter einem Stacheldrahtverhau. Das M.G. ist nicht besetzt; der Posten steht unter Gewehr verschlafen am Brückenwärterhäuschen. Regennaß glänzt das Pflaster. Der Posten hat den Mantelkragen hochgeschlagen, er verdeckt ihm die Sicht; er blickt nach der Ruhrorter Seite herüber.

Fast lautlos rollen die Räder über die Brücke; rauschend bricht sich der Strom an den Eisbrechern der Brückenpfeiler; wir haben Hochwasser.

Jetzt gilt es: beide zugleich greifen wir mit den Haken über den Stacheldrahtverhau, reißen das leichte M.G. heraus – in der nächsten Sekunde haben wir es über das Brückengeländer geschleudert. Mit einem leisen Klirren streift der eiserne Fuß das

⁹⁹ Beachte die rassistische verallgemeinerung "vom Marokkaner" (statt: "von einem Marokkaner"). – Tatsächlich wurden die umstände der rheinlandbesetzung und speziell das fraternisieren zwischen deutschen frauen und alliierten soldaten zum bedeutenden kristallisationspunkt der NS-kriegshetze. Besonders wirkungsvoll im deutschen volk war der hinweis auf die "schwarze schmach", d.h. verbindungen zwischen dunkelhäutigen soldaten (aus den kolonien) und deutschen frauen.

¹⁰⁰ *Gerettet? Zurückgebracht?* - Offenbar sind mit dieser kryptischen bemerkung produktionsmittel gemeint, die im krieg in belgien und frankreich demontiert worden waren.

¹⁰¹ "Wegen der immer größeren wirtschaftlichen probleme des Deutschen Reiches verzichteten die Alliierten 1922 auf Reparationszahlungen in Form von Geld und forderten stattdessen Sachleistungen (Stahl, Holz, Kohle) ein. Am 26. Dezember stellte die alliierte Reparationskommission einstimmig fest, dass Deutschland mit den Reparationslieferungen im rückstand war. Als am 9. Januar 1923 die Reparationskommission behauptete, die Weimarer Republik halte absichtlich Lieferungen zurück (unter anderem seien 1922 statt geforderter 13,8 Millionen tonnen kohle nur 11,7 Millionen und statt 200.000 telegraphenmasten nur 65.000 geliefert worden), nahm Frankreich dies als anlass zum einmarsch in das ruhrgebiet. (...) Für den widerstand gegen die besetzung ist die bezeichnung ruhrkampf üblich." (*Wikipedia*)

eiserne Geländer. Der Posten fährt herum: sieht zunächst nur zwei Männer, die eilig sich auf ihre Räder schwingen. –

Ein dummer Kerl, zum Glück für uns. Sein Gehirn arbeitet nicht so schnell. In der ersten Sekunde sieht er gar nicht, daß das M.G. fort ist. Nur daß wir mit aller Macht jetzt die Pedalen treten, weckt seinen Verdacht – schon flitzen wir vorbei. Die große Straße hinter der Brücke ist menschenleer. Die gekalkten Steine des Dammgeländers fliegen vorbei – fünfzig Meter – hundert Meter – unser Atem keucht: tief über die Lenkstangen gebückt, sausen wir dahin. Jetzt hinter uns Geschrei! Alarmruf, französisch! Im Augwinkel sehe ich die Wache aus dem Brückenwärterhäuschen springen.

Jetzt geht's aufs Ganze! Dicht nebeneinander fahrend, wie Rennpferde Kopf an Kopf, verständigen wir uns mit einem Blick: du rechts, ich links! Die Straße gabelt sich. Schon fliegen die ersten Häuser heran, die Deckung geben können. Da: Knall und Knall und immer schneller: Schnellfeuer!

Kann keine Kugel pfeifen hören. Wir sind schon gut zweihundert Meter weg. Jetzt ist Deckung. Zickzackfahrt durch alle Gassen. Rein in die Schifferkneipe, die unser Treffpunkt ist. Alles klar gegangen. Zwei doppelte Korn, die fliegenden Hände zu beruhigen. Aber dann ist keine Zeit mehr zu verlieren. Jetzt suchen sie schon nach uns; nicht nur die Belgier, auch die deutschen Kriminalbeamten. Der Kamerad flieht in der gleichen Nacht im Schnellzug nach Berlin. Ich gehe eine Viertelstunde später an Bord eines Ruhrorter Kohlenkahns. Der Schffer, alter Marinemann, ist zuverlässig.

Am andern Morgen erwache ich in schwarzer Finsternis im Bunker in einem Nest von großen Kohlestücken. An der eisernen Bordwand rauscht der Rhein: Der Schleppzug ist schon unterwegs nach Rotterdam.

SUCHE NACH EINEM SCHIFF

Wieder stehe ich, den Zeugsack auf der Schulter, am Eingang des Hamburger Elbtunnels. Wie damals in den Revolutionstagen November 1918. Damals war ich siebzehn, heute bin ich zwanzig; die Ereignisse der letzten Jahre müßten mich gehärtet und gefestigt haben.

Ich bin mit zwanzig ein anderer Mensch als mit siebzehn. Aber kein härter und innerlich fester gewordener, sondern ein zermürbter, mit sich zerfallener Mensch.

Ich habe als Arbeiter gelebt und habe dies Leben nicht durchgehalten. Ich habe studiert und habe wiederum nicht durchgehalten. So betrachte ich mich als völlig mißraten. Ich denke nicht daran, die Schuld für meine Fehlschläge der Zeit, der Inflation und den "Verhältnissen" zuzuschieben: alles ist meine Schuld. Meine ganz persönliche Schuld.

Aus dem Leben eines Arbeiters im Ruhrrevier habe ich einen tiefen Schrecken davongetragen. Das proletarische Dasein erscheint mir als Hölle. Mit diesem Schrecken hat es mich gezeichnet, aber es hat mich nicht reifer gemacht. Es hat Abwehrkräfte erzeugt, aber ich habe es nicht wirklich durchlebt, durchdacht, durcharbeitet.

Seit ich in den Mahlstrom der Inflation hineingeraten bin, habe ich nur den einen Wunsch gehabt: nicht wieder ins Proletariat hinabzusteigen. Mit Lug und Trug habe ich mich durch die Inflation geschwindelt. Nun bin ich am Ende, stehe wieder da, den alten Zeugsack auf dem Rücken, aber mit weichgewordenen Händen und mürbe gewordenem Charakter.

So also ist es, wenn man um die Ecke geht.

Wenn ich nun an Bord meines Schiffes gehen könnte: ein Mann, der hinter sich reinen Tisch gemacht hat, der abgeschlossen hat mit der Vergangenheit, der sagen kann: ich will von heute ab ehrlich als Seemann von meiner Hände Arbeit leben – dann wäre ja alles gut. Aber nicht einmal das kann ich. Mein neues Leben beginnt mit einer Lüge. Auf der Heuerstelle haben mich die Posten glatt herausgeschmissen. Ich habe kein Seefahrtbuch, meine Marinepapiere galten nicht. Ich gehöre keiner Organisation an, weder dem Verband der Transportarbeiter noch dem radikalen Seemannsbund.

Schleichwege bin ich gegangen. – Heimlich wird man mich in irgendeinem Hafen anmustern. Die Sache darf der Mannschaft nicht bekannt werden; die Reederei bekommt sonst Schererei mit der Gewerkschaft. Ich muß also lügen vor meinen neuen Kameraden, mit eiserner Stirn immer weiterlügen, die ganze Reise hindurch.

Dieser Gedanke ist sehr niederdrückend.

Rasselnd schlägt die große Falltür des Tunnelfahrstuhls hinter mir zu. Wie ein Fallbeil schneidet sie einen Lebensabschnitt ab. Mit elektrischem Summen sinkt der Fahrstuhl in die Tiefe. Die Luft wird kalt und feucht. Die gelben Kacheln der Wände, gesehen durch den Schlitz über der Tür, ziehen in unendlicher Kette aufwärts vorbei. Der Zeugsack preßt die Schultern; ich habe ihn quer über den Nacken gelegt. Er drückt mir den Kopf herunter, ich kann schlecht sehen.

Dieser Umstand und die Verwirrung meines Gemüts mögen schuld daran gewesen sein, daß ich unten am Tunnelleingang in die falsche Bahn geraten bin. Der Elbtunnel hat zwei Röhren für den Verkehr in jeder Richtung.

Es ist kurz nach zehn Uhr abends; drüben auf der Werft von *Blohm & Voß*, wo mein Schiff im Schwimmdock liegt, hat die Nachtschicht soeben begonnen, und die Arbeiter der Mittagsschicht strömen durch den Tunnel nach der Stadt zurück. In diesen gegenläufigen Strom von vielen Tausenden bin ich hineingeraten. Die runden, gekachelten Tunnelwände, in denen die geschwungene Kette der Lichter sich spiegelt, dröhnen vom Marschschritt. Eine dichte Menschenmasse wogt mir entgegen, im Laufschrift, um den nächsten Förderkorb des Fahrstuhls zu erreichen. Rauhe Stimmen rufen mir Worte zu, die ich nicht verstehe. Ich begreife nicht, daß ich verkehrt bin, dränge vorwärts, werde angerempelt; der breite Zeugsack wirkt wie ein Wellenbrecher. Ich werde herumgewirbelt, in den Strom gezogen und schließlich an die Wand gepreßt. Aus hunderten von der Arbeit geschwärtzten Gesichtern treffen zornige und verächtliche Blicke den dummen Kerl, der da gegen den Strom zu schwimmen versucht. Der Zeugsack drückt mir die Mütze in die Stirn, daß ich schließlich gar nichts mehr sehen kann. Absetzen kann ich auch nicht, dazu ist kein Platz. Immerfort stoßen Menschen fluchend gegen mich an.

Blindwütig, in verzweifelterm Entschluß, zu meinem Schiff zu kommen, stoße ich mir Bahn, immer an der Wand entlang, die ganze Länge des Tunnels hindurch. Ein höchst lächerlicher und überflüssiger Kampf, kennzeichnend für vieles, was ich im Leben unternommen habe.

Endlich stehe ich am Ausgang, viel später als alle, die mit mir im Förderkorb gekommen sind. Der Fahrstuhl trägt mich empor. Die Zollbeamten in den grünen Uniformen mustern mich mit den berufsmäßigen scharfen Blicken, die ein peinliches Gefühl erwecken. Ich gehe die Werftstraße entlang, dem riesigen Verwaltungsgebäude der Werft entgegen, dessen tausend Fenster trotz der Nachtstunden alle hell erleuchtet sind.

Immer näher kommt der Lärm der Preßluftschlämmer, immer überirdischer wird das blaue Licht der Bogenlampen.

Eins der vielen Drehkreuze am Portal hat mich hindurchgeschleust. Ich stehe am Rand eines unermesslich weiten Schienefeldes. Nach allen Seiten laufen die Schienen auseinander, wie eine Aufforderung, sich zu zerstreuen, sich zu verlieren. Und wirklich – ich bin ganz verloren: wo sind denn die Schiffe, wo ist denn das Wasser, das ist doch eine Werft hier?

Um mich und über mir sehe ich die ungeheuer hohen Stahlgerüste der Hellinge, geisterhaft im Bogenlampenlicht. Ich sehe in den Hellingern enorme dunkle Körper, in denen es hämmert, pocht und schrillt. Sehe rotglühende Punkte an den ragenden Wänden aufleuchten: Nieten, die durch Stahlplatten gepreßt werden. Sehe durch runde Öffnungen weiße Flammen und höre das Zischen der Sauerstoffbrenner. Große Gewichte poltern in dunklen Tiefen, Echos hallen nach. Krane ziehen summend hoch am Himmel zwischen den Gerüsten; blaue Funken stieben von den Schleifkontakten der Stromführung. Schatten bewegen sich im Innern der Schiffsskelette, von Flammen manchmal jäh zu menschlicher Gestalt hervorgehoben. Koksöfen glühen; das Gesicht des Nietenkochers, geschwärzt unter breitrandigem Schlapphut, beugt sich über sie.

So also baut man Schiffe! Unter dem Steven eines Neubaus, der über mir schräg in den Himmel ragt, bleibe ich stehen, ganz erdrückt von Wucht und Masse, von dem Gedanken, daß Menschen fähig sind, solche Riesenfahrzeuge zu erbauen, alle Meere mit ihnen zu befahren. Dies ist die größte Offenbarung von *Menschenwerk*, die ich je empfangen habe.

In meinem Rücken pfeift eine Lokomotive; weiter gehe ich, über Schienen stolpernd, den Kleidersack im Nacken, die Augen auf die Schwellen geheftet, auf der Suche nach meinem Schiff.

Wieder pfeift hinter mir die Lokomotive, diesmal näher. Umsehen kann ich mich nicht, ich fange an zu laufen, um ihr aus dem Weg zu gehen. Aber immer lauter, immer näher, immer wütender dröhnt der Pfiff in meinem Rücken, daß ich schon das Zischen der Dampfzylinder höre und den heißen Dunst zu spüren meine, wie den

Atem eines Rachens. Gehetzt von dem grollenden Rollen der Räder, renne ich blind wie ein Hase im Scheinwerferlicht und merke gar nicht, daß ich immer genau zwischen den Schienen in der Bahn der Lokomotive bin.

So jagt mich diese verdammte Lokomotive quer über die ganze Werft.

Schließlich stehe ich am Rand des Kais. Senkrecht fällt die Mauer aus Haushöhe zum Wasser ab, das im Mondlicht glitzert. In Abständen stehen auf dem granitene Kairand schwere pilzförmige Eisenpoller, sie halten die Drahttrossen von Schiffen. Am Kai gehe ich entlang, sorgsam über die Trossen steigend; am Ende führt eine steile Brücke hinab zum Fuße einer enormen Mauer von dunkelroter Farbe, die auf dem Wasser zu schwimmen scheint. Die Aufbauten eines Dampfers ragen eben noch mit Brücke, Mast und Schornstein über den Rand empor.

Ich begreife, daß das ein Schwimmdock ist. Das Schiff im Dock trägt den Namen *Hannover* – es ist mein Schiff.¹⁰²

Die schlüpfrigen Holzplanken der steilen Brücke steige ich hinab zum Fuß des Docks, vorsichtig die Hacken der Schuhe hinter die hölzernen Querleisten stemmend.

Wie ich jetzt ganz aus der Tiefe zu meinem Schiff aufblicke, meine ich, nie etwas so Ungeheures erblickt zu haben. Breit ausladend wölbt sich über mir sein roter Bauch, von dessen Muschel- und Tangbewuchs schwere Tropfen auf den Boden des Docks aufklatschend niederfallen. Ich sehe den Kiel auf dicht aneinandergereihten Blöcken schwerster Balken ruhen. Sehe die Schraubenflügel, riesengroße, gewaltige Kraftformen; ein Schauer durchläuft mich bei dem Gedanken, wie sie die Masse dieses Schiffes vorwärts treiben.

Seitwärts ragen die rötlichen Wände des Docks senkrecht empor. Von oben aus großer Höhe kommt leises, regelmäßiges Dampfzischen. Die Lichter der Bullaugen und die großen Lichter der Sonnenbrenner-Lampen, die über die Schiffswand hängen, spiegeln sich an den nassen Stahlwänden. Es ist atemberaubend, zu denken, daß Dock und Schiff erst vor ganz kurzer Zeit aus der Tiefe des Wassers aufgetaucht sind.

Wie soll ich da hinaufkommen?

Eine schmale Eisentreppe führt in mehreren Absätzen schräg an der Dockwand zum Schiff: das ist der Weg.

¹⁰² Es gab einen frachter dieses namens mit 5988 BRT, ab 1921 bei DAK, kam 1926 zur HAPAG und wurde 1951 außer dienst gestellt. Daneben gab es ein 9.000 BRT großes *MS Hannover* als kombischiff (mit 86 passagieren) der HAL im ostasiendienst sowie ein 7305 BRT großes MS dieses namens der NL im nordatlantikdienst (ebenfalls fracht und passagiere).

Ausgepumpt vom Gewicht des Kleidersacks, der gut einen Zentner wiegt, komme ich nach Hunderten von Stufen oben an. Schweiß läuft mir über das Gesicht; ich muß erst Atem schöpfen. Die Wand des Docks, auf deren Rand ich stehe, ist wie das Dach eines hohen schmalen Hauses. Eine Dampfmaschine ist in die Dockwand eingebaut, ähnlich einer Schiffsmaschine. Durch ein Glasdach sehe ich tief unten die Pumpen arbeiten.

Ein paarmal gehe ich oben am Dockrand auf und ab, sammle Mut, an Bord zu gehen. Gleichzeitig überlege ich, in welchem Teil des Schiffes wohl die Matrosen hausen. Auf dem Torpedoboot ist es vorn gewesen, hier aber kann alles ganz anders sein. Schließlich fasse ich mir ein Herz und überschreite die schmale Brücke über den Abgrund zum Schiff.

An Deck ist kein Mensch zu sehen. Ich lese die Aufschriften an mehreren Türen, sie bezeichnen Kammern für Offiziere und Maschinisten. Darunter steht jedesmal: *Abgezogen für Suezkanal-Vermessung*. Was soll das wohl bedeuten?¹⁰³ Nach vorn führt eine eiserne Treppe in eine dunkle Tiefe, deren Boden nicht zu erkennen ist. Da unten bewegen sich glühende Punkte. Zuweilen leuchten die glühenden Punkte heller auf, und jetzt erkenne ich für Augenblicke menschliche Gesichter: rauchende Menschen gehen auf und ab, schweigend, mit schnellen Schritten.

Sehr ungeschickt klettere ich die Treppe hinunter, taste meinen Weg über Planken auf die Menschen zu. Ein großer Mann in blauem, stark verwaschenem Arbeitsanzug mit einem tief dunkelbraunen Gesicht unter weißer Mütze geht achtlos an mir vorbei – auf und ab, immer auf und ab.

Wäre ich Seemann gewesen, so hätte ich gewußt: das ist der Bootsmann. Da ich das aber nicht weiß, rede ich ihn in bestem Hochdeutsch an: "Ach, bitte, wo wohnen denn hier die Matrosen?"

Der Mann macht auf der Stelle halt, mustert mich aus blitzenden Augen, als sei ich soeben vom Himmel gefallen. Ein tiefes Röcheln kommt aus seiner Brust, ein Grollen wie von einem losbrechenden Vulkan. Aber kein Wort: er hat sich bloß geräuspert, er hält mich einer Antwort nicht für wert. Stumm weist er mit dem Daumen einer Hand – sie ist so groß wie eine ausgewachsene Schaufel – über die Schulter hinter sich.¹⁰⁴

¹⁰³ Schiffsvermessung ist die (sehr komplizierte) Bestimmung des Rauminhalts eines Seeschiffes. Daran orientieren sich unter anderem die Gebühren für die Durchfahrt durch Kanäle. Hier ging es eventuell um rechnerische Tricks, um Kosten zu sparen.

¹⁰⁴ Deutlich wird gerade an dieser Stelle die von Heinrich Hauser in unterschiedlichen Lebenssituationen immer wieder imaginierte Konstellation zwischen omnipotent-ungreifbarem "Vater" (oder auch nichtindividualisierter "Größe" und "Macht") und hilflos-unsicherem, zu staunender Verehrung bereitem "Sohn".

Ich taumle weiter in der angedeuteten Richtung, mehr fallend als gehend, denn es sind da eine Menge sonderbare harte Hindernisse: Ringbolzen und Drähte. Komme zu einer Tür, über der *Heizer* steht. Das kann nicht richtig sein. Ich wende mich nach rechts, klettere über ein Dampfrohr, schiebe mich einen schmalen Gang entlang nach der andern Schiffsseite. Dort ist eine Tür: *Matrosen*.

Als Seemann hätte ich wissen sollen, daß die Heizer immer auf der Backbordseite wohnen und die Matrosen an Steuerbord. Ich hätte auch wissen sollen, daß vor jeder Schiffstür ein hohes Süll als Wasserschott angebracht ist, und daß jede solche Tür eine besondere Verriegelung, ähnlich einer Geldschranktür, besitzt.

Da ich aber in dieser Nacht von alledem nichts ahne, taste ich erst lange an der Tür herum. Und wie ich sie glücklich offen habe, falle ich der Länge lang samt Kleidersack über die hohe Schwelle in den dunklen Gang des Matrosenlogis hinein. So groß ist die Dummheit der Unerfahrenen.

Rechts von dem schmalen Eisengang liegen drei Kammern, jede für sechs bis acht Matrosen bestimmt. Die erste ist dunkel und leer, nur eine Welle von säuerlichem Dunst schlägt mir entgegen. In der zweiten brennt Licht: eine stark blakende Petroleumlampe auf einem rohen Holztisch. Hier bin ich nun verhältnismäßig vertraut. Ich kenne Schiffslogis vom Torpedoboot her. Dies hier ist verhältnismäßig geräumig. Es hat festeingebaute Kojen, je zwei und zwei übereinander. Es hat eiserne Spinde, zwei hölzerne Bänke und einen Tisch.

Aber es ist das unordentlichste und dreckigste Quartier, das ich bisher gesehen habe.

Auf der Back stehen die Reste einer Mahlzeit. Halbleere Eßnapfe. Knochen und Fett sind über den ganzen Tisch verstreut, umgekippte Becher und Kaffeepfützen. Messer stecken mit der Klinge tief ins Holz gerammt, ein Bild wie aus einem Piratenbuch. An Deck liegen allerhand Kleidungsstücke: Seestiefel, Holzklinken, zerlumptes Arbeitszeug zwischen leeren Bierflaschen, Stiefelknechten, Papier, Zigarettenstummeln und Haufen von Dreck. In den unordentlichen Kojen liegen die Seegrasmattentzen nackt oder in schmutzstarrenden Bezügen. Verdreckte Handtücher dienen als Vorhänge. In den Ecken hängt an Leinen Wäsche zum Trocknen, die einen starken Geruch nach Fischseife ausströmen. Die Wände an den Kojen sind mit obszönen Bildern aus Bordellen gepflastert. Über den Boden, über Back und Bänke, über Kojen und Spinde huschen, langbeinig und flink, große Kakerlaken. Aus jeder Schublade kommen sie zwischen Brotresten und Abfällen hervorgekrochen. Die einstmalige weiße Farbe an den Wänden ist von Ruß und Öl verschmiert. Das Rohr des eisernen Kanonenofens hängt zerrissen von der Decke herab.

Das ganze Logis gleicht einer Räuberhöhle, deren Bewohner gerade auf irgendeinem Raubzug abwesend sind.

Nachdem ich mich sorgsam vergewissert habe, daß in den Kojen keiner liegt, hocke ich mich neben meinen Kleidersack an die Back und warte. Ich wage nicht, eine Koje zu belegen, ohne zu wissen, ob sie jemandem gehört. Ich wage auch nicht zu essen oder irgend etwas anzufassen. Ich fühle mich als Eindringling – man hätte denken können, ich wollte etwas stehlen.

Nach einer Weile kommt der Wachtmann. Ein dicker Matrose, untersetzt, rothaarig, mit starkem, rotem Schnauzbart. Nach einem gemurmelten Gruß setzt er sich stumm an die Back und beginnt große Stücke Salzfleisch in sich hineinzuschlingen, wobei er sie mit beiden Fäusten an den Enden packt. Ich staune über ihn wie über ein Meerungeheuer. Zwischen Schmatzen und Kauen murmelt er vor sich hin in einem mir völlig unverständlichen Platt. Diese Sprache ist mir so fremd, als sei ich in einem anderen Land. Ich finde mehr Anklänge ans Englische wie ans Hochdeutsche.

Ich errate, daß die andern vor morgen früh nicht wiederkommen. Meinen Seesack soll ich an die Koje anbinden oder darauf schlafen. Es würde jetzt soviel geklaut. Ich sei "fein in Schale", sagt er nach einem musternden Blick auf meinen Anzug.

Ich folge dem Rat, klettere in eine Oberkoje und bin, todmüde, bald eingeschlafen.

In grauer Dämmerung vernehme ich Rumoren. Schwere Körper prallen gegen die Tür. Betrunkene stolpern ins Logis, fallen auf Bänke, hocken mit gesenkten Köpfen, wirre Haarlocken in den Stirnen, von denen dicke Schweißtropfen perlen. Einige gröhlen, andere turnen mit grotesken Bewegungen in ihre Kojen, ohne sich erst auszuziehen. Es stinkt nach Fusel und nach schlechtem, billigem Parfüm, wie es Straßendirnen haben. Zwei oder drei Mann torkeln zum Waschhaus, um sich auszukotzen. Von den Eisenwänden hallen diese unheimlichen Geräusche wider, als geschähe da ein Mord. Es ist eine düstere, häßliche Szenen. Niemand bemerkt den "Neuen".

Das ist die erste Begegnung mit meinem Schiff.

**"WENN DAS GELD VERSOFFEN IST,
DANN FAHREN WIR ZUR SEE!"**

Am anderen Morgen steckt der riesige Bootsmann den Kopf ins Logis. Seine Schultern füllen die ganze Öffnung der Tür. Er brüllt hinein: "Törn to." Es ist 7 Uhr. Wir hätten eigentlich schon klar zur Arbeit sein müssen.

Erstaunlich zu sehen, wie die Betrunkenen aus ihrem schweren Schlaf augenblicklich emporschrecken, wie sie nach einem, erstaunten Blick, sich so völlig angezogen im Bunker zu finden, wortlos die Landgangskleidung abstreifen und in das Arbeitszeug fahren. Grotteske Plünnen kommen zum Vorschein, die buntesten Flicker, meist leichtes Drillzeug. Ich bin erstaunt, wie dünn sie alle bekleidet sind; es ist immerhin Januar. Dann schlurften sie verschlafen in den Gang hinaus, die erste Zigarette halb verborgen in der hohlen Hand. Ich mit meinem grauen Marinearbeitszeug, auffallend, weil es sauber ist.

Der erste und der zweite Bootsmann teilen die Arbeit ein. Der zweite Bootsmann ist lang wie eine Latte, etwas gebeugt, mit kalkweißem Gesicht und vom Trunk ganz stieren Augen. Ich werde seiner Gruppe zugeteilt. Einer nach dem anderen klettern wir an einer Eisenleiter durch eine Lukenöffnung in den Schiffsraum. Die erste Ladeluke, die ich sehe. Ich bin erstaunt über die Weite und Tiefe dieser Räume. Besen, Schaufeln und Körbe werden an Leinen herabgelassen. Wir beginnen in dem wüsten Gerümpel von Holzklötzen, Bambusmatten, Reisstrohmatten und den Resten einer Kopaladung aufzuräumen. Das heißt, wir beginnen nicht gleich: Zuerst steht und hockt die Gruppe in einer Ecke und macht *Smoke Time*. Da alle noch halb betrunken sind, kümmert man sich nicht viel um mich. Ich bin "der Neue". Dann beginnen wir die Matten zusammenzukramen, den Dreck zusammenzufegen, wobei mächtige Staubwolken aufsteigen.

Um 8 Uhr ist Frühstück: Milchreis mit Zucker und Zimt, den niemand anrührt. Man trinkt Kaffee und kaut Brot mit Margarine. Die Margarine steht in einer mächtigen Zehn-Pfund-Dose auf der Back. Nach dem Frühstück wird Proviant übernommen. Der Proviant, mit einer Barkasse an das Dock herangeschafft, wird mit Dampfwinden an Bord gehievt. Ich habe sowas noch nie erlebt. Es erscheint mir wunderbar, wie die Lasten aus der großen Tiefe heraufschweben. An Flaschenzügen holend, schwenken wir die Ladebäume binnenbords und schaffen den Proviant nach achtern. Offiziere und Proviantmeister stehen dabei. Trotzdem wird geklaut, wie ich es nicht für

möglich gehalten hätte. Immer wieder läuft einer oder der andere nach vorn ins Logis, die Jacke vollgestopft mit Würsten, die in gekalktes Segeltuch genäht sind, mit Bierflaschen im Ärmel, mit Butterdosen und Milchk Dosen in allen Taschen. Das geradezu tierische Stehlen dieser noch immer betrunkenen Menschen ist von grotesker Komik. Dabei können einige kaum auf den Beinen stehen und kollern mit den Fässern, die sie tragen sollen, längs Deck. Es ist wie eine Clownsszene im Zirkus.

Gegen Mittag sollen wir auslaufen. Während wir beim Essen sitzen, läuft schon das Wasser ins Dock hinein. Ich bin so aufgeregt, daß ich nichts essen kann. Ich laufe an Deck, zum "Versaufloch" hinter der Back, beuge mich über die Reling, sehe das braune Hafenwasser gurgelnd und schäumend einströmen, immer höher den roten Bauch des Schiffs bedecken. Selten bin ich so aufgeregt gewesen. Das große Abenteuer soll wirklich beginnen: *Schweden – Afrika – Australien!*

Man denke, daß es erst drei Jahre nach dem Weltkrieg war, daß damals eine Überseereise etwas ganz anderes war als heute. Wir sind das erste deutsche Schiff, das nach dem Krieg nach Australien fährt!

Schon wird die Brücke eingezogen, die Schiff und Dock verbindet. Eine Weile geht das nicht, denn mitten auf der Brücke, mit den Beinen ins Leere taumelnd, hockt der lange, bleiche zweite Bootsmann und neben ihm ein Mädchen, das von Land gekommen ist. Beide völlig betrunken und sehr zärtlich. Dann holen wir die Stahlrossen ein, die Schiff und Dock verbinden. Bei den Arbeiten halte ich mich hinten und mache möglichst genau das, was auch die anderen machen. Die meisten benutzen beim Einholen der Stahlrossen Handschuhe oder Lederschutz. Die Rossen sind rostig, viele Drähte sind herausgesprungen und bilden "Fleischhaken", die sich schmerzhaft in meine verweichlichten Hände bohren. Trotz aller Mühe, die ich mir gebe, bin ich überall im Wege. Im stillen wundere ich mich, daß diese betrunkene Mannschaft immer noch so gut zu arbeiten versteht.

Dann kommt der Augenblick, wo ich ganz deutlich fühle, wie das Schiff sich von dem Unterbau des Kiels abhebt und schwimmt. Ein seltsamer, toll aufregender Augenblick. Probeweise beginnt die riesige Schraube abwechselnd vor- und rückwärts zu arbeiten, treibt mächtige Wasserkatarakte an der Bordwand entlang.

Zum erstenmal höre ich unsere Sirene brüllen, mit einem tiefen, nerverschütternden Ton.

Ein Matrose wird zum Steuern auf die Brücke beordert. Meine Augen folgen ihm mit Ehrfurcht, wie er die eisernen Leitern nach oben klettert. Ob ich das jemals auch so können werde? Vorn und achtern schrillen Telephone. Auf der Brücke klingelt der

Maschinentelegraph; tief im Bauch des Schiffes wiederholt sich das Signal. Die letzten Leinen werden losgeworfen. Unruhig kreuzen Schlepper vor dem Bug und hinterm Heck, bereit, die Trossen aufzunehmen.

Als wir endlich aus dem Dock gleiten, sinkt die Dämmerung. Langsam und abschiedsschwer ziehen die Lichter von St. Pauli an uns vorbei. Ich stehe mit einem Teil der Mannschaft auf der Back, über einen Zylinder der Ankerwisch gebeugt. Der Zylinder wärmt mir den Leib. Ich habe Bauchweh vor Aufregung und Abschiedsschmerz. Als der Riesenleib des Schiffes unter dem Arbeiten der Maschine zu zittern beginnt, erzittere auch ich. Es ist ein Rausch, der mich erfaßt. Die Tore meiner alten Welt schließen sich, wie die Lichter von Hamburg hinter uns versinken, die Tore einer neuen Welt tun sich auf; auf dem großen Strom treibe ich ihr entgegen. Zu welchem Ziel?

"JA, AUF DER SEE, DA IST NICHTS LOS –"

Ich habe gemeint, ich würde vor Aufregung nicht schlafen können. Aber nichts macht so schläfrig wie das gleichmäßige Schlagen einer großen Schiffsmaschine. Kurz vor Mitternacht rüttelt mich einer hoch: "Kannst du stüern?"

Verschlafen sage ich: "Ja –"

Auch im wachen Zustand hätte ich nichts anderes sagen dürfen. Keiner an Bord darf wissen, daß ich von seemänischer Arbeit nichts verstehe. Als Leichtmatrose habe ich mich verheuert. Das kann nur einer werden, der schon zur See gefahren ist. Zwar bin ich auf Torpedobooten gefahren, aber von Handelsschiffen habe ich keinen blassen Dunst, am Ruder bin ich nie gestanden.

Mit klopfendem Herzen klettere ich zur Brücke hinauf. Ich weiß, es wird ein Unglück geben.

Es ist vollständig dunkel da oben. Nur die schwach erleuchtete Kompaßscheibe gibt einen matten Schein, der eben noch das Gesicht des Rudermannes erkennen läßt, über das Rad hinweg zum Kompaß gebeugt. Über die hölzerne Grätting stolpernd, erreiche ich das Rad. Der Mann am Ruder läßt die Hände von den Speichen sinken, sagt mit lauter Stimme in die Dunkelheit: "As he geht." Instinktiv wiederhole ich so gut ich kann: "As he geht." Ich habe keine Ahnung, was die Worte bedeuten sollen. Der Mann verschwindet in der Dunkelheit. Lautlose Stille herrscht auf der Brücke. Mit schweren Schritten gehen mehrere schwarze Schatten vor mir auf und ab, schwach sich abzeichnend gegen den Sternenhimmel. Ich sehe voraus Lichter in langen Ketten. Das muß Land sein. Ich sehe voraus und an Steuerbord und Backbord Lichter auf dem Wasser, rote, grüne und weiße. Ich spüre unter mir die ungeheure bebende Masse des Schiffs, von der Maschine angetrieben. Ich höre das Rauschen der Bugwelle. Eine große Angst erfaßt mich: ich stehe am Steuer dieses Schiffes und habe keine Ahnung vom Steuern. Ich sehe, wie die Kompaßstriche und Zahlen um einen Markierungsstrich am Rand des Kompaß pendeln. Die Striche und Zahlen verwirren mich vollständig. Ich kann kaum mehr als das verzierte große N erkennen, das *Norden* bedeutet.

Wäre ich Seemann gewesen, so hätte ich gewußt: Wir liegen vor der Einfahrt in den Kieler Kanal. Das Schiff macht langsame Fahrt. Wir steuern keinen Kompaßkurs, sondern nach den Anweisungen des Lotsen. "As he geht" bedeutet: das Schiff soll

seinen gegenwärtigen Kurs bis zum nächsten Kommando beibehalten. Aber das alles weiß ich nicht. Purpurrot bis hinter die Ohren stehe ich, mit vor Spannung offenem Mund und weit aufgerissenen Augen, und drehe zaghaft am Steuerrad hin und her, um zu sehen, wie das Schiff reagiert. Ich kann aber keine Wirkung erkennen.

Aus der Dunkelheit tönt eine tiefe ruhige Stimme, anscheinend zu mir hin: "Lütt beeten Backbord."

"Lütt beeten Backbord." Backbord ist links, aber wie ist das nun mit dem Steuerrad: Wenn ich das Rad nach links drehe, geht dann das Schiff nach links? Oder ist es umgekehrt, daß ich vielmehr nach rechts drehen muß, damit das Schiff nach links fährt, so wie bei der Ruderpinne beim Segeln? Ich drehe das Rad nach rechts. Zaghaft zuerst, dann, als ich keine Wirkung sehe, immer mehr und immer schneller. Mir schwindelt, wie ich sehe, daß die Lichterketten voraus sich scheinbar in Bewegung setzen, vorbeigleiten, immer schneller, immer schneller. Wie zugleich die Zahlen und Striche der Kompaßrose Fahrt aufnehmen, vorbeigleiten an dem schwarzen Strich am Rand.

Ist das nun richtig? Unsicher drehe ich das Rad wieder etwas zurück. Die tiefe dunkle Stimme dröhnt drohend in mein Ohr: "Backbord!" Also ist das erste verkehrt gewesen. Die Speichen des Rades fliegen durch meine Hände links herum. Entsetzlich! – Die Lichterketten wandern trotzdem immer weiter aus nach rechts! Was soll ich bloß machen! Wäre ich Seemann gewesen, so hätte ich gewußt, daß die schwere Masse eines großen Schiffes durch ihre Trägheit auch dann noch immer weiter in eine Richtung geht, wenn man das Ruder schon längst in andere Richtung gelegt hat. Aber ich weiß von alledem nichts, und so möchte ich vor Scham und Schreck am liebsten durch die Decksplanken sinken.

Mit einem zornigen Ausruf ist ein Steuermann neben mich getreten. Er stößt mich weg vom Rad.

Die tiefe dröhnende Stimme des Lotsen fragt zum Kapitän herüber: "Hebben Se en jongen Mann am Roer?" Auch der Kapitän ist zornig. Er hat gemeint, ich könnte steuern, weil ich bei der Marine war.

Mit Schimpf und Schande werde ich von der Brücke gejagt. Unten im Logis erzählt einer dem andern: "He kann nich stüern." Damit bin ich unten durch.

Das schlimmste ist: ich verstehe die Sprache nicht, das seemännische Platt. In Schweden schickt mich der Bootsmann in den vorderen Mast. Ich verstehe so viel, daß ich da irgend etwas losdrehen oder -schrauben soll. Wahrscheinlich ist es irgendeine

Talje gewesen, die sich verhakt hat oder die mit Kabelgarnen festgebunden ist, die ich losschneiden soll.

Der Bootsmann meint, ich hätte verstanden, geht weg und kümmert sich nicht um mich. Ich aber sitze nun oben auf dem Eselshaupt des Mastes und überlege krampfhaft: wo soll ich nun hin, höher hinauf oder weiter 'runter. Und wo ist da etwas, was man losschrauben kann.

Ich klettere also so hoch als irgend möglich, um möglichst weit außer Sicht zu sein. Einen Marlspieker, einen langen eisernen Dorn, hat mir der Bootsmann in die Hand gedrückt. Damit soll ich offenbar schrauben. Ich sehe ein schweres Drahtseil, das zum achteren Mast befestigt ist. Hier könnte man schrauben. In fieberhaftem Eifer dem Befehl nachzukommen und völlig ahnungslos, schraube ich mit dem Marlspieker an dem Spansschloß herum. Immer weiter tritt die Schraube aus der Hülse. Auf einmal gibt es einen mächtigen Ruck, die ganze Mastspitze erzittert: sausend stürzt das schwere Kabel vor mir ab, schlägt donnernd dreißig Meter unter mir gegen die Verschanzung der Brücke, haut eine mächtige Beule hinein.

Vor den Folgen zitternd, klettere ich herab. Die mächtige Faust des Bootsmanns schlägt mir die Mütze vom Kopf. Damit ist seine Wut gebrochen. Daß er mich nicht jämmerlich vertrimmt hat, ist ein reines Wunder.

In Antwerpen bin ich Wachtmann, weil die ganze Besatzung an Land war und der eigentliche Wachtmann sich betrunken hatte.

"Paß auf, daß die Leinen nicht steif kommen und brechen, wenn die Flut kommt." Das sind die letzten Worte des Steuermanns.

Wir liegen vertäut am Kai. Eine Gangway ist nach dem Land hinübergelegt. An Land ist alles dunkel. Mit fieberhaftem Eifer trete ich meine Wache an, in vollem Bewußtsein der Verantwortung.

Mit einer großen Kugellampe laufe ich ruhelos von achtern nach vorn, von vorn wieder nach achtern: *Bloß aufpassen, daß die Trossen nicht steif werden und brechen, wenn die Flut kommt.*

Und richtig: langsam spannen sich die Trossen an. Ich lockre die Seilwindungen um die Poller und fiere eine dicke Trosse nach der andern weg, jede etwa einen Meter. Im Trab zum Vorschiff auf die Back, dort dasselbe Manöver.

Wieder nach achtern: Wie sonderbar! – die Leinen kommen schon wieder steif. Die Flut scheint schnell zu kommen. Also fiere ich abermals einen reichlichen Meter Leinen weg. Und vorn auf der Back das gleiche.

Nochmal nach achtern gelaufen, um nachzusehen, schweißgebadet, denn die schweren Trossen zu bewegen und festzumachen, macht Arbeit.

Das ist aber eine starke Flut! Schon wieder sind die Leinen steif! Wieder aufgefiert achtern und vorn. Es ist stichdunkel, eine Kugellampe hängt am Fallreep, sonst kein Licht im Schiff. So geht das weiter, die halbe Nacht hindurch. Mir wird immer unheimlicher dabei zumut. Gegen Mitternacht höre ich mittschiffs ein Knacken und Brechen, kann aber nicht ausmachen, was das ist.

Früh gegen drei ist mir, als hörte ich von Land aus rufen. Aber die Stimmen kommen schwach, von weit her. Ich kann keine Worte unterscheiden.

Die erste Dämmerung enthüllt ein Bild, daß mir die Haare zu Berg stehen: Weit draußen im Strom, gut fünfzig Meter ab vom Kai, liegt die *Hannover*. Wie ein gebrochener Arm hängt mittschiffs die losgerissene Gangway längs der Bordwand. An Land zeigt sich ein Häufchen Menschen, Matrosen und Heizer, die zwischen allerlei Warenballen eingeschlafen sind.

Es hat in dieser Nacht der Wind vom Land her geweht. Er hat das Schiff vom Kai abzudrücken versucht. Dabei sind die Leinen etwas steif gekommen. Ich habe das für eine Wirkung der Flut gehalten und so lange weggefiert, bis das Schiff ganz draußen lag.

Es ist nicht meine Schuld, daß der Wachtmann sich betrunken hat, und daß man einen ahnungslosen Leichtmatrosen an seinen Posten stellte. Aber ich habe böse Stunden hinterher gehabt.

Es sind nur zwei Arbeiten, bei denen man mich bevorzugt: die schlechtesten, die es gibt. Der Bootsmann hat mir einen großen Hammer gegeben, damit klopfe ich das Eis von Deck, das sich im Hafen beim Löschen fortwährend aus dem Kondenswasser bildet, das von den Winden abläuft. Eine schwere und nie endende Arbeit.

Beim Auslaufen werde ich in den Kettenkasten geschickt. Der Kettenkasten ist die Hölle meiner ersten Seefahrtszeit gewesen. Ein enger, tiefer Schacht, der vom Deck bis auf den Boden des Schiffes führt. Durch diesen Schacht läuft die Ankerkette. Tief unten in einer Öffnung des Schachts hocke ich neben einer Tranfunzel, die ein flackerndes, unruhiges Licht wirft. Ich habe einen etwa meterlangen Eisenhaken in der Hand.

Nun geht der Anker auf: oben an Deck höre ich die mächtige Ankerwinde rumoren. Glied um Glied sinkt die ungeheure Ankerkette zwischen meinen Beinen hindurch in den Schacht. Jedes einzelne ihrer Glieder ist so schwer, daß es ein Mann kaum heben kann. Die Kette sinkt und bildet tief unten im Schacht einen Haufen wie eine Riesenschlange, die sich aufrollt; und dieser Haufen wächst langsam zu meinen Beinen auf. Nun muß ich die Kette in irgendeine Richtung ziehen, damit das nächste Stück nicht auf den Haufen herauf, sondern seitlich davon in den Schacht gleitet. Ist man ungeschickt, dann ist beständige Gefahr, mit hinuntergerissen und von der Kette zerquetscht zu werden. Liegen einmal ein paar Kettenglieder auf meinem Fuß, dann komme ich nicht wieder los. Kein Mensch kann meinen Hilfeschrei aus dieser schwarzen Tiefe hören. Unerbittlich sinkt die Teufelskette mit ungeheurem Gepolter. Manchmal fallen unter mir große angestaute Kettenhaufen dröhnend in sich zusammen. Manchmal wächst der Haufen bis zwischen meine Knie, dann muß ich alle Kraft aufwenden, um die Kette abzuleiten. Je höher der Haufen wächst, desto schwerer wird das.

Aber das ist nicht alles. Die Kette, die auf dem Meeresgrund gelegen hat, bringt natürlich allerlei mit sich: Bäche von Seewasser überstürzen mich, große Klumpen Lehm und Schlamm, die sich zwischen den Gliedern festgesetzt haben. Pfundgewichte, dicht wie Hagel.

Wie habe ich jedesmal aufgeatmet, wenn das Grollen der Ankerwinde an Deck endlich verstummte, wenn der Anker hoch war. Wie habe ich ausgesehen, wenn ich aus meinem Loch herauskroch!

Das Beste aber ist: es sind zwei Anker da und zwei Ankerketten. Es ist also auch ein zweiter Mann im andern Kettenkasten. Der kommt immer ganz trocken und vergnügt aus seinem Loch heraus. Lange habe ich gebraucht, um herauszufinden, daß der andere überhaupt nichts tat, ruhig die Kette ihrem Schicksal überließ und dabei draußen eine Zigarette rauchte. So ging es eben auch.

Das Schlimme dieser ersten Zeit ist nicht die Arbeit gewesen. In ihr habe ich von Tag zu Tag immer mehr aufgehen können. Das Schlimme ist, daß das Zusammenleben mit den Kameraden mir so schwer fällt, daß ich so gar nicht zu ihnen passen will. Das Wort "Kamerad", an das ich als Soldat gewöhnt bin, ist an Bord verpönt: hier gibt es nur "Kollegen", und die Kollegen sind oft sehr wenig kollegial. Nicht nur, daß ich ihre Sprache nicht verstehe, ich kenne auch ihre Sitten nicht. Es stellt sich heraus, daß ich mir da ein ganz falsches Bild gemacht habe.

Ich setze mich also das erste Mal mittags, die Mütze auf dem Kopf und ungewaschen, an die Back, wie ich das in der schlimmsten Revolutionszeit auf dem Torpedoboot

gesehen habe. Ich bin erstaunt, daß der Nächstbeste mir die Mütze vom Kopf schlägt und mich erst mal zum Waschen schickt. In aller Deutlichkeit wird mir gesagt: die Leichtmatrosen und Jungens hätten eigentlich erst anzuklopfen, bevor sie ins Logis 'reinkämen, und hätten die Matrosen mit "Herr" und "Sie" anzureden. Vor dem Krieg sei das so Sitte gewesen, jetzt hätten wir zwar Revolution gehabt, aber trotzdem ...

Ich merke allmählich, daß ich nicht, wie ich glaubte, in eine ungesittete Welt gekommen bin, sondern in eine Welt mit strengen Sitten, bloß ganz anderen als den mir bekannten.

So ecke ich in kleinen und großen Dingen überall an. In keinem Wort, in keiner Bewegung kann ich verbergen, daß ich einer anderen Klasse entstamme. Aller Klassenhaß richtet sich gegen mich. Manchmal bin ich darüber ganz verzweifelt.

Vielleicht wäre ich niemals in die Schiffsgesellschaft eingegangen, hätte ich nicht mitten in der schlimmsten Zeit einen Freund gefunden. Er heißt Hein, sie nennen ihn an Bord den "Alten Hein", zum Unterschied von den vier oder fünf andern Heins, die wir haben. Ein riesengroßer, schwerer Mann, langsam in der Bewegung wie ein Bär. Ein breites rundes Gesicht voll grauer Bartstoppeln, ein eisgrauer Schnurrbart, treublickende, schon etwas wäßrige Augen, wie sie ein alter Bernardiner hat. Das ist der alte Hein – er ist schon 65 Jahre alt.

Was ihn bewogen hat, sich meiner anzunehmen, ist schwer zu sagen. Vielleicht ist es die Gleichheit unserer Namen gewesen; man hat ja manchmal für Namensvettern eine besondere Zuneigung. Vielleicht, weil auch der alte Hein aktiv bei der Kaiserlichen Marine gewesen ist. – Bootssteurer ist er da gewesen beim Prinzen Heinrich und Obermaat – die Glanzzeit seines Lebens.

Vielleicht aber auch, weil er ein feineres Empfinden hat, weil er mir erzählen kann von seiner großen Liebe. – Es ist die Frau, die ihm gestorben ist. Er spricht von ihr auf eine scheue, zarte Art und nur, wenn wir allein sind. Nach zwölfjähriger Dienstzeit bei der Marine hat er sie geheiratet. Die Liebe hat ihm einen Auftrieb gegeben, der seiner Natur im Grunde ferngelegen hat: Bürovorsteher ist er geworden. In den glücklichen und fetten Jahren vor dem Krieg ist das gewesen. Über zwei Zentner hat er damals gewogen, der alte Hein, und schön ist das gewesen, die saubere Arbeit mit Schlips und Stehkragen und gutem Verdienst, die Landpartie mit dem Kegelklub, die hübsche Wohnung und die glatte Frau.

Aber sie ist ihm weggestorben – ganz plötzlich. Das ist nun viele Jahre her, und trotzdem ist er noch immer innerlich verstört. Sein Leben hat den festen Halt verloren. Nun fährt er wieder zur See. Er hält der Frau die Treue über das Grab hinaus. Aber in

jedem Hafen läßt er sich einen Kasten Bier an Bord kommen, haut sich in die Koje und wird nicht eher nüchtern, bis das Schiff auf See ist. So geht es einem einfachen Mann, der eine gute Frau verloren hat.

Was kein anderer für mich tut, das tut der alte Hein: er gibt mir Anleitung. Geduldig lehrt er mich die Knoten und Spleiße, die ein Seemann kennen muß. Alle andern verbergen eifersüchtig ihre Kenntnisse, nicht nur vor mir, auch vor den unbefahrenen Jungens, die wir an Bord haben. Seemännische Arbeiten auf Dampfern sind sehr einfach, aber es ist doch gelernte Arbeit. Sie erfordert ein gewisses Verständnis, eine Übersicht von Sinn und Zweck der einzelnen Vorgänge. Eine Talje, ein Flaschenzug zum Beispiel, ist eine ganz einfache Maschine. Hat sie sich aber verwirrt, "vertört", dann muß man eben wissen, wie die Blöcke richtig herumzuschmeißen sind. Es ist der alte Hein, der mich auf eigne Verantwortung in meiner Freizeit mit auf die Brücke nimmt, wenn er am Ruder steht. Er lehrt mich steuern, nachts, wenn nichts zu tun ist.

Jahre später habe ich ihn in einem tropischen Hafen noch einmal getroffen: er hockte auf dem eisernen Deck seines Schiffes, einen Rosthammer in der Hand, und der Schweiß lief ihm in Strömen durch die Falten seines alten Gesichts. Rostklopfen ist eine niedere Arbeit für einen alten Seemann. "Siehst du, das ist nun meine Arbeit, meine Hände zittern, so weit hat mich der Suff gebracht – da meint der Bootsmann nun, Rostklopfen, das sei gerade die richtige Arbeit für einen so zittrigen alten Kerl." Mir traten die Tränen in die Augen.

Wenn ich ihn doch noch einmal treffen könnte, diesen seltenen Menschen, den ersten Mann aus dem Volk, der mir Freund und Kamerad geworden ist, wenn ich ihm etwas abtragen könnte von dem großen Dank, den ich ihm schulde – –

UNRASIERT UND FERN DER HEIMAT

Die Reise der *Hannover* geht zuerst nach Sundsvall und Hudingsvall in Südschweden, dann zurück durch den Kieler Kanal nach Rotterdam, und von Rotterdam nach Kapstadt, Durban und Port Elizabeth. Von dort herüber nach Australien, Port Adelaide, Melbourne, Sydney.

Allmählich fängt es an, besser mit mir zu werden. Ich bin nicht mehr für alles zu dumm, verrichte nicht mehr jede Arbeit schlecht. Ich lerne die Seemannssprache und fange an, ein brauchbares Mitglied der Besatzung zu werden.

Das beste aber ist, daß es wärmer wird. Wir haben den englischen Kanal und die Biskaya hinter uns gebracht und steuern den Kanarischen Inseln zu. Von Tag zu Tag kann man irgendein schweres Kleidungsstück ablegen. Man fühlt sich leichter und freier. Meine dickgeschwollenen Hände, die von *Fleischhaken* aufgerissen und von Frost zersprungen waren, fangen an zu heilen. Mein Magen hat sich an die schwere Kost gewöhnt; seekrank bin ich nie geworden.

Seit ich richtig steuern kann, bin ich geradezu glücklich. Es ist eine große und herrliche Sache, ein mächtiges Schiff mit dem Ruderrad in der Hand zu halten, das Kraftbeben der tausendpferdigen Maschinen unter sich zu spüren, den Riesenleib genau auf dem Kurs zu halten, aus Wind und Seegang den Willen des Schiffes zu erforschen, ihm entgegenzuarbeiten oder zu willfahren, es schnell und genau nach Wunsch des Steuermanns auf jeden neuen Kurs zu bringen. Durch enge Einfahrten hindurchzusteuern, wenn nur ein Meter Wasser rechts und links vom Schiffsrumpf bleibt, wenn fast die ganze Verantwortung auf der Geschicklichkeit des Rudermannes liegt. Es ist ein stolzes Gefühl, bei Sturm den Anprall schwerer Wogen vorauszusehen, rechtzeitig Gegenruder zu geben: den Kurs zu halten, daß die lange Wasserschleppe hinterm Heck vollständig gerade bleibt. Es ist ein Glücksgefühl, wie ich es kaum bei irgendeiner anderen Arbeit je empfunden habe.

Es ist für mich immer ein Beweis für die Grenzen der Mechanisierung gewesen, daß der automatische Steuerapparat, der sogenannte *Eiserne Steueremann* bei schwerem Wetter nicht funktioniert. Die Maschine korrigiert automatisch die Abweichungen des Schiffes vom Kurs. Sie kann aber nicht berechnen, daß eine große Welle ein Schiff wohl aus dem Kurs bringt, daß aber in der nächsten Minute das Schiff von selbst in den richtigen Kurs zurückgleiten wird. Die Maschine kann auch nicht den Anprall

einer Woge vorhersehen und ihm vorbeugen. Infolgedessen arbeitet der *Eiserne Steuermann* bei Sturm auf seine mechanische Art zuviel, er ruiniert die Rudermaschine, während die Kunst des Menschen darin besteht, so sparsam wie möglich das Steuer zu betätigen.

In der Arbeit ist es meist so, daß je zwei Mann zusammen schaffen: zwei Mann auf einer Stellung. Zwei Mann beim Luken abdecken und anlegen. Zwei Mann beim Farbe waschen, einer, der vorwäscht und einer, der nachwäscht. So ergibt es sich, daß jeder Matrose seinen "Maker" hat, seinen Macher, seinen Mitarbeiter, der meist auch zugleich sein Freund ist. Es ist immer ein Matrose und ein Leichtmatrose, die zusammenarbeiten, der Leichtmatrose wird dabei angelernt.

Die Geschicklichkeit und das Ansehen des Bootsmanns beruhen darauf, daß er die einzelnen Kameradschaften genau kennt und richtig einzusetzen versteht. Das heißt, er läßt die Freunde zusammen arbeiten. Er gibt jeder Gruppe möglichst die Arbeit, die ihr am besten zusagt: er läßt die alten Leute an Deck und schickt die Jungen in die Takelage, wenn da etwas zu tun ist. Er sucht sich einen ruhigen, besinnlichen Mann, der ihm das Lampenspind in Ordnung hält. Die vielen Kabellampen, Sonnenbrenner, Kugellampen, Hand- und Positionslaternen sind ein wichtiger Teil der Ausrüstung. Er sucht sich einen ehrlichen und erfahrenen Mann, der ihm das Kabelgatt verwaltet. Das Kabelgatt ist der Vorratsraum des Bootsmannes, der den Schiffsvorrat an Tauwerk, Segeltuch, Drahttrossen und Werkzeug enthält. Das Farbenspind verwaltet meist der zweite Bootsmann. Ein wichtiger Posten, wenn man bedenkt, daß ein Frachtdampfer normaler Größe im Jahr ein kleines Vermögen an Farben braucht.

Der Bootsmann ist in diesen Jahren nach der Revolution beinahe das einzige Bindeglied zwischen Matrosen und Steuerleuten. Die meisten Besatzungen sind noch derartig radikalisiert, daß die Matrosen Anordnungen der Offiziere einfach nicht entgegennehmen oder sabotieren; ausgenommen auf der Brücke. Der erste Offizier, dem die Instandhaltung des Schiffes obliegt, gibt also seine Anordnungen allgemein dem Bootsmann. Der Bootsmann hat die notwendige Autorität über die Mannschaft, denn er ist der befahrenste Seemann und meist auch der stärkste Mann an Bord, der sich notfalls mit der Faust Gehorsam verschafft. Er ist auch meist ein Mann von natürlicher Autorität, von Menschenkenntnis, von Begabung, mit Menschen umzugehen. Wäre er das nicht, so könnte er nicht Bootsmann sein.

Darauf, daß ich später als Bootsmann gefahren bin, bin ich noch heute stolzer als auf das meiste, was ich sonst im Leben erreicht habe.

Schwierig ist immer noch das Zusammenleben mit den Kameraden. Auf der einen Seite will ich alles mitmachen, alles mit ihnen teilen, wie sich das in einer

Kameradschaft gehört. Auf der andern Seite kann ich manchmal nicht mitmachen, ohne meine Ehrlichkeit zu verlieren.

Denn Einbrüche in Ladung und Proviant sind beinahe an der Tagordnung. Es wird überhaupt in dieser Zeit der Inflation unglaublich viel gestohlen. Schon gleich nach dem Auslaufen von der Elbe höre ich ein Gespräch zwischen dem Kapitän und dem ersten Maschinisten –

Kapitän: "Na, wie haben Sie diesmal bei Blohm & Voß abgeschnitten?"

Maschinist: "Ganz gut – die Werftarbeiter haben bei uns eine Lötlampe, einen Sack Feilen, zwei Kupferhämmer und eine Rolle Leitungsdraht geklaut. Soweit sich das bis jetzt übersehen läßt. – Unsere Leute haben bei Blohm & Voß eine elektrische Bohrmaschine, zwei Werkzeugkisten, einige Meter Kupferrohr und eine Feldschmiede abgehakt."

So hat es sich damals tatsächlich verhalten mit den Werften und mit den Schiffen. Die Seuche, denn es ist wirklich eine Seuche gewesen, ist durch die Not und Materialknappheit der Nachkriegszeit zu erklären. In einem schwedischen Hafen kommt der Maschinist eines kleinen deutschen Dampfers ganz unglücklich zu uns an Bord: ein Faß Maschinenöl ist ihm leck geworden und ausgelaufen. Der Verlust ist nicht zu ersetzen, das Schiff hat kein Geld.

Was ist da zu tun? – Unser Schiff kann auch kein Öl abgeben. Der Maschinist macht seine Heizer mobil. Nachts schleicht die Bande an Land, kriecht zwischen die Gleise, auf denen die langen Güterzüge stehen und zapft von den Öllagern der Waggons mit einer Saugspritze das Öl heraus. Natürlich werden diese Lager heiß laufen, falls die Schweden nicht auf den Gedanken kommen, sie noch einmal nachzusehen. Und ebenso natürlich tun solche Dinge dem deutschen Ansehen im Ausland großen Schaden.

Wir bekommen unsere Heuer in deutschem Geld. Die Verheirateten stellen einen "Ziehschein" aus, dann bekommen die Frauen den größten Teil der Heuer ausgezahlt. Die Unverheirateten, die kein Geld nach Hause schicken, beheben ihre Heuer erst mit Beendigung der Reise. Bei der andauernden Markentwertung erhalten sie dann ganz lächerlich geringe Beträge ausgezahlt. Meist besitzt nur die Heuer der letzten Tage noch etwas Wert, den größeren Teil der Reise hat man umsonst gearbeitet. Als Matrose habe ich einmal für 5 Arbeitsmonate den Gegenwert von anderthalb englischen Schillingen erhalten.

Im Ausland ist mit deutschem Geld nichts anzufangen. Friseure und Schiffshändler tauschen es manchmal in Millionenbeträgen gegen das Trinkgeld einer Flasche Bier, um es als Dekoration für Neugierige in ihre Schaufenster zu legen oder um ihre Zimmer damit zu tapezieren. Da ist es eigentlich kein Wunder, daß gerade die fixen Jungens unter der Mannschaft Schmuggel betreiben und Schiebergeschäfte machen. So haben die Heizer einen heimlichen Tank für Sprit zwischen den Kesseln eingenietet. So haben die Matrosen die Korkfüllung aus den Rettungsbojen herausgeholt und die Höhlungen mit Zigarettenschachteln, Revolvern und Munition ausgestopft.

Proviand ist gut und reichlich. Trotzdem wird Proviand geklaut; die Erinnerung an die Hungerzeit steckt noch zu tief in den Menschen, sie können sich noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß es immer satt zu essen gibt. – Einmal habe ich einen solchen Beutezug mitgemacht.

In einer warmen regnerischen Nacht schleichen wir uns mit sechs Mann nach achtern. Auf dem Achterdeck liegen große Kohlehaufen, die Reserve, die erst im Verlauf der Reise in den Bunker geschafft werden soll. Vom achteren Mast hängt eine Sonnenbrennerlampe herab, die das Deck taghell beleuchtet. Von der Brücke her kann das Deck eingesehen werden. Kriechend, zentimeterweise, die wenigen Schattenstellen sorgsam benutzend, so überwinden wir in stundenlanger Arbeit dieses Hindernis. Endlich stehen wir vor der Tür des Proviandhauses, die natürlich verschlossen ist. Sie wird von Fachleuten erbrochen. Eine schmale Treppe steigen wir hinab in den Bauch des Schiffes, das in der hohen Dünung stampft, so daß die Schraube unter uns donnernd aus dem Wasser schlägt.

Verdammt nochmal! Wir sind noch immer im Vorraum. Zum eigentlichen Proviandkeller führt eine zweite Tür, die ist so stark, daß wir sie nicht erbrechen können. Aber da steht unter der Treppe ein Faß. Einer leuchtet mit Streichhölzern hinein: es sind saure Gurken. Keine große Beute, aber besser als nichts. Wir kanten das Faß an Deck und rollen es nach vorn. Vor dem Kohlenhaufen angekommen, merken wir, daß wir das Faß unmöglich über den Berg bringen können, ohne Aufsehen zu erregen. Also kauern wir uns in eine dunkle Ecke und fressen soviel als möglich saure Gurken in uns hinein.

Sonderbar: das Zeug schmeckt komisch. Einige fangen an zu stöhnen, unheimliche Geräusche werden laut. Wir sind vergiftet! Der Magen kehrt sich um. Einer hält eine Gurke in das Licht des Sonnenbrenners und findet sie weiß von Schimmel. – Der Proviandmeister hatte das Faß schon ausgemustert, es sollte über Bord geworfen werden.

Nach dieser bitteren Erfahrung habe ich immer einen guten Grund, mich von Beutezügen dieser Art zu drücken.

Allein damit, daß ich arbeiten kann wie die andern, ist es nicht getan. Um eine Stellung zu gewinnen, muß man sich noch auf andere Weise durchbeißen. Im Anfang habe ich mich widerstandslos stoßen und beschimpfen lassen im Gefühl meiner völligen Wertlosigkeit. Allmählich merke ich, daß mir das schlecht bekommt, daß besonders die Jüngeren immer frecher werden. Aber noch bin ich feige, noch setze ich mich nicht zur Wehr. Denn ich glaube, die ganze Meute wird sich auf mich stürzen, wenn einmal eine Hauerei beginnt.

Eines Abends macht sich ein junger Matrose über das Bild des Mädchens lustig, das über meiner Koje hängt. Damit ist endlich Schluß bei mir: "Zieh die Jacke aus und komm an Deck, wenn du ein Kerl bist!"

Im Versaufloch unter der Back fangen wir an zu ringen. Von der Back her schauen die Heizer zu und feuern uns mit Rufen an, von der Brücke her die Steuerleute. Sogar der Rudersmann läuft vom Rad weg und beugt sich über die Reling.

Der Seemannsringkampf ist eine Art *Catch-as-catch-can*; es setzt auch Schläge dabei. Die Wut läßt mich alle Zaghaftigkeit vergessen. Ich gehe drauf wie ein Stier und merke zum größten Erstaunen, daß der andre, trotz viel kräftigerer Muskelbildung, gar nicht so stark ist, wie ich erwartet habe. Wir keuchen, stöhnen, knirschen mit den Zähnen, rollen auf dem glatten Eisendeck herum. Ein paarmal werde ich gegen die Verrschanzung geschleudert wie eine Ratte, die ein Hund abschüttelt. Ich werde immer wütender. Nach zehn Minuten habe ich den andern im Schwitzkasten. Sein purpurroter Kopf liegt zwischen meinen Rippen und meinem Arm gepreßt. Ein paarmal frage ich: "Willst du Ruhe geben?" Er stöhnt: "Nein."

Und er gibt nicht eher Ruhe, bis ich ihn platt an Deck habe, und als er wieder hoch kommt und nochmal anfangen will, habe ich ihn in zwei Minuten zum zweitenmal platt unter mir.

Die ganze Mannschaft pfeift und johlt: "Ho, Matrose, der sich vom Leichtmatrosen vertrimmen läßt!"

Von dem Tag an bin ich "ein feiner Kerl" und voll aufgenommen. Eine schon auf der Schule erprobte Lehre hat sich wieder mal als richtig erwiesen: nur wer den Mut hat, sich zu wehren, der gilt. Zum zweitenmal vergesse ich das nicht.

VORM MAST – ACHTERM MAST

In diesen Jahren nach der Revolution hat beinahe jeder nur mit halber Kraft gearbeitet. Es ist gar nicht zu sagen, wieviel dadurch an Wiederaufbauarbeit verlorengegangen ist, die uns so not tat, wieviel Geltung und Ansehen der deutsche Namen in der Welt dadurch verloren hat und wie wenig glücklich man sich bei alledem gefühlt hat. Denn es macht nicht froh, eine Arbeit künstlich hinzuschleppen, sie schlecht zu verrichten. Ganz im Gegenteil, es macht mißmutig und ermüdet mehr als der volle Einsatz des Mannes.

Unsere Mannschaft scheidet sich in zwei grundverschiedene Menschentypen: in die echten Seeleute und die Politiker. Die Politiker sind in der Minderzahl, tatsächlich sind sie nur eine kleine Gruppe, aber sie bestimmen doch den Geist des Schiffes und die ganze Art, wie gearbeitet wird. Sie wollen uns alle Lust und Liebe an der Arbeit nehmen und erklären voller Hohn, das geschehe ja alles nur fürs Kapital. Sie freuen sich über jeden Verlust und über jeden Schaden, den das Schiff erleidet, und sie sorgen dafür, daß so wenig wie möglich und so schlecht wie möglich gearbeitet wird.

Der Seemannsberuf erfordert Kraft, Gewandtheit, oft auch Mut; jeder echte Seemann ist stolz darauf, daß er diese Eigenschaften besitzt. – Ist es da nicht ärgerlich und zum Lachen, wenn bei jeder Arbeit, die irgendwie mit Gefahr verbunden ist, einer ruft: *"Mensch, mach dich doch nicht kaputt für die Kompanie, die zahlt nicht für deine Knochen!"* Aber da fühlt er sich beschämt, der Seemann, der nur einfach denken kann; der andere ist ja soviel klüger, dem die großen Worte wie Honig von den Lippen fließen: von der Weltrevolution, von den Proletariern aller Länder und von den Blutsaugern des Kapitals. So schämt er sich denn, tritt kurz, schafft mit halber Kraft, so sehr ihm das widerstrebt. Wenn eine geringe Last zu bewegen ist, die ein Mann gut bewältigen könnte, dann ruft gleich einer: *"Mensch, heb dir keinen Bruch!"* Das sieht sehr lächerlich aus, wenn dann eine ganze Kolonne einen spärlichen Balken trägt. Manchmal springt unser großer Bootsmann dazwischen, schiebt eine Schulter unter den Balken und hebt ihn bei seiner Riesenlänge hoch über die Köpfe der anderen. Im Leerlauf trottet die Kolonne mit und fühlt sich beschämt. So geschieht fast alles an Bord mit einem ganz übertriebenen Aufwand an Zeit und Mühe. Solange Schiffe fahren, hat es auf See nur Befehl und Gehorsam gegeben, keine Demokratie. Es erscheint mir untragbar, wie jetzt vor dem Manöver, das die Kräfte aller Wachen erfordert, erst langwierige Verhandlungen stattfinden müssen; man schickt Kommissionen zum Kapitän, um möglichst viele Überstunden herauszupressen.

Dabei ist doch das Schiff für uns das, was der Boden für den Bauern ist: Gesetz. Boden muß bestellt werden, Saat und Ernte, Drusch und Pflügen müssen sein. Schiffe müssen fahren, darum müssen sie sie anständig bearbeitet, gepflegt und behandelt sein. Es ist doch unser Schiff, ganz gleich, ob es dem Namen nach der Reederei gehört. Wir wohnen auf ihm, es ist unsere Heimat, unsere Sicherheit. Wirkliche Seeleute spüren das, nur unter dem Druck der anderen geraten sie in eine eigentümliche Verlogenheit. Mit dem Mund reden sie daher, als ginge das Schiff sie gar nichts an, als hätten sie kein *Schiffsinteresse*. Aber sie reden nur so, in Wirklichkeit lassen sie das Schiff nicht im Stich. Die besten bleiben unbeirrt erfüllt von ihrer Arbeit, die besten verstehen nicht, daß man ihre Arbeit mit Politik vermengt, und sie verachten die Politiker.¹⁰⁵

Denn es ist eigentümlich, daß die großen Redner an Bord fast alle körperlich schwächlich und untüchtig bei der Arbeit sind. Es ist mir oft ein Rätsel, daß die Heizer ihren radikalen Zellenobmann nicht verhauen, *denn er reißt auf ihre Knochen*, sie müssen seine Arbeit mit verrichten. Er nutzt sie mehr aus als die Reeder, trotzdem hören sie auf ihn. Es macht zornig, wenn solche Kerle schadenfroh die Hände reiben, weil dem Schiff ein Schaden geschieht, wenn ein Anker verlorenght oder ein Poller aus dem Kai gerissen wird, wenn die Reise Zeitverlust erleidet durch Streik oder Maschinenschaden.¹⁰⁶

Es gibt auch keine Schiffsgemeinschaft bei uns an Bord. Unsichtbar ist in der Gegend des Vormastes eine Scheidewand errichtet. Vorm Mast und achterm Mast lebt man in völlig getrennten Welten. Die Mannschaft überschreitet die Grenze nur, wenn es zur Arbeit geht, für die Offiziere ist sie so gut wie versperrt. So getrennt sind diese Welten, daß das Schiff zeitweise unter verschiedenen Flaggen fährt: achtern weht die schwarzweißrote, vorn haben die Heizer das rote Inlett einer aufgerissenen Matratze als rote Fahne an der Lampenjolle hochgeheißt. Heute würde man das Meuterei nennen. Meuterei lag in diesen Jahren beständig auf der Lauer, oft genug brach sie aus. Man wagte nur nicht, das Ding bei Namen zu nennen. Die Geschichte, die die Logbücher deutscher Schiffe aus der Nachkriegszeit erzählen, ist noch nicht geschrieben. Einmal wollte unser Erster Maschinist in das Logis der Heizer, ich glaube, weil ein Diebstahl vorgekommen war. Nur ganz knapp kam er mit heiler Haut heraus und in großen Sprüngen: sie hätten ihn fast totgeschlagen. Als er sich beschwerte, zuckte der Kapitän die Achseln: "Was gehen Sie da hin, ich gehe da auch nicht hin."

¹⁰⁵ Hier zeigt sich der Widerspruch von angemessenem Arbeitsethos und seiner Funktionalisierung durch die Kapitaleigner, der in dieser Zeit erstmalig Thema der gesellschaftlichen ("politischen") Aufmerksamkeit wird.

¹⁰⁶ Lenin schrieb in dieser Zeit 'Der „Linke Radikalismus“, die Kinderkrankheit im Kommunismus' (1920).

So wie die Schiffsgesellschaft in die Gruppen: *vorm Mast* – *achterm Mast* zerfällt, so klappt auch ein Abgrund zwischen dem seemännischen und dem Maschinenpersonal. Oft sind diese Gruppen miteinander verfeindet, und zwar je länger die Reise dauert, desto heftiger, so daß sie schließlich kaum mehr Umgang miteinander haben. Die durch den Beruf geschaffenen Unterschiede sind so stark, daß sie rein körperlich sehr auffallen. Man erkennt einen Matrosen leicht an Gang, Haltung, Beweglichkeit und gesunder Hautfarbe, und umgekehrt den Heizer an seiner Blässe, an der von Schweiß und Hitze gewissermaßen ausgelaugten Muskulatur, an einer ganz bestimmten Haltung der nach vorn gekrümmten Schultern, der lang und schwer herabhängenden Arme. Ihn kennzeichnet die Bewegung, wie er den Zipfel des Schweißtuchs im Mund hält, der schlurfende Gang, den die Holzklinken erzeugen, die gekrümmten Finger. Auf langen Reisen kommt es häufig vor, daß Matrosen an die Stelle von erkrankten Heizern treten müssen. Das ist nun merkwürdig: ein Matrose lernt sehr schnell die Heizerarbeit, aber ein Heizer kann fast nie Matrose werden. So verschieden sind die Anlagen der Menschen.¹⁰⁷

Die gleiche Kluft, wie zwischen Heizern und Matrosen, besteht auch zwischen Steuerleuten und Maschinisten, eine Rivalität und Eifersucht der Berufe. Die Abgeschlossenheit der Schiffsgesellschaft von der Außenwelt, das Leben dicht auf dicht, begünstigt den Zerfall in kleine, sich befehdende Gruppen. Wenig gute Steuerleute habe ich kennengelernt. Gut im Sinne der Reedereien waren wohl viele, weil sie die Technik ihres Berufs verstanden. Aber ein Steuermann muß mehr sein als ein Nautiker, ein Führer von Menschen muß er sein, er muß umgehen können mit der Mannschaft, ohne sich darum gemein zu machen oder seiner Stellung etwas zu vergeben. Solch ein geborener Führer müßte auch der Betriebsingenieur sein, der Lehrer, überhaupt jeder, der über Menschen zu befehlen hat. Hätten wir viele solche gehabt, es würde niemals eine Revolution gegeben haben.

Aber unter den Steuerleuten der Handelsmarine sind wenig geborene Führer. Die meisten entstammen kleinen Verhältnissen. Wohl sind sie selbst Matrosen gewesen und haben jahrelang *vorm Mast* gelebt. Man sollte meinen, das müßte sie der Mannschaft näherbringen. Das Gegenteil ist richtig: gerade weil sie als Steuerleute mit ihren Händen nicht mehr zu arbeiten brauchen, erscheint ihnen die Handarbeit als etwas Untergeordnetes. Jeden Handgriff, den sie zuweilen tun müssen, empfinden sie fast wie eine Beleidigung. Gerade weil sie sich emporarbeiten mußten, sind ihnen Schlips und Kragen, höhere Heuer, besseres Essen, die eigene Kammer wie Orden; die Arbeit der Matrosen erscheint dann um so niedriger. So ist es auch bei der Kriegsmarine gewesen, wo der Deckoffizier, der gehobene Unteroffizier, weniger Fühlung mit der

¹⁰⁷ Eher sind die tätigkeitsbereiche unterschiedlich komplex. – Hier wieder das rassistische motiv.

Mannschaft hatte als der Offizier. Führer sein und dabei doch den Untergebenen ganz Kamerad, das kann nur einer, der als Herr geboren ist.¹⁰⁸

Ich habe die Steuerleute nie beneiden können. Ihr Leben ist armseliger, enger, mehr von Neid und Eifersucht und Streberei erfüllt als das unsrige. Ein seefahrendes Kleinbürgertum ist hier herangezüchtet worden, das mit dem Wesen des echten Seemanns wenig mehr zu tun hat. Nur auf Segelschiffen und ganz kleinen Dampfern kann man heute eine Schiffsgesellschaft finden, die der Volksgemeinschaft entspricht, die wir erstreben.¹⁰⁹

Seit ich Kamerad unter Kameraden geworden bin, hat ein glücklicheres Leben für mich begonnen. Das Erlebnis der Wärme, während in Deutschland strenger Winter herrscht, die Begegnung mit den Tropen ist für mich ein Wunder. Mit unendlicher Neugier forsche ich die Kameraden aus nach den Ländern, denen wir entgegenfahren: "Wie ist es denn in Südafrika, in Australien? Wie sieht das Land aus, wie sind die Städte? Seid ihr im Urwald gewesen, habt ihr eine Farm gesehen, wilde Tiere, Eingeborene?"

Immer wieder bin ich ganz erstaunt über die Armseligkeit des Erlebens, die aus den Antworten spricht. Da sind Menschen, die fahren seit zwanzig Jahren zur See, die kennen aller Herren Länder. Und was haben sie gesehen? – Kneipen und Bordelle, ein paar öffentliche Denkmäler, ein paar große Straßen (die immer mit den größten Straßen der Heimat verglichen werden und dabei schlecht abschneiden). Einige Waren kennen sie, die das Schiff ladet, den Geschmack der oder jener Frucht, die Art und Mischung etlicher Getränke. Das ist schon ungefähr alles.

Später habe ich das besser begreifen können: tatsächlich sieht der Seemann wenig von der Welt, denn er erlebt im Grunde nur die Hafencities, die sich auf der ganzen Welt ähnlich sehen. Aber diese Erklärung genügt nicht.

Erschreckend ist die Armut der Erlebnisfähigkeit bei den meisten. Wenn sie im Ausland an Land gehen, so suchen sie nur das Bekannte, das der Heimat möglichst nahe Verwandte. Das Fremde, Unbekannte scheuen sie. Merkwürdig früh setzt eine Stumpfheit des Empfindens ein, daß viele überhaupt nicht mehr an Land gehen, um etwas zu sehen, sondern nur, um die primitivsten Bedürfnisse zu befriedigen. "*Fein amüsiert – von nichts mehr gewußt*", ist ein typischer Seemannsausspruch, der den höchsten Grad an Vergnügen bezeichnet.

¹⁰⁸ An dieser Stelle wird besonders deutlich, wie Hauser unbefriedigende soziale Erfahrungen umgehend relativiert durch privat-ideologische Behauptungen.

¹⁰⁹ Dieses "wir" ist zweifellos als schultergeschluß mit der NS-Ideologie (oder zumindest mit deren propagandistischer verhüllung) gemeint.

Nun sind die Alten, die Erfahrenen, ein Vorbild für die Jungen, die ihre Haltung möglichst genau nachahmen. Darum wirkt diese frühe Stumpfheit, dieser Mangel an Neugier, ansteckend. Oft sind wir an fremden Küsten nach wochenlangem Planen und Vorbereiten mit der ganzen Bande losgezogen, um in den Urwald zu gehen, die Fremde zu erobern. Wenn wir dann aber wirklich am Rand des Urwalds standen, und es sollte eigentlich erst losgehen, dann waren wir nur noch drei oder vier Mann, die andern waren in den Hafenkneipen hängengeblieben – "versackt".

Kamen wir dann, bedeckt vom Schlamm der Sümpfe, zerkratzt von Kaktusstacheln und zerstoichen von Moskitos, beladen mit Kokosnüssen und allerlei Kuriositäten an Bord zurück, dann schoben die Alten weise die Pfeifen von einem Mundwinkel zum anderen und spotteten verächtlich: "Das habt ihr nun davon, haben wir es euch nicht gleich gesagt." Und doch wollte ich, ich wäre noch einmal so naiv und gläubig wie auf einer der ersten Reisen, als ich von einem chilenischen Hafen fortwanderte, der Lockung der Andenkette folgend, die, gleißend von Schnee, so nahe zu liegen schien. Mittags wollte ich "oben" sein und abends wieder an Bord zurück, ja, so hatte ich mir das gedacht. Und als es Abend wurde, da landete ich todmüde auf einer Estancia und vernahm, es seien noch zweihundert Kilometer bis zum Fuß der Berge, und die Berge selbst sechstausend Meter hoch und von keines Menschen Fuß betreten. – Wie herrlich war er trotzdem, dieser Tag!

Tief habe ich den Mangel an Unternehmungslust und und Abenteuerdrang gerade bei den Seeleuten gespürt, deren Beruf doch vielen als abenteuerlich und weltweit erscheint.

EINE VERHAFTUNG – EINE NEUE JACKE

Kapstadt ist der erste Überseehafen, den wir anlaufen. Das Schiff ist noch nicht fest am Kai, da haben wir schon Militärposten unter Gewehr an Deck. Kriminalbeamte drücken sich unauffällig-auffällig an den Wänden der Schuppen herum: "Keiner darf an Land."

Kein Deutscher durfte damals im britischen Dominion Südafrika an Land, wir waren verfeimt. Das Verbot erging aus Kriegshaß und aus der Furcht vor der Krankheit des Bolschewismus, von der man Deutschland befallen glaubte.

Wir alle sind zum erstenmal nach dem Krieg in Übersee oder überhaupt zum erstenmal, wie ich. Klar, daß das Verbot, an Land zu gehen, uns nach vierundzwanzig Seetagen bost.

Die Heizer sind in heller Empörung. Gleich nach dem Festmachen rotten sie sich zusammen, schwingen drohende Reden. Ich sehe sie nach achtern stürmen und über die dicken Hecktrossen sich an Land herüberhangeln. Das ist alles Sache eines Augenblicks. Wie gejagte Hasen flitzen sie, Haken schlagend, zwischen den Posten durch, um Warenballen und Schuppen herum. Weg sind sie.

Die Posten zerstreuen sich, nehmen die Verfolgung auf: jetzt ist meine Chance!

Ohne eine Sekunde zu verlieren, sause ich auf die Back, hänge mich an eine der Trossen und rutsche, in der Kniekehle und an den Armen hängend, die schräge Bahn an Land. Der Blechteller des Rattenfängers, über die Trosse gestülpt, fällt bei dem Manöver in den Bach. Schad' nichts. In entgegengesetzter Richtung wie die Heizer und ihre Verfolger sause ich davn, kreuz und quer über Schienenfelder, zwischen Schuppen rennend. Stehe auf einmal, atemlos und keuchend, auf einem großen Platz angesichts der ersten Elektrischen und der erstaunlichsten Fahrzeuge, die ich je gesehen habe: der afrikanischen Rikschas.

Jedes Kind kennt den Rikschawagen; in Südafrika sieht er genau wie in China aus, nur mit dem Unterschied, daß der Rikschakukli ein Kaffer¹¹⁰ ist. Aber wie sehen die aus! –

¹¹⁰ "Kaffern ist ein vom arabischen Kāfir („Ungläubiger“) abgeleiteter Name. Der Name kam auch bei den Christen in Gebrauch. Die europäischen Kolonialisten und Einwanderer verwendeten ihn zunächst nur für die Xhosa. Später schloss er weitere Bantuvölker ein. Namensgebungen wie Kaffernbüffel, Kaffernlimette, Britisch-Kaffraria, Kaffrarian Museum oder Kaffir Express (Zeitschrift einer Missionsschule im 19. Jahrhundert) lassen erkennen, dass

Als seien die Indianer aus dem Lederstrumpf entstiegen, nur noch viel furchtbarer und kriegerischer anzusehen. Bekleidet sind diese großen öglänzenden Neger mit Antilopenfellen und Raubtierfellen, wie die Helden der Sagen. Ihre Gesichter tragen Kriegsbemalung, kalkweiß und grellrot, die an das Hinterteil vom Pavian erinnert. Auf den Wollschädeln aber sitzen meterhohe Gebilde aus Büffelhörnern, Antilopenhörnern, Straußenfedern und anderen mächtig großen Federn. Die Hörner sind behängt mit Glöckchen; Ketten von Glöckchen und Klirrinstrumenten hängen ihnen von den Hälsen. In den Ohren tragen sie allerlei wilde Schmuckstücke, Zähne und Haarbüschel, die mit langen Patentnadeln¹¹¹ an den Ohrläppchen befestigt sind. Beine und Füße sind nackt. Da aber der Kavalier nun mal Strümpfe trägt, sind wunderschön Socken, sogar mit Strumpfhaltern versehen, mit weißer und roter Kreide auf die Waden gemalt.

Als diese furchterregende Schar einen weißen, wenn auch unvollkommen nur mit Hemd und Hose bekleideten Mann mit allen Anzeichen der Eile über den Platz stürmen sieht, da springen sie wie ein Mann von den Deichseln ihrer Wagen auf und beginnen eine Art Kriegstanz. Sie springen zwischen die Deichselgabel, lüften sie an, stampfen und steigen wie feurige Rosse mit ihren starken, langen Beinen. Einige stürmen auch ein paar Schritte vor, um ihre Kraft und Schnelligkeit zu zeigen, halten in eleganter Kurve dicht vor meinen Füßen.¹¹²

Sprachlos vor Staunen schüttle ich den Kopf und winke ab; ich habe kein Geld.

Mit klopfendem Herzen wandere ich in die Stadt hinein, erwarte natürlich, sie ganz fremdländisch zu finden. Mit Staunen merke ich, daß ihr Charakter völlig europäisch ist. Ja, die öffentlichen Gebäude kommen mir geradezu bekannt vor. Tatsächlich, ich kenne sie: von Postkarten aus London her. Die meisten sind Nachbildungen der entsprechenden Bauten in London. Auch als vom Rathausurm die große Uhr Glocke klingt, kenne ich den Ton: das ist ja *Big-ben*, nichts anderes.

Ich habe Jahre gebraucht, um diese europäische Bauweise in tropischen und subtropischen Ländern zu verstehen. Ich hielt sie zunächst nur für Phantasielosigkeit, für Mangel an Einfall bei den Architekten. Dann aber habe ich herausgefunden, daß

der Ausdruck anfangs weniger wertend gebraucht wurde. In den Zeiten der Kolonialisierung und der Apartheid dagegen wurde er als Schimpfwort verwendet." (*Wikipedia*)

¹¹¹ Gemeint sind vermutlich nicht die heutigen patentnadeln (blindennadeln), sondern sicherheitsnadeln.

¹¹² Derartige *touristen-rikschas*, betrieben meist von zulus in phantasievoller verkleidung, kamen ende des 19. jahrhunderts auf und sind in südafrika noch heute eine *touristenattaktion*.

es in Wirklichkeit das Heimweh des Europäers ist, das solche Bauten erzeugt, weil es die Bilder der Heimat sich hervorzaubern möchte.¹¹³

Ziemlich gottverlassen irre ich unter den Arkaden der eleganten Ladenstraßen, mache um jeden Polizisten einen Bogen oder verberge mich hinter dem Rücken der Passanten. Die Rücken der Südafrikaner sind zum Glück ziemlich breit. Mein Gewissen schlägt: vielleicht versäume ich mein Schiff? – Aber die Neugier treibt mich immer weiter vor.

Die Pracht der Läden, der große Autoverkehr, die Eleganz der Frauen erstaunen mich. Ich habe mir das alles ganz anders vorgestellt. Afrika, das war für mich bisher: *'Bilder aus den deutschen Kolonien'*¹¹⁴ mit Ochsenkarren und vierundzwanzig langgehörnten Ochsen davor, Farmer in großen Hüten, Löwen in der Steppe. Jetzt schnuppere ich dem Parfümduft jeder Dame hinterher und wundere mich, wie bleich doch die Gesichter der Weißen sind, trotz der glühenden Sonne.

So komme ich schließlich bis zu dem berühmten Cecil Rhodes-Park. Und dort, wie ich versunken herrliche grellrote Blumen und haushohes Bambusgebüsch anstarre, da geschieht es: eine schwere Hand legt sich auf meine Schulter; ich wende mich um, blicke in das breitgrinsende Gesicht eines Bobby.

Er ist im Krieg gewesen, hat mit der englischen Besatzung am Rhein gestanden, und so ist alles in Ordnung: in bester Unterhaltung über die Schönheiten von Köln und Umgebung, langten wir auf der *Hannover* an. Mit Händeschütteln sagen wir: "Good bye."

Das Erlebnis von Kapstadt ist typisch für die durchaus verschiedene Haltung, mit der das Ausland uns Deutschen nach dem Krieg entgegentrat. Unter den farbigen Völkern, besonders in Indien, herrschte vielfach eine große Begeisterung für

¹¹³ Immerhin eine originelle Interpretation des kolonialistischen Dominanzstrebens! – "1910 wurde die Südafrikanische Union durch den Zusammenschluss der vier Provinzen gegründet. Die Union war von Anfang an unter Kontrolle der Weißen. Schwarze wie auch Farbige und Asiaten erhielten kein Wahlrecht, obwohl es Bemühungen dieser Art durch den Missionar James Stewart gegeben hatte. Nur an den Provinzregierungen durften sie partizipieren. Des Weiteren war jeglicher sexueller Kontakt zwischen den unterschiedlichen als „Rassen“ bezeichneten Bevölkerungsgruppen verboten. Die Segregationspolitik wurde durch die weißen Machthaber mit einer wachsenden Zahl von Gesetzen untermauert. Der Mines and Works Act legte 1911 die ungleiche Behandlung der Weißen und Schwarzen in der Wirtschaft fest. Das wohl wesentlichste Gesetz der räumlichen Trennung, der Natives Land Act, wurde 1913 in Kraft gesetzt. In der Folge durfte die schwarze Bevölkerung nur noch in den ihnen zugewiesenen Reservaten Land erwerben. Diese Areale umfassten rund 7,3 Prozent des südafrikanischen Territoriums. Zehn Jahre später vollzog der Natives Urban Areas Act die räumliche Trennung auch in städtischen Gebieten." (*Wikipedia*)

¹¹⁴ Deutsche Kolonialgesellschaft (Hrsg.): *'Bilder aus den deutschen Kolonien'* (Essen 1908; Neuaufgabe Paderborn 2012)

Deutschland, geweckt vor allem durch die Taten der *Emden*.¹¹⁵ Zum erstenmal hatten diese Völker erlebt, daß ihre Herren nicht unbesieglich waren.

Aber es gab auch andere Erlebnisse: Wir lagen einmal mit Maschinenschaden im Roten Meer. Als Zeichen der Manövrierunfähigkeit war eine rote Lampe am Vortopp hochgehißt. Ein großer französischer Passagierdampfer fuhr in Sichtweite an uns vorbei und morste mit seiner Signallampe zu uns herüber: "What shop?" Als er Namen und Nation erfahren hatte, morste er zurück: "Hoffentlich ersauft ihr Schweine."

Das ist in meiner Erfahrung der einzige Fall gewesen, daß der Kriegshaß sich stärker zeigte als die Kameradschaft der See.

Da inzwischen auch alle unsere Heizer wieder eingefangen sind, verlassen wir Südafrika ohne Verlust, ja sogar mit Gewinn: die Besatzung hat einen Mann dazu bekommen, und ich habe meine Ausrüstung um ein Jackett vermehrt.

Der Mann ist von einem anderen deutschen Schiff gekommen, das sich auf der Heimreise befindet. Er ist Heizer, sieht aber eigentlich mehr wie ein Schneider aus, ein kleiner, krummer Kerl mit einem sehr langen und sehr dünnen Schnurrbart, dessen traurig herabhängende Enden ihm das Aussehen eines betrübten Seehunds geben. Wie er so am Kai auf unser Schiff lostippelt, barhäuptig, eine riesige, altmodische Reisetasche fast am Boden schleifend in der Hand, einen ebenso riesigen schwarzen Regenschirm unter dem anderen Arm geklemmt, da müssen wir alle lachen. Der arme Mann muß so schrecklich unter dem Pantoffel seiner Frau leiden, daß er sich nicht nach Hause getraut, statt dessen lieber nach Australien fährt.

Mit dem Jackett verhält es sich so: Mein Landgangszeug entsprach in keiner Weise mehr den Begriffen von Eleganz, die ich in Kapstadt wieder aufgefrischt hatte. Nun war mir unter den Schauerleuten ein Neger aufgefallen durch ein unerhört elegant geschnittenes blaues Jackett. Da es auf meine Figur ausgezeichnet zu passen schien, verlangte mein Herz nach ihm. Ich erfand sofort eine romantische Geschichte: von einem ersten englischen Schneider gebaut, war das Jackett mit einem verlorenen Sohn der Aristokratie nach Südafrika gereist, und angesichts der Hitze hatte der verlorene Sohn es dem Neger geschenkt, der sein Gepäck an Land getragen hatte.

¹¹⁵ "Die *SMS Emden (1908)* war ein Kleiner Kreuzer der deutschen Kaiserlichen Marine. Ihr Einsatzgebiet lag überwiegend im Fernen Osten. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs wurde die *Emden* zum selbständigen Handelskrieg in den Indischen Ozean entsandt. Dort versenkte sie innerhalb von zwei Monaten 23 feindliche Handelsschiffe und zwei Kriegsschiffe oder brachte sie auf. Am 9. November 1914 unterlag sie in einem Gefecht mit dem australischen Kreuzer *Sydney* nahe den Kokosinseln. Die *Emden* war der erfolgreichste deutsche Kreuzer in überseeischen Gewässern und gehört zu den bekanntesten Kriegsschiffen der Kaiserlichen Marine." (Wikipedia) – Es gab daneben die *Emden II (1916)*.

Möglich, daß es so war; auf alle Fälle pirschte ich mich an den Neger heran, erstand das Jackett nach langem Handel im Tausch gegen einen Regenmantel.

Jetzt erst auf See habe ich Zeit, das Ding anzuprobieren. Es steht mir wirklich ausgezeichnet, aber merkwürdig: die Kameraden im Logis rümpfen die Nase und murmeln allerhand über schlechten Geruch. Höchst gekränkt und ungläubig halte ich den Ärmel an die Nase: tatsächlich, es stinkt. Da ist nichts zu beschönigen. Außerdem ist es voll Flecken, also 'rein damit ins Waschfaß.

Ich erbettle eine Pütz Süßwasser, schneide einen ganzen Riegl Seife in Späne, werfe außerdem zwei gute Hände voll Soda nach. In diese tüchtige Lauge lege ich nun das Jackett: es ereignet sich so etwas wie ein unterseeischer Vulkanausbruch. Das Wasser trübt sich augenblicklich; nach drei Minuten ist es kaffeebraun und stinkt in einer Weise, wie man's kaum für möglich halten sollte. Die Kameraden im Waschhaus treiben mich fluchend samt meiner Pütz auf die Back hinaus und an die frische Luft.

Dreimal setze ich neue Lauge an; jedesmal hat das Jackett einen ganzen Tag lang in der Lauge gelegen, nachdem es gründlich durchgewaschen war. Und es stinkt noch immer! Stinkt unbegreiflich wundersam wie ein ganzes Raubtierhaus.¹¹⁶

Verzweifelt binde ich es schließlich an meine Wäscheleine, werfe es über Bord wie einen Köder an die Angel, lasse es vierundzwanzig Stunden mit zwölf Seemeilen-Fahrt durch den Atlantischen Ozean schleifen. Laß die andern sich ruhig halbtot lachen über das Manöver; es ist so ein schönes Jackett.

Schließlich hängt es an der Leine. Ich bin fest entschlossen, nicht mehr an ihm zu riechen. Sollen die andern sich die Nasen zuhalten. – In getrocknetem Zustand finde ich es seltsam verändert. Es ist nicht mehr dunkelblau, sondern ganz hellblau, ja stellenweise geradezu weiß. Außerdem ist es aus allen Nähten geplatzt.

Ich bin niemals ein besonders guter Schneider gewesen, aber in diese Jacke habe ich meinen Ehrgeiz gesetzt. Ich übertreibe nicht: Neunzehn Tage lang habe ich meine ganze Freizeit verbracht, an dem verdammten Jackett herumzuflicken – bis zur australischen Küste. Als Schneider vorn auf der Back war ich eine stehende Figur, so eine Art Gallionsfigur geworden. Man brauchte nie nach mir zu fragen, man wußte immer, wo ich war: *"Hein? – Der sitzt doch auf der Back und flickt an seinem Nachtschichtpäckchen."*

¹¹⁶ Die rassistische Standardassoziation!

Zusammenbekommen habe ich das gute Stück, aber seine Eleganz gewann es nie zurück. Trotzdem hat es noch lange treu gedient, besonders in den kühlen Nächten auf dem Ausguck. Es wurde dabei so beliebt, daß es Tag und Nacht im Mastkorb blieb; jeder neu aufziehende Posten zog es an. Auf diese Weise bekam auch ich es immer warm geliefert wie ein frisches Brötchen vom Bäcker.

Sonderbar: es hat sich nie von dem Verdacht, zu stinken, richtig reinigen können. Seine Beliebtheit hielt sich nur in frischer Luft.

KÖNIG VON ADELAIDE

Riesige Albatrosse begleiten unser Schiff fast auf dem ganzen Weg von der Südspitze Afrikas bis nach Australien. Aus der Unendlichkeit des Ozeans sind sie aufgetaucht. Sechs Riesenvögel, deren Flügel bis zu vier Metern klaffern. Ich kenne bald jeden einzelnen. Fünf sind weiß mit ein paar grauen Schwungfedern und Tupfen. Am schönsten ist ein ganz dunkelgrauer, dessen Gefieder wie Seide in der Sonne glänzt. In rätselhafter Unbeweglichkeit hängen sie über dem Schiff, halten sich in seiner Fahrtgeschwindigkeit, oft viertelstundenlang ohne den geringsten Flügelschlag.

Ich liebe es, ihnen zuzusehen, wenn ich am Ruder stehe. Sie schweben keine zehn Meter über meinem Kopf. Ihre gelben, stark leuchtenden Augen suchen unablässig die Wasserfläche zu beiden Seiten des Schiffs, auch mich behalten sie beständig im Blick. Ich bilde mir ein, es bestünde eine Art Freundschaft zwischen uns. Oft sehe ich, wie einer eine Kralle aus der geschlossenen Glätte des Gefieders hervorzieht und sich mit ärgerlicher Bewegung kratzt, die Milben jucken ihn. Wie gut man ihm das nachfühlen kann! Da aber erscheint vorn im Versaufloch der "Moses" mit der Back voll Speiseresten. Sofort spannt sich der Flug der Albatrosse. Wie das Essen in glitzerndem Sturz ins Meer fällt, legen sich die großen Segler in die Kurve: saugend, daß ich ordentlich den Luftzug spüre, streichen sie nach achtern ab.

Sonderbar, daß unsere oft rohen und grausamen Seeleute keinen Versuch machen, Albatrosse oder Möwen zu fangen. "Das sind unsere Tauben", sagen sie und betrachten sie mit zärtlichen Blicken. Mit andern Vögeln verhält es sich anders. Ich habe oft erlebt, wie in Herbststürmen oder Frühlingsstürmen Scharen von Zugvögeln in völlig erschöpftem Zustand sich auf unser Schiff niederließen, so kraftlos, so in letzter Not, als fielen Steine vom Himmel. Ziemlich mühelos konnte man sie aufsammeln. Die Schiffsjungen warfen viele mit Kartoffeln tot. Nur einmal zeigte ein alter Matrose Mitleid. Ein Schiffsjunge hatte eine ganze Schar kleiner Meisen noch lebend in eine Zigarrenkiste gestopft und die Kiste in seine Koje gestellt. Als wir beim Essen saßen, begannen die Vögelchen in der Kiste zu scharren und zu piepen. Der Matrose sprang auf mit einem Fluch, öffnete das Bullauge, ließ die Vögel frei.

Im Roten Meer fing ich einmal einen Falken. Es gibt dort eine Art von schönen Falken, deren Schwinge so lang sind, daß die geschlossenen Flügel sich am Schwanz des Vogels überkreuzen. Sie suchen gern die Mastspitzen der Schiffe auf, sie kennen die Menschen so wenig, daß sie kaum Furcht vor ihnen zeigen. – Es war an Bord eines

Passagierdampfers. Als ich an einem mond hellen Abend einen Falken auf dem Flaggenknopf vom Achtermast aufbaumen sah, beschloß ich ihn zu fangen. Lautlos, mit nackten Füßen, nur mit einer Hose bekleidet, kletterte ich die eisernen Sprossen der Leiter hinauf, die noch heiß waren von der Sonnenglut des Tages. In Höhe unseres Schornsteines geriet ich in Rauch, wurde schwarz wie ein Schornsteinfeger, außerdem halb erstickt. Die Passagiere, die irgend jemand aufmerksam gemacht hatte, verfolgten gespannt die Jagd. Immer größer wuchs der Falke über mir, immer langsamer glitt ich aufwärts, damit er ja aushielt. Der Falke starrte wie gebannt in den vollen Mond. Zoll für Zoll schob ich mich das letzte Ende der Mastspitze hinauf, dort, wo schon keine Leiter mehr war. Das ganze Mastende vibrierte stark beim Arbeiten der Maschine.

Endlich hing meine Hand bebend über seinem Rücken. Tief holte ich Atem, nahm alle Kraft zusammen, packte zu: ich hatte ihn.

Ich riß den Vogel vom Flaggenknopf herunter, preßte ihn fest unter meinen rechten Arm und begann zugleich die Mastspitze herunter zu rutschen.

Das Tier war weit stärker, als ich erwartet hatte. Nach seinem ersten Schreck begann es mit seinen scharfen Krallen auf meine bloße Haut ganz furchtbar einzuschlagen. Ein scheußlicher Schmerz; am liebsten hätte ich den Vogel losgelassen, aber das ging gegen die Ehre. Verzweifelt suchte ich nach irgendeinem Abwehrmittel. An der obersten Leitersprosse angekommen, klammerte ich mich fest, streifte mit zwei Griffen meine Hose ab, wickelte den Falken in die Hose, klemmte das Bündel unter den Arm. Nun schien alles gut zu sein. Hand über Hand glitt ich die Leiter hinab, eilig, damit der Falke nicht unterwegs erstickte. Von unten stieg ein sonderbares Brausen zu mir auf. Ich schaute hinab: da standen die Passagiere auf Bootsdeck und Promenadendeck gedrängt, verfolgten mit schallendem Gelächter das Manöver meiner nackten Gestalt im Mondlicht.

Vergeblich suchte ich Deckung, da war nichts zu machen. Sowie ich das Bündel mit dem Falken an die der Bedeckung am bedürftigsten Körperteile hielt, begann das Biest wieder zu hacken. Das beschleunigte meinen Abstieg immer mehr, so kam ich denn wie ein geölter Blitz mit zerschundenen Händen unten an.

Da war nun aber keiner, der mir etwa irgendein Bekleidungsstück gereicht hätte. Heizer und Matrosen klopfen sich brüllend auf die Schenkel, ließen mich das ganze Deck entlang Spießruten laufen.

Den Falken hatte ich schnell in eine Kiste gesteckt. Aber während ich im Waschhaus war, holten die Heizer ihn aus meinem Logis heraus. Mit Wut und Entsetzen sah ich, daß sie ihm bereits die Flügel abgeschnitten hatten. Als er mit geöffnetem Schnabel verzweifelt sich zu wehren suchte, hielten sie ihm Messerklingen hin. Dann gossen sie ihm Seewasser in den Schnabel. Bleich vor Wut fuhr ich zwischen sie, aber sie schrien, der Falke raube Möwen, und es sei nur gerecht, ihn "zu bestrafen".

Ich sah, daß das Tier nicht mehr zu retten war, gab schnell der Kiste einen Stoß, daß sie über Bord flog, und erlöste so den Falken von seinen Qualen.

Zurück zu der Reise der *Hannover*: Am neunzehnten Tag sichten wir voraus ein flaches Land, das uns bald ganz umschließt. Wir gehen einen Fluß herauf, einen Fluß voller Jachten und Fischerboote, von denen Scharen junger Menschen uns fröhlich zuwinken. Es ist ein Sonnabendabend, an dem wir festmachen in Port Adelaide.

Zum erstenmal haben wir nun Zeit und Freiheit, an Land zu gehen. Ich fiebere dem Sonntag entgegen. Ganz allein und weiter als alle anderen will ich ins Innere.

Früh um sieben breche ich auf, angetan mit meinem besten Landgangszeug, einer Tennishose und dem Niggerjackett. Da ich gar kein Geld habe, muß ich ausgiebig frühstücken, um den ganzen Tag auszuhalten. Ich habe Glück, in der Kambüse rührt gerade der Koch Kakao an, den er stets am Sonntagmorgen macht. Er gibt mir ein ganzes Litermaß voll. In tiefen Zügen schlürfe ich alles langsam ein.

Von der Geographie des Landes habe ich keine Ahnung. Ich sehe eine Kette brauner Berge am Horizont, und diese Berge locken mich als Ziel. Daß sie mehr als hundert Meilen entfernt sind, ahne ich nicht. Es ist mir später noch oft so gegangen. Die klare Luft südlicher Länder täuscht über die Entfernungen. Port Adelaide, eine ziemlich häßliche Hafenstadt, einer Arbeitervorstadt Londons ähnlich, habe ich bald hinter mir gelassen. Vor mir dehnt sich eine schnurgerade Asphaltstraße, schattenlos bis auf ein paar Gebüsch mit seltsam grauem, wie bestaubtem Laub.

Diese Landstraße wandere ich entlang. Mit der höher steigenden Sonne beginnt die Luft über dem Asphalt zu flimmern. In einiger Entfernung sieht die Straße täuschend ähnlich einem Wasserarm. Es ist wie eine Fata Morgana, ich hoffe immer, dies Wasser zu erreichen, das aber vor meinen Augen in stets gleicher Entfernung bleibt. Wenn Fahrzeuge kommen, scheinen ihre Räder hoch in der Luft einher zu rollen.

So wandere ich siebzehn englische Meilen.¹¹⁷ Die Landschaft ist völlig flach, sie besteht meist aus Weiden und Pferdekoppeln. Scharen hübscher Pferde kommen angaloppiert und verfolgen mich, neugierig schnaubend, die ganze Länge der Drahtzäune entlang. Ich bin enttäuscht. Hatte mir vorgestellt, daß es in der Freiheit Australiens gar keine Zäune gäbe. Wollte eigentlich einen Gaul einfangen und galoppieren. Ich habe ein gutes Ende Leine in der Tasche bereitgehalten, gut für Zaum und Zügel.

Von Zeit zu Zeit komme ich durch Dörfer, die häßlich und nüchtern sind. Dicht an der Straße stehen kleine Wellblech- oder Bretterkirchen. Wie häßlich sind die Menschen gekleidet, wie total nüchtern und europäisch sehen sie alle aus. Einziger Schmuck der Friedhöfe sind deutsche Beutekanonen aus dem Krieg. Ein Maschinengewehr auf einem Grab – für mich eine Gotteslästerung.

Um die Mittagszeit werde ich sehr durstig. Kämpfe mit mir, trinke schließlich doch das Wasser aus einer der langen, öffentlichen Viehtränken.

Scharen kleiner Mädchen zu Pferd traben, Schulmappen unterm Arm, nach der Sonntagsschule. Über die Häuser in den Dörfern muß ich mich sehr verwundern. Ich hatte gemeint, es seien Ziegelhäuser. In der Nähe zeigt sich: die Wände sind Blech, in das Muster von Ziegeln gepreßt. Fensterbretter, Simse und andere hervortretende Bauteile sind gar nicht echt, sondern perspektivisch auf das Blech gemalt. Komische Menschen, die sich so belügen. In den kleinen Vorgärten wachsen ziemlich kümmerliche Veilchen und Vergißmeinnicht. Hauptstreben der Bewohner scheint zu sein, alles möglichst genau so zu haben wie daheim in England. Die Australier haben ja auch die Spatzen und die Karnickel aus der Heimat eingeführt – und nachher haben sie Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, sie wieder loszuwerden.

Ein Spruch, als Kind gehört, fällt mir ein: *In Australien haben die Blumen keinen Duft, die Vögel keinen Gesang, die Frauen keine Treue.*

Dort, wo ich nun endlich den Anfang des Urwalds oder der Steppe mit den Känguruhs, Emus oder den andern merkwürdigen Tieren erwarte, beginnt eine große Stadt: Adelaide. Stadt und Hafen liegen weit auseinander. Im Grunde genommen bin ich ganz froh, daß eine Stadt kommt und nicht der Urwald, denn ich fühle mich sehr hungrig, durstig und müde. Allerdings: die einzige Labe, die die Stadt mir bieten kann, ist eine Bank in einem Park; ich habe kein Geld. Auf dieser Bank sitze ich lange und beobachte voller Staunen das Leben und Treiben. Wunderbar, daß die Menschen

¹¹⁷ 17 stat.mi (englische landmeilen) entsprechen 27,35 km. Bei einem schrittempo von 3,6 km/h entspricht das rund 9 stunden wanderung. Port Adelaide und Adelaide (hausers ziel) liegen jedoch nur rund 14 km auseinander.

so einfach auf die Grasplätze gehen, daß überall die Kinder spielen dürfen. In Deutschland wäre da sicher ein Gitter und ein Verbotsschild. Dann gehe ich durch einige Straßen, die mir reich und elegant erscheinen. Hunger und Durst sind mittlerweile so gewachsen, daß mich hauptsächlich Eßwaren interessieren. Mit hängender Zunge stehe ich vor schönen Auslagen, gefüllt mit wunderbarem Obst, starre in die Schaufenster der Cafés, in denen eine Unmenge von Gläsern, gefüllt mit herrlichen Getränken, locken. Der Name des Getränks und Preis stehen auf Täfelchen am Fuße eines jeden Glases. Es gibt rote, grüne, gelbe und regenbogenfarbige Getränke, Getränke mit Eisstücken, mit Sahne, mit Schaumperlen, mit Früchten drin, mit Zitronenscheiben. In jedem Glas steckt ein Strohhalm, daß man gleich daraus hätte trinken können. Das ist kaum auszuhalten. Ich wende mich ab, angelockt von dem Gebimmel einer Elektrischen. Mit Affenfahrt kommt sie um die Ecke gesaust; ich wundere mich, daß die Passagiere nicht durch die Zentrifugalkraft rausfliegen, denn sie sitzen außen um alle vier Seiten des Wagenkastens herum. Der Schaffner steht in der Mitte zwischen den Bänken und hantiert mit zwei langen, geheimnisvollen Hebeln. Wie die Elektrische an mir vorübersaust, zischt etwas wie eine Riesenschlange aus dem Schoß der Erde hervor. Ich trete an die Schienen: seltsam! Diese Elektrische hat drei Schienen statt der gewohnten zwei, und die mittlere Schiene ist ein schmaler Schlitz, tief in die Erde hinein. In der Tiefe summt es und klingt.

Das ist die Kabelbahn, eine ähnliche habe ich später einmal in Paris gesehen. Die Wagen haben keinen Motor. Unterirdisch läuft ein endloses Kabel, von einem Kraftwerk betätigt, über Seilscheiben. In dies Kabel hängt der Wagen sich mit einer Art Rüssel an, der in den Schlitz zwischen den Schienen hineinragt. Daher der kolossale Anzug und die rasende Fahrt in der Kurve.

An dieser Elektrischen erlebe ich mein Wunder von Adelaide. Wie ich nämlich so aufmerksam die Schienen betrachte, sehe ich darin eine verbogene Münze liegen. Ein Silberstück! Eine halbe Krone! Hurra! Im Galopp zum Park zurück. Schuh ausgezogen und mit dem Absatz die Münze gerade geklopft. Es geht! Nur die eine Ecke ist etwas angeschnitten. Mit klopfendem Herzen gehe ich zu dem nächsten Fruchthändler, verlange ein Pfund Kirschen, aufs höchste gespannt: wird er die Münze nehmen?

Er nimmt! Anstandslos bekomme ich zwei Schillingstücke und drei Kupferpennies zurück. Schöne, klingende, mit dem Wappentier Australiens, dem Känguruh.

Jetzt bin ich der König von Adelaide. Gestärkt mit einem riesigen Glas giftgrüner Limonade gehe ich in den Vergnügungspark, dessen Klänge schon von weitem locken. Ein Rummelplatz, genau wie in Europa, mit Achterbahnen, Karussells und

Spielbuden. In den Kronen verstaubter Palmen hängen Hunderte von kleinen, bunten Glühbirnen. Es gibt sogar Zigeuner, die gleichen Zigeuner wie bei uns.

Den einzigen Unterschied machen einige sehr häßliche Neger, deren Gesichter verbeult aussehen, als seien sie in einen Wespenschwarm getreten. Sie liegen zwischen den Buden und Zelten auf der Erde und schlafen scheinbar einen wüsten Rausch aus. Das sind die letzten Australneger, ein wildes, verkommenes und durch die Berührung mit der Zivilisation gleichsam der galoppierenden Schwindsucht verfallenes Volk. Ich wußte nicht, daß ich etwas erblickte, was man schon heute, nach kaum einem Dutzend Jahren nicht mehr sehen kann. Der letzte Tasman-Neger ist vor einigen Jahren gestorben, und der letzte Australneger wird ihm bald folgen. Es gibt kein ähnliches Beispiel von dem Untergang der Ureinwohner eines ganzen Kontinents.¹¹⁸

Ich wäre auf dem Rummel gern allein geblieben, aber sehr bald redet ein freundlicher Jüngling mit vielen Pickeln im Gesicht mich an. Er trägt ein Abzeichen auf der Jacke. Als ich ihn frage, was er sei, sagt er, er sei vom *Verein christlicher junger Männer*. Das stärkt mein Vertrauen sehr, ich gehe mit dem Jüngling, der mir für mein schlechtes Englisch viele Komplimente macht und Deutsch lernen will.

Es zeigt sich, daß er auf dem Rummel gut bekannt ist, es gesellen sich zwei Mädchen zu uns, Freundinnen, wie er sagt. Hübsch sind sie nicht, aber, Mädchen sind selten gewesen in letzter Zeit.

Mein neuer Freund lädt uns zu einer Runde auf der Gebirgsbahn ein. Herrlich, aber kaum ist die Fahrt zu Ende, da bedeutet er mir, nun sei ich dran mit der nächsten Runde. Versteht sich.

Dann äußern die jungen Damen den Wunsch, am Ringewerfen teilzunehmen. Ein Geschicklichkeitsspiel, bei dem man versuchen muß, kleine Ringe aus Tauwerk über aufgestellte Preise zu werfen. Sechs Ringe kosten drei Pence. Klar, daß ich zahle!

¹¹⁸ "Die Aborigines sind die Ureinwohner Australiens. Sie besiedelten vor etwa 40.000 bis 60.000 Jahren den Kontinent vom Norden ausgehend. Aborigines sind kein einheitliches Volk, sondern bestehen aus Stämmen oder Clans mit oft höchst unterschiedlichen Gebräuchen und Sprachen: Je nach Definition und Quelle gab es vor der Ankunft der Briten etwa 400 bis 700 verschiedene Stämme der Aborigines, die vorwiegend als Jäger und Sammler lebten. Mit der Ankunft der Europäer ab 1788 sank die Zahl der Aborigines von geschätzten 300.000 bis 1.000.000 Einwohnern auf 60.000 im Jahr 1920, hauptsächlich wegen eingeschleppter Krankheiten, aber auch durch gewaltsame Konflikte mit den Siedlern um die Rechte an dem Land. Etwa drei Viertel der heute rund 464.000 Aborigines leben in Städten und haben sich weitgehend der Lebensweise der Weißen angepasst, da die Behörden in Australien jahrzehntelang eine Assimilations-Politik betrieben. Am ehesten sind die Traditionen der Aborigines im Northern Territory erhalten geblieben, wo die Europäer erst spät siedelten. Dort leben sie in den meisten Orten unter sich, weswegen hier auch noch fast 60 % der Aborigines zu Hause eine indigene Sprache sprechen." (*Wikipedia*) – Tasmanien ist eine Insel südlich des australischen Festlands. " Die Tasmanier verfügten nicht über die Technik der Seeschifffahrt und entwickelten sich daher unabhängig von den Aborigines des australischen Festlands. Man schätzt, dass bei Ankunft der Briten 1803 etwa 3.000 bis 5.000 Ureinwohner auf Tasmanien lebten. Sie wurden bis 1865 von den Briten völlig ausgerottet, die Sprachen der Ureinwohner sind mit ihnen ausgestorben. Allerdings leben immer noch mehrere Tausend Nachfahren aus gemischten Beziehungen von Europäern mit Ureinwohnern." (*Wikipedia*)

Ich gewinne keinen einzigen Preis; in zwei Minuten bin ich nicht mehr der König von Adelaide. Der Freund ist erstaunt, die jungen Damen sind sichtlich gekränkt und sagen: "Oh." – Darauf verkrümmeln sie sich sehr schnell, was mir nur angenehm ist. Mir ist ganz recht geschehen; die ganze Stadt interessiert mich auf einmal nicht mehr, ganz Australien kann mir gestohlen bleiben.

Ich will nach Hause, zu meinem guten Schiff, wo sie jetzt gerade beim Abendbrot sitzen: Labskaus mit saurer Gurke – herrlich. Und mit der Sicherheit eines Zugvogels nehme ich Kurs auf Port Adelaide.

Es ist inzwischen dunkel geworden. Vollmond scheint auf das glänzend schwarze Asphaltband der Landstraße und läßt es wie Silber glänzen. Die Pferde schnauben auf den Weiden, ich höre das Trappeln ihrer Hufe, wie sie an die Zäune herangaloppieren und meinen Weg begleiten. Warum sind die Pferde so erstaunt über mich? Dieser Gedanke beschäftigt mich den größten Teil der siebzehn Meilen langen Strecke.

Als ich schon das ferne Brausen des Meeres höre und die Lichter von Port Adelaide am Horizont erblicke – es ist fast Mitternacht –, überholt mich rasselnd wie ein Tank ein uralter Fordwagen.

Ein Herr mit einem Ziegenbart und schwarzem Zylinder beugt sich unter dem Verdeck hervor: "Bitte, steigen Sie ein!"

Er ist Pastor an einer der kleinen Wellblechkirche am Wegrand, kommt von einem Missionsabend. Er erklärt mir: in Australien gehe ein Weißer nicht zu Fuß. Entweder man reite zu Pferd, oder man fahre im Auto. Es sei entwürdigend für einen Weißen, in diesem Land zu Fuß zu gehen.

Aha, denke ich: darum verdrehen die Pferde so erstaunt die Augen. Als der geistliche Herr hört, ich sei von einem deutschen Schiff, und aus meiner ganzen Erscheinung entnimmt, es ermangele uns allen eines geistlichen Hirten, lädt er die ganze Besatzung für den nächsten Sonntag zu Kaffee und Kuchen ein. Hoherfreut nehme ich an.

Am anderen Morgen, wie nur noch ein schmerzhaftes Ziehen aller Beinmuskeln als Erinnerung an Adelaide übrig ist, erzähle ich strahlend von der schönen Einladung. Die ganze Besatzung ist begeistert, zieht tatsächlich am nächsten Sonntag mit mir an Land. Kaffee und Kuchen im Missionshaus reicht eine Schar recht frommer, aber leider auch recht häßlicher Mädchen, wie die Engel, ganz in Weiß gehüllt. Wir finden die Unterhaltung gut, und als alles vertilgt ist, wollen wir uns gerade freundlich, aber entschieden empfehlen. – Da ist die Tür verschlossen.

Wir machen erstaunte Gesichter. Der Pastor lächelt milde und weist einladend auf eine andere Tür, die aber nicht ins Freie, sondern geradeswegs in die Kapelle führt.

Pardon wird nicht gegeben; ein paar Neger liegen schon auf den Knien, Harmonium wimmert; wir räuspern die rauhen Kehlen, hätten auch gern einmal ausgespuckt, was aber in Anbetracht der Heiligkeit des Ortes unterbleibt.

Predigt, Segen und noch einmal Harmonium und nochmal Gebet; wir nehmen's mit Fassung hin. Nur ich bekomme auf dem Heimweg allerlei unter das Hemd gebräust.

DAS LAND DER WEISSEN

Von Port Adelaide gingen wir nach Melbourne, von Melbourne nach Sidney. In beiden Häfen lagen wir wochenlang, denn das Löschen der Ladung und das Einnehmen der neuen Ladung ging sehr langsam. In dieser Zeit hatte ich ein Erlebnis, das mir nachgegangen ist.

In einer Hafenkneipe saßen zwei völlig betrunkene, englische Matrosen am Tisch, schimpften auf ihr Schiff und auf alles, was englisch war. Schimpften, daß kein Auge trocken blieb. Ein ebenfalls betrunkenener Seemann anderer Nation setzte sich zu ihnen und schimpfte mit.

Aber im nächsten Augenblick saßen wieder nur die beiden Engländer am Tisch – der Ausländer lag mit blauen Augen in der Ecke.

Und als ich fragte: "Warum habt ihr denn den vertrimmt, der hat doch genau dasselbe gesagt wie ihr?", da schlug der eine Engländer auf den Tisch, daß die Gläser sprangen: "Aber es ist unser Land!"

In Australien konnten wir Deutschen schon damals frei an Land gehen. Neger und andere Farbige von Schiffsbesatzungen aber genossen diese Freiheit nicht. Natürlich erkundigten wir uns bei den Schauerleuten nach den Gründen und bekamen von diesen prachtvollen hochgewachsenen Männern jedesmal die stolze Antwort: "Wir müssen das Land für die weiße Rasse bewahren." Es war das erstemal, daß ich auf Menschen stieß, auf junge Menschen, die eine klare Vorstellung von der Politik ihres Landes besaßen, deren Fühlen und Denken mit dieser Politik völlig übereinstimmte. Zum erstenmal erlebte ich eine Einheit zwischen Regierung und Volk.

Später, als ich die schreckliche Rassenvermischung der südamerikanischen Völker erlebte, den üblen Mischmasch der *Half-casts* in Niederländisch-Indien, das unaufhaltsame, am gesunden Kern der Völker fressende Vordringen der gelben Völker, der Chinesen und Japaner im größeren Teil der bewohnten Welt, da wurde mir klar, was es bedeutet, daß eine so verhältnismäßig kleine Menschenschar wie die Weißen Australiens einmütig ihr Gebiet gegen alle fremden Rassen verteidigt.

Die Erkenntnis der Rassenfrage, die bei uns eben erst einsetzt, war in Australien und in englischen Kolonien schon seit einem Jahrhundert in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt.

Es war mir bekannt, daß Australien ursprünglich eine englische Sträflingskolonie gewesen ist, daß ein Teil der heute lebenden Australier seinen Stammbaum auf einen "Verbrecher" zurückführen muß. Aber was für eine Rasse war aus diesem Stamm herangewachsen! Ich konnte mich niemals genug wundern über die baumlangen kräftigen Gestalten, die den Durchschnitt der Bevölkerung bildeten. Unsere Besatzung bestand wirklich nicht aus Zwergen und aus Schwächlingen. Hätte man aber unsere Leute einer gleichen Zahl australischer Arbeiter gegenübergestellt, so wären die Australier allgemein um einen halben Kopf größer gewesen.

Hier haben gute Zuchtwahl und ungewöhnlich günstige Lebensbedingungen zusammengewohnt. Tatsächlich besitzt Australien wohl das beste Klima der Welt, die Lebensbedingungen sind ungewöhnlich gut, selbst in den Städten, denn Australien ist der erste sozialistische Staat gewesen. Deutsche habe viel zum Gedeih dieses Staates beigetragen. Viele der deutschen Sozialisten, die unter dem Druck des Bismarckschen Sozialistengesetzes auswandern mußten, sind nach Australien gegangen, haben dort großen Einfluß auf die Regierung und die Gesetzgebung des Landes ausgeübt.¹¹⁹

Diese Rasse war in nichts mehr zu vergleichen mit dem englischen Volk, dessen körperliche Schwäche, dessen Degenerationsmerkmale mir schon früher aufgefallen waren.

Die australischen Löhne waren damals und sind wohl heute noch die höchsten der Welt. Ein Schaueremann verdiente 21 Schilling Tagelohn, ein Satz, der einen für deutsche Verhältnisse geradezu unglaublich hohen Lebensstandard erlaubte. Die meisten hatten eigene Häuschen, Land, Motorräder oder Autos als Beförderungsmittel. Die Ansprüche an Kleidung waren niedriger als bei uns, dafür aber war die Ernährung sehr viel reichlicher und besser.

¹¹⁹ Im netz findet sich zu diesem thema ein nuancierter erfahrungsbericht des bedeutenden britischen gewerkschaftlers tom mann: *'Arbeiterverhältnisse und Sozialismus in Australien'* (Quelle: Sozialistische Monatshefte, Jg. 1906, Heft 4, April 1906, S.140-145). Darin wird erwähnt, daß zum programm der damaligen arbeiterpartei auch gehörte: "Aufrechterhaltung eines weissen Australiens". Mann schreibt unter anderem: "In Europa mag es für den kosmopolitisch Denkenden schwer sein, zu begreifen, weshalb seitens der australischen Arbeiterschaft so streng an der Aufrechterhaltung eines weissen Australiens festgehalten wird. Aber es ist weniger schwer, das zu verstehen, wenn man dort ist und Gelegenheit hat, die Wirkungen der Beschäftigung von Farbigen zu beobachten. Es gibt in Australien Chinesen, Hindu, Assyrer, Kanaken und Japaner, und in einigen städtischen Industrien sind die Farbigen der überwiegende Faktor. Dies ist auch der Fall in der Bananenzucht Queensland, die ausschliesslich in den Händen von Chinesen ist. Die Arbeit in den Zuckerrohrpflanzungen befand sich hauptsächlich in den Händen von Kanaken, die von ihren Heimatsinseln unter Bedingungen herübergebracht wurden, die ihnen zwar nominelle Freiheit liessen, sie aber tatsächlich versklavten. Die Kanaken müssen sich verpflichten, für ihren Arbeitgeber (in Wahrheit Sklavenhalter) drei Jahre lang zu arbeiten. Als Lohn erhalten sie Nahrung, Wohnung und 2 Mark 50 Pfennig wöchentlich in bar, ferner zwei Garnituren Kleider – eine Garnitur besteht aus einem Paar sehr grober Beinkleider, einem rauhen Hemd und einem Hut – pro Jahr. Weisse könnten diese Arbeit in jeder Einzelheit genau so gut verrichten, aber sie würden sechsmal so viel Lohn dafür fordern. Ich habe persönlich die Bedingungen untersucht, unter denen diese Kanaken arbeiten, und beobachtet, wie sie behandelt werden, und ich erkläre, dass es sich positiv um eine Sklaverei handelt." <https://www.marxists.org/deutsch/archiv/mann-tom/1906/02/austral.htm> – Wie nebenbei schlägt hauser an diese stelle elegant eine assoziative brücke zwischen der nationalistischen und rassistischen ausformung von "sozialismus" und "arbeiterschaft" in australien und dem deutschen "national-sozialismus".

Höchst überraschend war dagegen, daß diese Riesen in der Arbeitsleistung weit hinter unseren Leuten zurückblieben. Gearbeitet wurde träge, nach der Uhr, nicht nach der Leistung, und nach sehr umständlichen Vorbereitungen. Es gab Vorschriften für den Arbeiterschutz, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Malen, außenbords von der Stelling aus, war überhaupt verboten. Überall wo auch nur die geringste Gefahr bestand, mußten Schutznetze aufgehängt werden, oder der Mann wurde angeseilt. Diese Vorschriften mochten ihr Gutes haben, aber es erschien mir oft lächerlich, wenn starke, gesunde Männer jede Arbeit verweigerten, die das geringste persönliche Risiko in sich barg. Das war unmännlich und vor allem unseemannisch. Auf dem Sportplatz setzten sich die gleichen Männer mit Feuereifer und Vergnügen weit größeren Gefahren und Anstrengungen aus.

Wir nahmen eine gemischte Ladung aus Weizen, Wolle und Talg ein. Für Weizen bestand die Vorschrift, daß der ganze Laderaum mit Holz ausgelegt und mit Sackleinwand bedeckt werden mußte. Wir hatten auf der Ausreise das Schiff voll von schwedischem Kiefernholz gehabt. Es wäre leicht und billig gewesen, mit diesem Holz die Laderäume auszulegen, ebenso mit mitgebrachtem Sacktuch. Das aber war nicht gestattet. Vielmehr mußte das Schiff zu außerordentlich hohen Preisen australisches Eichenholz dafür kaufen und Jute, die mit den australischen Zöllen vorbelastet war.

Die hohen Löhne in englischem Geld bildeten einen großen Anreiz für unsere Besatzung, "auszusteigen". Im Durchschnitt verloren alle Schiffe, die nach Australien kamen, nicht nur die deutschen, ein Drittel ihrer Besatzung durch Ausreißer. Die Regierung hatte ein einfaches Mittel dagegen gefunden: sie belastete die Schiffsleitung mit der ganzen Verantwortung und belegte das Schiff mit einer Strafe von 100 Pfund für jeden Mann, der ausriß. So patrouillierten denn Detektive, von den Reedereien gemietet, Tag und Nacht an allen Kais. Das aber half nicht viel: Noch im Augenblick der Abfahrt sprang einer unser Heizer über Bord und schwamm zum nächsten Schiff der *Common Wealth Flotte* hinüber.¹²⁰

Als erstes deutsches Schiff, das nach dem Krieg nach Australien kam, bekamen wir eine Menge Besuch von der deutschen Kolonie. Ich erlebte da oft Dinge, die für unser Volk beschämend waren. Es kam vor, daß unsere Leute, die mit Geld knapp waren, unter Hinweis auf die Not in Deutschland geradezu bettelten. Das Geld, das sie bekamen, wurde dann aber nicht etwa nach Hause geschickt, sondern an Land versoffen. Ich empfand eine Art Genugtuung darüber, daß dies erniedrigende Wesen

¹²⁰ Sehr unklar! Die besatzung hat doch freien landgang?

bei unseren Matrosen ganz selten war, weit häufiger bei den Stewards und selbst bei den Maschinisten und jüngeren Steuerleuten.

Wir bekamen oft Einladungen in die deutschen Klubs oder in deutsche Familien. In den deutschen Klubs sah es damals traurig aus. Noch waren die Fensterscheiben zerbrochen, die man in der Kriegspsychose eingeschlagen hatte. Noch saß man hinter fest geschlossenen Fensterläden, noch wurde einem geraten, nicht in geschlossenen Trupps, sondern einzeln und auf Umwegen hinzukommen.¹²¹

Ein paar von unseren Leuten verlobten sich mit deutschen Mädchen. Es war klar, daß die künftigen Schwiegerväter das Aussteigen dieser Leute förderten und ihnen weiterhalfen. Auch ich bekam ein solches Angebot: Als ich das zweitemal in die Familie eines deutschen Maschinenbauers kam, der eine Reparaturwerkstatt für landwirtschaftliche Maschinen besaß, forderte der brave Mann mich, den beinahe Unbekannten, glattweg auf, eine seiner Töchter zu heiraten. Er wollte mich in Deutschland für sein Geld studieren lassen, dann könnte ich zurückkommen und das Geschäft übernehmen. Ich war aufs höchste verblüfft, mit welcher Einfachheit das vor sich ging. Das Mädchen wurde gar nicht gefragt. Ich war zu wenig bekannt mit dem Leben einfacher Menschen und ihren einfachen Gedanken, um zu verstehen, daß so etwas gar nicht ungewöhnlich ist, ja, daß gute Ehen und glückliche Leben auf diese Weise begründet werden.

¹²¹ "Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde Deutschland zum Kriegsgegner des Commonwealth und es entstand eine landesweite antideutsche Hysterie, wie sie parallel ähnlich in den USA verlief. Während sich die meisten Britisch-Australier mit „Mother England“ identifizierten, unterstellte man den Deutsch-Australiern dass sie den Deutschen Kaiser unterstützen würden. Ungeachtet des großen deutschen Beitrags zum Aufbau des Landes, kam es während des Krieges zu vielen Diskriminierungen von deutschstämmigen Australiern. Viele Deutsch-Australier wurden interniert. Auf Bruny Island wurde z. B. ein Internierungslager errichtet. Die Arbeitssituation wurde für Deutsch-Australier so schwierig, dass nicht wenige gezwungen wurden, selbst in ein Internierungslager zu gehen, denn britischstämmige Australier wollten nicht mehr gemeinsam mit „Deutschen“ arbeiten. Auch Prominente wie Hermann Homburg, der Justizminister von South Australia, mussten ihre Stelle aufgeben, obwohl viele von ihnen bereits seit einigen Generationen in Australien lebten. Viele Deutsch-Australier wurden auch gezwungen, andere Namen anzunehmen. Es kam auch zu diversen Angriffen auf deutsch-australische Einrichtungen. Sämtliche Deutsche Schulen in Australien wurden geschlossen; allein in South Australia waren im Jahr 1917 49 lutherische Schulen davon betroffen. Viele dieser Schulen wurden später mit neuen Lehrkräften als staatliche Schulen wiedereröffnet, an denen kein Deutsch- und Religionsunterricht mehr erteilt wurde. An sämtlichen staatlichen Schulen wurde die deutsche Sprache verboten. Der Ministerpräsident von South Australia ging sogar so weit, ein Beschäftigungsverbot im Kultusministerium von Menschen die einen deutschen Hintergrund oder deutschen Namen hatten, anzuordnen. Teilweise nahm die Kriegspropaganda gegen alles Deutsche groteske Züge an, so wurde der Bürgermeister von Melbourne 1916 aufgefordert eine Straßenlampe zu entfernen, weil an dieser die Worte „Made in Germany“ zu lesen waren. Im Verlauf des Ersten Weltkriegs erfolgten zahlreiche Umbenennungen deutscher Ortsnamen, die vor allem in South Australia in großer Anzahl entstanden waren und von deutschen Pionieren stammten. Die Umbenennung geschah entweder durch Petition oder durch Erlass von Gesetzen. So änderte die Regierung in South Australia insgesamt 69 Orts- und Landschaftsnamen. Auf Tasmanien wurden die Ortschaften Bismarck und German Town in Collinsvale und Lilydale umbenannt. – Zwar waren die Deutsch-Australier stolz auf ihre deutsche Kultur, aber sie standen politisch vollends hinter Australien. Die meisten Britisch-Australier konnten dies jedoch nicht verstehen. Während sich die Mehrheit der Deutsch-Australier als Australier fühlte, sahen sie sich selbst als Mitglieder des Britischen Weltreichs." (Wikipedia, Abruf 16.8.2014)

Errötend und in tödlicher Verlegenheit, lehnte ich in den Formen der ausgesuchtesten Höflichkeit ab. Wie sonderbar: der Alte war gar nicht böse, er sagte nur, es täte ihm leid. Auch das Mädchen war nicht böse.

Sidney gefiel mir am besten. Ich halte diesen Hafen für den schönsten der Welt, schöner selbst als den von Rio de Janeiro. Hier lagen wir weit draußen in dem riesigen Kessel des Hafens, luden und löschten durch Leichter und bekamen darum wenig Gelegenheit, an Land zu gehen. Nachts sahen wir die Stadt als eine riesige hellstrahlende Mondsichel, die uns auf drei Seiten umgab.

Es war vor der Zeit der Riesenbrücke, die heute den Hafen überspannt. In Abständen von zehn Minuten fuhren große, strahlend erleuchtete Fährdampfer an uns vorbei. Wenn wir die Mädchen in ihren hellen Kleidern auf den Fähren sahen, bekamen wir große Sehnsucht, an Land zu gehen. Die halbe Besatzung schlief nachts auf der Back, unsere Matrosenkapelle spielte mit Schifferklavier und Teufelsgeige abends ihre schönsten Weisen, auch sangen wir höchst sehnsuchtsvolle Lieder zu den Fähren hinüber, aber keins der Mädchen wollte über Bord springen und zu uns herüberschwimmen.

Kam der Berg nicht zum Propheten, so mußten wohl die Propheten zum Berge gehen: Einen Tag vor dem Auslaufen gelang es unserer Mannschaft, durch Streikdrohung und halbe Meuterei vom Kapitän die zehn Schilling herauszupressen, die als Vorschuß auf die Heuer im Ausland zugesagt waren. Für uns Leichtmatrosen waren es allerdings nur fünf Schilling. Wir fuhren trotzdem alle Mann an Land.

Fietje übernimmt die Führung, Fietje, der alte Matrose mit dem Geiergesicht und der Stimme, die wie aus dem Bauch eines rostigen Dampfkessels klingt. Fietje kennt sich aus; er hat früher an dieser Küste einen Schmuggelkutter und eine Frau gehabt.

Meine Erinnerung an diesen Abend, an dem wir wie ein schwärmender Bienenschwarm in einem Klumpen aneinanderhängen, ist reichlich verschwommen. Sie beginnt mit einem schrecklichen Weib, das "Hairy", die Haarige, genannt wurde. Und in der Tat, es schmückten sie drei enorm lange schwarze Pferdehaare am Kinn. Trotzdem erfreut sie sich großer Beliebtheit.

Ununterbrochen spielen in den wechselnden Kneipen riesige Musikautomaten, ununterbrochen klingen Gläser. Auf einmal sitzen da in einer Ecke Kerle, die uns nicht gefallen, Kerle mit blauen Mützen und Puscheln an den Mützen: Matrosen von einem französischen Kreuzer, der im Hafen liegt. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht: unser Bootsmann Hans, der Anderthalb-Mensch mit den Kohlschaufelhänden, bekommt Krach mit ihnen. Sicher wegen Hairy.

Das nächste ist, daß die schwach gebaute Kneipe auseinanderbricht: Fensterkreuze bersten, das ganze Büfett zerklirrt. Ich sehe Hans, der einen Franzosen wie eine Keule zwischen seinen Pranken hält und die anderen mit diesem Mann über die Köpfe schlägt. Einer nach dem anderen fliegen die Blauen aus Fenstern und Türen. Es ist wie Hexerei. Wunderbar, wie sie sich überkugeln und sich doch nichts brechen, besser als jeder Film, großartig!

Zwei amerikanische Kapitäne, die in dem feineren Nebenzimmer gesessen haben, klatschen rasend Beifall und bestellen Drinks. Und immer mehr Drinks. Und wieder spielen die Musikautomaten ununterbrochen, aber in wechselnden Kneipen.

Und es endet, indem wir einen ebenso schrecklichen wie ungewohnten Anfall von Ehrlichkeit erleiden: Als wir nämlich in langer Reihe eingehakt am Kai entlang ziehen unter dem Gesang: "And another little drink, and another little drink, and another little drink wouldn't do us any harm", da finden wir einen großen Anker.

Wir finden ihn, in dem einige über ihn stolpern.

Wir umringen den Anker und halten Schiffsrat: Der Anker muß irgendeinem Schiff gehören. Wir müssen ihn zurückbringen. Wir fühlen uns ganz erfüllt von den Sorgen und den Pflichten des ehrlichen Finders.

Und wir handeln danach: suchen und finden einen langen und starken Hebebaum. Richten den Anker hoch mit vieler Mühe, schieben den Baum durch sein Auge. Dann packen alle Mann an und mit vielem "Ho – Ruck – Ho – Ruck!" heben wir den Baum auf die Schultern. Nicht weit entfernt liegen australische Kreuzer und Torpedoboote am Kai. Auf diese steuern wir los. Mit vielen, aber wirren Erklärungen drängen wir die erstaunten Posten beiseite und erklimmen – Baum, Anker, und alles – die Gangway, die sich biegt unter der Last. Es ist die schrecklichste Arbeit, die wir je unternommen haben, denn auf der schrägen Bahn rutscht natürlich der Anker an der Stange rückwärts, den Hintermännern auf die Knochen.

Aber wir schaffen es: Mit treuen, wenn auch etwas stieren blauen Augen stehen wir an Deck vor dem grinsenden Wachhabenden und beginnen alle auf einmal zu erklären.

Der Wachhabende versteht, versteht alles und holt die Whiskyflasche. Und somit ist einwandfrei festgestellt, daß der Anker hier nicht hingehört.

Also packen wir ihn wieder auf und ziehen feierlich wie mit der Leiche eines Admirals hin zu dem höchsten *Man of war*¹²² und wieder zu dem nächsten, und überall fließt Whisky, und nirgends will der Anker zu Hause sein.

Bis schließlich er und wir alle miteinander von der Polizei gefunden werden. Die weiß, wo der Anker zu Hause ist, die weiß auch, wo wir zu Hause sind. Alles klar: *Fein amüsiert, von nichts mehr gewußt.*

Das ist unser Abschied von Australien.

¹²² Englisches wort für kriegsschiff

GLÜCK IM MASTKORB

Es beginnt nun eine wundervolle Zeit, die glücklichste, die ich je gehabt habe.¹²³ Wenn der Mensch des Nordens zum erstenmal durch tropische Meere fährt, so entwickelt sich in ihm ein ganz unbeschreibliches Glücksgefühl, das, aus dem Körper kommend, sich der ganzen Person bemächtigt.

Es ist sehr schwer, die Dinge zu beschreiben, aus denen dies Gefühl erwächst. Man stelle sich vor, auf einem Schiff zu sein, also auf einem großen lebenden Körper, der mit dem starken Schlagen seines Herzens allen auf ihm befindlichen Menschen etwas von seiner Kraft, von seiner Zielsicherheit mitteilt. Man stelle sich vor, man hat den ganzen Tag in freier Luft gesunde, nicht zu schwere Arbeit verrichtet. Man hat sich ungewöhnlich wohl gefühlt in der warmen und doch kräftigen Seebrise, man ist federleicht, weil jedes überflüssige Gramm Fett aus dem Körper herausgeschwitzt ist, man ist ganz wunderbar gesund durch ein durchaus geregeltes Leben und kräftige Kost. Das Land mit allen seinen Sorgen liegt gute 2000 Meilen achteraus. Man hat zwar nur eine zerrissene Hose an und ein ebenso zerrissenes Hemd, aber die Löcher sind gut zur Lüftung, und um die äußere Erscheinung braucht man sich nicht zu kümmern.

Nun ist die Wache zu Ende; man hat sich gewaschen, hat einen Eimer Süßwasser über den Kopf gestülpt, hat Abendbrot gegessen, hat die Zigarette gerollt und angebrannt. Jetzt ist Feierabend.

Man klettert auf die Back, betritt damit das Reich, das Heizern und Matrosen gehört. Man spürt die verdunstende Nässe des Wassers angenehm kühlend auf der Haut. Ganz eingehüllt in Ruhe, Frieden und das große Rauschen der Bugwelle hockt man auf der Reling und beobachtet den Sonnenuntergang.

Zu beschreiben ist das nicht. Keine Feder, kein Pinsel kann die Pracht eines solchen Sonnenuntergangs in der Passatgegend beschreiben. Wenn die Sonne taucht und die Wolkenbank im Westen ihr entgegenwächst, als wollte sie sie auffangen. Wenn diese Wolkenbank sich ganz durchglüht und durchleuchtet in einem unerhörten Feuerdrama, wenn große Wolkenballen wie brennende Ballone in den Himmel steigen, sich zerfedern; in milder Glut über das Schiff hinwandern, wenn die Dünung in

¹²³ Heinrich hauser hat drei unterschiedliche schiffsreisen durch tropische meere unternommen. (Siehe auch bei grith graebner.)

großen, metallisch aufglänzenden und zu tiefem Rot erlöschenden Flächen in endloser Prozession vorbeirollt, dann erlebt man ein Hochgefühl, das sich einfach nicht beschreiben läßt. Eine ganz entfernte Ähnlichkeit hat dieses Gefühl mit der Wonne, die man als Kind im Schwung einer Schaukel erlebte.¹²⁴ Und man befindet sich ja auch jetzt auf einer ungeheuren Schaukel: nämlich am Bug des Schiffes, der sich unter der langanrollenden Dünung schwingend um viele Meter hebt und zitternd steht, während die Meeresoberfläche tief, tief unter die rote Ladelinie gesunken ist. – Bis dann die Woge nach achtern rollt und der Bug erst langsam und dann immer schneller absinkt, wie man stürzt im Traum, bis kühler Wasserdampf aus dem betäubenden Aufbausen der Bugwelle die Haut überschwemmt, daß das Hemd unter diesem Windstoß sich bläht, bis der Schiffsleib von achtern her donnernd ins Zittern gerät, weil die Schraube aus dem Wasser bricht. Und der Magen, der auf der Höhe der Woge hoch im Hals gesessen hat, ist mit einem befreienden Gefühl wieder in seine richtige Lage gerückt. Ja, herrlich ist das, unbeschreiblich herrlich.

Und nie kann ich müde werden, an der Bugkante senkrecht hinabzuschauen wie an der Schneide einer gigantischen Axt. Nie kann ich müde werden, die Halbmonde des aufgeworfenen Schaums zu beobachten. Wie seine Kaskaden wie aus einem unerschöpflichen Springquell aufwirbeln und zerspritzen in langen Wasserfahnen. Schwindlig macht dies Starren in die große Tiefe und erzeugt eine beinahe unbezähmbare Lust, kopfüber sich hineinzustürzen. Und man hebt den Kopf und sieht: Dunkel ist es geworden, die Masten taumeln durch die Sterne, und die Rauchfahne des Schlots weht über dem aufsteigenden roten Mond. Und fremd sind die Sternbilder, der Mond liegt auf dem Rücken, was er in der Heimat niemals tut, wo doch seine Sichel immer aufrecht steht.

Und nun hebt das allerschönste Schauspiel an: Das Meer beginnt zu leuchten. Nie werde ich den ersten Eindruck des Meeresleuchtens vergessen. Seltsamerweise geschah es sozusagen unter meinen Händen. Als ich beim Deckwaschen in der Dämmerung blaue Funken unter meinem Besen aufspringen sah, hielt ich ein mit der Arbeit, glaubte an ein Wunder oder an eine elektrische Entladung. Jetzt sehe ich also, über

¹²⁴ Sigmund Freud zitiert (in: *'Das Unbehagen in der Kultur', 1. Kapitel*; Wien 1930) einen "verehrten Freund" (es war Romain Rolland), der ihm ein entsprechendes Empfinden als Quelle des religiösen zu vermitteln versuchte: "Ein Gefühl, das er die Empfindung der »Ewigkeit« nennen möchte, ein Gefühl wie von etwas Unbegrenztem, Schrankenlosem, gleichsam »ozeanischem«. Dies Gefühl sei eine rein subjektive Tatsache, kein Glaubenssatz; keine Zusicherung persönlicher Fortdauer knüpfe sich daran, aber es sei die Quelle der religiösen Energie, die von den verschiedenen Kirchen und Religionssystemen gefaßt, in bestimmte Kanäle geleitet und gewiß auch aufgezehrt werde. Nur auf Grund dieses ozeanischen Gefühls dürfe man sich religiös heißen, auch wenn man jeden Glauben und jede Illusion ablehne." Freud konnte dieses ozeanische Gefühl in sich nicht entdecken, er interpretiert es als eher sekundäre Konstruktion, als "Gefühl der unauflösbaren Verbundenheit, der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen der Außenwelt". Er selbst vermutet in dem Phänomen primären Narzißmus, noch ohne Grenze zwischen *Ich* und Außenwelt. – Assoziieren läßt sich dies auch mit der Hypothese von Jean Liedloff, daß kontinuierlich am Mutterleib mitgeführte Säuglinge in besonderem Maße Urvertrauen entwickeln (*'Auf der Suche nach dem verlorenen Glück'*, München 1980).

die Reling blickend, das Schiff seine feurige Bahn durch die Wogen ziehn. Die Wirbel seiner Fahrt verwandeln sich in riesige Augen von unerhört leuchtend blauem Glanz.

Tausende, Millionen solcher Augen gleiten in sausender Fahrt an der Bordwand entlang. Die Schleppe des Kielwassers gleicht einer Milchstraße wundervoller riesengroßer Sterne ... Die mächtig anrollenden Hügel der Dünung leuchten von innen her, als sei das Meer ein strahlender unterirdischer Palast, den nur ein dunkler Vorhang unseren Blicken verbirgt.

Ich wende mich um und erblicke nun vor mir die breite, gerundete Stirn der Brücke von den Linien des Decks gefurcht. Ich sehe die verschleierte Schimmer des roten und des grünen Lichts an ihren Seiten, ich sehe die dunkle Gestalt des Steuermanns langsamen Schritts auf und nieder schreiten vor dem Steuerhaus. Ich sehe die mattschimmernden gelben Lichter von den Bullaugen des Kartenhauses wie stille wachsame Augen, und ich weiß: dort steht der Kapitän über den Kartentisch gebeugt, den Zirkel in der Hand und das durchsichtige Dreieck. Ich höre den tiefen, ruhigen Klang der Schiffsglocke, die die Gläser schlägt, wie ich als Kind die Kirchenglocken des fernen Dorfs über die Hügel klingen hörte. Und ich fühle mich so geborgen, so froh, so sicher, wie nie in meinem Leben. Und ich wandere über die dunkle Fläche der Back, sorgfältig Wellenbrecher und Ventilatoren meidend, denn ich kenne ja hier jeden Zoll. Und so gehe ich hin zu den kleinen, roten Funken, die aus dem Dunkel glimmen, denn ich weiß: da sind die Kameraden, die ihren Smoke nehmen an Deck und plaudern, und ich weiß, jeder einzelne von ihnen ist mir jetzt ein guter Freund.

Ich habe die Wache von acht bis zwölf. Am schönsten sind die anderthalb Stunden, die ich im Mastkorb verbringe. Ich klettere die Eisenleiter empor, deren Sprossen unter meinen Schuhen klingen, und spüre das Beben des mächtigen Stahlrohrs, das im Rhythmus der Maschine schwingt. Ich stoße die Klappe des Mastkorbs auf, und wie ich mich hinaufgezogen habe, festgeklemmt bin auf dem kleinen Stück Brett, das wir als Sitz befestigt haben, da bin ich hoch über dem ganzen Schiff und hoch im Himmel und nicht mehr auf der Erde. Viel stärker sind hier die Schwankungen des Schiffs, denn der Mast ist ja nichts anderes als ein ungeheures Pendel. Unter der schräg auslaufenden Dünung schwingt er in mächtigen Bögen über die Flanken des Schiffs hinaus; spränge ich jetzt hinab, so würde ich ins Meer fallen. Ganz schmal und lang erscheint der Schiffsleib und eingebettet in einen Kranz von Schaum. Nur der wirbelnde Vulkan des Schornsteins ist mir nahe. Ich sehe hinab auf das leuchtende Glasdach des Maschinenhauses. Ich sehe die Lichter unserer Bullaugen sich im Wasser spiegeln; eine leuchtende Aura zieht das Schiff durch seine nächtliche Bahn.

Aber nicht auf das Schiff soll ich ja achten, sondern auf das Meer und auf den Horizont. Leer ist der Horizont und unendlich weit. Sehr einsam ist das Schiff, ein kleiner Weltkörper für sich. Ganz selten, vielleicht in einer Nacht von dreien kann ich einmal am fernsten Horizont einen winzigen Stern entdecken, der eine winzige Spur von wärmerem Licht enthält als andere Sterne. Dann bekomme ich Herzklopfen vor Erregung, strenge aufs stärkste meine Augen an, damit der Steuermann mit seinem guten Glas mir nicht zuvorkommt, denn das ist eine Schande für den Ausguckmann.

Sowie ich die Gewißheit habe, messe ich den Winkel ab zu unserem Kurs, hole tief Atem und rufe, schon im besten Plattdeutsch: "Schipp vörut an Stüerbord, veer Strich!" Mit tiefer Befriedigung höre ich die rostige Kehle des Steuermanns sich räuspern und seine Antwort: "All right", und sehe, wie er sein Glas in die gegebene Richtung führt.

Es ist ein wunderbares Gefühl, die Sicherheit eines großen Schiffes den eigenen Augen anvertraut zu wissen und ihrer Wachsamkeit. Nie ist mir die Zeit im Korb zu lang geworden. Das beste Nachdenken meines Lebens habe ich dort oben gehabt, 40 Meter über dem Wasser.

Auch wenn kein Schiff da ist, gibt es immer viel zu sehen. Da sind die Schweinsfische, die auf dem Wasser schlafen: Das Rauschen der Bugwelle weckt sie auf, wenn der Bug sie schon beinahe berührt, und dann schießen sie davon wie wild gewordene Torpedos und im Zickzack wie Hasen lange Strecken vor dem Schiff daher. Manchmal einzelne, zuweilen ganze Schulen, Dutzende von weiß dahinschießenden Zackenblitzen.

Noch besser sieht man sie am Tag, wenn ihre stahlblauen Rücken in meterhohen Sprüngen vor dem Bug aufschnellen, wenn ihre mächtigen Leiber sich unter Wasser in windender Fahrt von einer Seite auf die andere legen, daß man ihre silberweißen Bäuche sieht. Das Schiff zieht sie an; von weit her kommen sie angejagt, um mit der Bugwelle zu spielen. Wunderbar ist es, wenn die Jungen an den Leibern der Mütter festgesaugt im Sprung in der Luft sich von ihren Plätzen vorwärts schnellen mit blitzschneller Bewegung wie Aale, an einer anderen Stelle der glatten mütterlichen Haut von neuem sich anzusaugen.

Wie könnte man je ermüden, den fliegenden Fischen zuzuschauen, wenn sie in Schwärmen sich erheben, gejagt von Raubfischen, in allen Regenbogenfarben schimmernd, fliegenden Brillanten gleich. Unbegeiflich weit schnellen sie mit Heben und Senken über die Kämme der Dünung. Findert man aber einen frühmorgens beim Deckwaschen, der über Nacht aufs Schiff gefallen ist, so ist man enttäuscht: ein

vertrockneter Hering, mit Libellenflügeln, wie sonderbar, wie unpassend, ein Scherz der Natur.

Oder man sieht Quallen: Da gibt es viele Arten, weiße, gelbe, gefleckte und rosige. Sie gleichen am ehesten großen Pilzen, die seltsamerweise Lust daran haben, auf Wogen zu schwimmen. Zu Millionen, zu Milliarden segeln sie unter den Passatwinden dahin, tage- und wochenlang fährt das Schiff durch sie hindurch.

28 Tage, ja nur 28 Tage dauert der Seeturn zwischen dem Kanal und der südlichen Spitze Afrikas mit einem langsamen Frachtschiff und dann noch einmal 21 Tage bis zur Küste Australiens. Aber der Inhalt dieses ersten großen Seeturns in meinem Leben scheint mir den Glücksgehalt von vielen Jahren aufzuwiegen.

INDISCHER HAFEN

Ich habe von der Reise der *Hannover* nach Südafrika und nach Australien geschrieben. Die ersten Stücke eines fremden Erdteils, die ich erblickte, sind einige südafrikanische Häfen gewesen.

So die Wirklichkeit. Aber anders als die Wirklichkeit gestaltet die Erinnerung: hier tritt das stärkste Erlebnis an die Stelle des ersten. – Die Begegnung mit der Ferne ist für mich verbunden mit der Vision eines tropischen Hafens, sei es nun Colomo oder Kalkutta, Batavia oder Soerabaya oder Padang auf Sumatr¹²⁵.

Viele Tage ist man auf See gewesen. Körper und Seele sind hineingewachsen in den großen Atem des Meeres, in den gleichmäßigen Schlag der Maschine, in das ewige Rauschen der Bugwelle.

Da, eines Tages, trägt der Wind einen starken und süßen Duft zu unserem Schiff, einen ganz unbeschreiblichen Duft nach fremden Blumen, nach Rauch fremdartiger Hölzer, nach einer fremden Erde. Wir empfinden ihn so stark wie einen Rausch. Ja, es ist wahrscheinlich, daß der Weihrauch der Kirchen, der Traum des Mittelalters von den Gewürzinseln nichts anderes sind als ein Ausdruck der Sehnsucht nach der Ferne. Wie stark müssen jene alten Seefahrer, deren Nasen auf See noch mehr verfeinert waren als die unseren, den Duft der Erde empfunden haben.

Die Nähe des Landes verkündet sich durch Vorzeichen: man erblickt einen unbekanntem Vogel, oder ein großer buntfarbiger Schmetterling taumelt durch das Schiff. Man erblickt das fremdartig geformte Segel eines Eingeborenen-Fischerbootes. Uns Matrosen, die wir mit der Navigation nichts zu schaffen haben, bedeutet das etwas ganz ähnliches, wie den Matrosen des Kolumbus der Zweig mit den frischen Blättern, der an ihrem Schiff vorbeitrieb, oder der unbekanntem Landvogel, den sie erblickten.

Man sieht mehr Schiffe; die Kurse der Schifffahrtslinien nähern sich einander in der Nähe eines Hafens.

¹²⁵ Die im folgenden Kapitel im Mittelpunkt stehende Reise nach Indien und Java fand statt zwischen September 1923 und Januar 1924. Hauser unternahm sie gemeinsam mit einem Freund, dem Maler und Musiker Walter Spies. (Nach Graebner, a.a.o., Seite 44)

Nachts ruft der Ausguck mit einer ganz veränderten und aufgeregten Stimme: "Blinkfuer vörut!"

Blinkfeuer! Das bedeutet Küste, bedeutet Hafen. Man springt auf aus der Hängematte, die man an Deck gespannt hat, um der Kühle der Nacht näher zu sein. Und mit Augen, die dick geschwollen sind von Schlaf, Mondlicht und der Feuchtigkeit der Tropennacht, taumelt man zu Reling und starrt und starrt in die weite Schwärze der Nacht, bis einer ruft: "Da, da!" – Er zeigt mit ausgestrecktem Arm, und man erkennt den winzigen Funken Licht, wie er aufglimmt, erlischt und wieder aufblinkt.

Am andern Morgen haben See und Schiff ihren Gang verändert. Die Dünung, die Schwell hat nachgelassen. Ganz leise atmet die See, leise geht die Maschine, langsame Fahrt. Das Rauschen der Bugwelle ist zu einem schwachen, gleichmäßigen Plätschern geworden.

Und wie die Sonne aufgeht, schnell, wie der Vorhang eines Theaters sich hebt, da sieht man mit einemmal voraus: das Land!

Wie wunderbar! – man muß den Kopf in den Nacken legen, so hoch, so drohend hoch hängen die Berge des Landes über unserem Schiff. Es ist, als stünde man dicht unter der Mauer einer riesigen Burg.

Jetzt lecken die Feuergarben der Sonne gleich Scheinwerfern über den Horizont: silbern wird das Meer, die hohe Wand des Landes gewinnt an Tiefe. Nebelschwaden tauchen weiß aus dem Grau der Dämmerung, kriechen langsam aufschwebend an den Bergwänden empor. Das ist, als würde eine Binde von den eigenen Augen langsam, emporgehoben, und man erblickt: den ersten Tropenwald.

Mit der aufsteigenden Sonne färbt er sich grüner und grüner, ein leuchtendes, feuchtes Grün, eine so starke Farbe, wie sie das Auge auf See niemals gekannt hat.

Die Säulen und die Kronen der Palmen erscheinen übereinandergetürmt, und man erkennt: das ist ja der Dom, der gleiche himmelstrebende Säulenwald wie in den schweren Backsteinkirchen unserer Küstenstädte.

Große schwarze Vögel rudern mit schwerfälligem Flügelschlag über das Meer. Das Wasser ist voll von Treibholz und Rußstreifen von der Asche der Schiffsmaschine. Am Fuß der Berge steht der weiße Leuchtturm; dort irgendwo muß die Einfahrt sein.

Im Schiff regt sich wimmelndes Leben, wie seit der Abfahrt nicht mehr. Menschen, die man sonst selten erblickt, tauchen an der Reling auf: Maschinisten in gelben Jacken, Proviantmeister, die sonst in dunklen Kellertiefen hauen, Stewards und Schmierer. Die

Schiffsglocke glast die Frühstückszeit, aber keiner achtet darauf. Alle Matrosen sind an Deck, auch die Freiwache. In den Dampfrohren, die zu den Winden führen, knackt der gespannte Dampf. Von den Zylindern zischt das Kondenswasser ab. Die Winden beginnen zu rasseln. Kommandorufe hallen. Die Ladebäume heben sich knirschend aus ihren Lagern, werden hoch geheit und ausgeschwenkt.

Von allen Luken klingen die Hammerschläge, mit denen die Keile der Persenninge losgeschlagen werden. Die eisernen Schweiplatten poltern an Deck, das schwere geteerte Segeltuch wird aufgerollt: eine, zwei, drei Schichten – und schon poltern die Lukendeckel, von je zwei Mann gekantet, an Deck. Das Schiff öffnet seine Schlünde, um die Ladung auszuspeien.

Schweiß brennt in den Augen und rinnt kühlend über unsere Glieder.

Von der Brücke erschallt der Ruf: "Lotsentreppe klar!"

Wir rollen die starke Strickleiter mit den hölzernen Sprossen an die Reling und werfen sie über die Bordwand: das Lotsenboot gleitet heran.

Das sind andere Lotsen als die zu Hause auf der Elbe! Hoch oben auf dem Sonnendeck der Dampfbarkasse liegt der weiße Mann im Liegestuhl, das Gesicht vom Korkhelm beschattet, und liest die Morgenzeitung, als ginge unser Schiff ihn garnichts an. Was für ein Wunder: ein Mann, der eine frische Zeitung liest.

Was mag wohl alles in der Welt geschehen sein, seit wir Europa verlassen haben –

Im Augenblick, wo der Lotse auf der Leiter steht, klingeln schon wieder die Maschinentelegraphen: Das Schiff nimmt Fahrt auf, dem "Revier" entgegen, der Flußmündung, an der stromauf der Hafen liegt.

Das Land saugt das Schiff ein wie ein Schlund. Mit einemmal sind wir ganz von Land umgeben. Da steht die grüne Wand des Urwaldes. Geborgen unter wasserwrts geneigten Palmen stehen Htten mit Palmblattdchern, die wie große Hüte aussehen. Braune Menschen, Frauen und Kinder laufen an den Strand, und winken dem Schiff. Die Einbume am Ufer beginnen zu dmpeln in unserer breiten Heckwelle, die sich brausend über den Strand ergießt.

Immer näher rückt der Urwald; die Wurzeln der Mangroven tauchen wie Rssel in das gelbe, von Erde dicke Wasser des Stroms. Und wie in einer Biegung unserer Dampfpeife erdröhnt, ein vielfaches Echo von den Bergen werfend, da schwanken plötzlich die Kronen der Uferbäume: eine große Schar von Affen springt in wilder

Flucht durch die Zweige, durch die Lianen hangelnd und sich schwingend mit wildem Geschrei.

Und sieh! – da ist einer von einem überhängenden Ast in die Wanten gesprungen: ein schwarzer Teufel, frech blickt er, ganz ohne Furcht; der fährt nun mit uns mit.

Hinauf auf die Brücke, ans Ruder. Das Steuern im Revier, in der engen Fahrrinne zwischen den schwarzen und roten Bojen im Soog des Stroms, der das Schiff quer zu stellen droht, wenn man nicht haarscharf aufpaßt – das ist bester Sport.

Der Lotse gibt kaum Anweisung mit Worten: mit ganz leichtem Winken eines Fingers bedeutet er: etwas mehr Backbord oder Steuerbord. Am besten ist es, wenn er keinen Finger regen braucht, wenn er bloß nickt, weil alles von alleine richtig geht.

Voraus ein dicker weißer Kreidestrich am Ufer. Er wächst, durchzieht sich mit einem Netzwerk dunkler Linien. Man erkennt die schwarzen Nadeln von Schiffsmasten: dahinter ist die Stadt.

Hier braucht man mehr Seemannschaft, das Schiff in den Hafen zu bringen als in Europa. Jede Unterhaltung auf der Brücke hat aufgehört. Alle blicken gespannt. Der Lotse hat das Kommando. Er hält das Schiff in ziemlich schneller Fahrt, damit es gut manövriert, dem Ruder rasch gehorcht. Der Kapitän geht unruhig auf und ab, man sieht ihm die Sorge an, wie er sein Schiff so schnell der hölzernen Pier entgegengleiten sieht: wird der Lotse nicht endlich den Hebel des Maschinentelegraph auf *Voll zurück* werfen?

Aber die Hand am Maschinentelegraphen rührt sich nicht.

Durch den Wald der Masten rauschen wir der hölzernen Pier entgegen. Jetzt hört man schon das Geklingel von Trambahnen in der Stadt und das Hupen von Autos.

An der Pier steht dichtgeschlossen eine Menschenmauer. Es ist die Fremde selbst, die uns entgegenkommt: alle Gesichter sind zu uns emporgewandt. Braune Gesichter, in denen die Augen wie Edelsteine glänzen, Turbane und farbige Sarongs. Es ist, als blättere man in einem Märchenbuch und träfe da auf einmal ein Bild: so plötzlich, so reglos, so neu springt das fremde Volk in unsere Augen.

Es klingelt der Maschinentelegraph: wie das Signal von der Maschine augenblicklich Antwort gibt, merkt man, wie scharf die Maschinisten auf dem Posten sind. Mächtige Schaummassen strudeln von achtern nach vorn unter der Gewalt der rückwärts arbeitenden Schraube. Gleichzeitig erhebt sich vorn und achtern lautes Geschrei: die

Boote der Festmacher sind vom Land abgestoßen, sie nehmen die schweren Trossen, die an Land gegeben werden sollen.

Wie Seeschlangen schwimmen die dicken Manilaleinen auf dem Wasser hinter den winzigen Booten, die rudern wie wild. In jagender Hast werfen unsere Matrosen die aufgerollten Trossen Meter auf Meter über Bord. Aber immer langsamer wird die Fahrt der Boote durch das bremsende Gewicht, sie erreichen den Kai nur wie mit letztem Atem.

An Fangleinen wird die Trossenschlinge zum Kai heraufgezogen. Ein Dutzend Farbige schleppen die Trossenbucht hastig wie ein krankes Kind zum rettenden Arzt zum nächsten Poller hin. Nun haben wir einen festen Punkt, an dem das Schiff sich halten kann.

An Bord wird Törn genommen, um den Kopf der Dampfwinde, die Winde beginnt zu rasseln, die Trosse strammt sich, schnell in Zuckungen aus dem Wasser, daß weit die Tropfen sprühen. Steht steif, dehnt sich knirschend, bis alle Fasern die äußerste Spannung haben. Und jetzt rückt langsam Meter um Meter das Schiff zur Pier. Ganz ungeheuer ist der Widerstand des schweren Körpers.

Nun haben sie auch achtern eine Leine an Land gebracht: gleichmäßig mit der Breitseite vereinigt sich das Schiff mit der Pier. Knirschend reiben sich die Fender zwischen den hölzernen Pfählen und der eisernen Bordwand. Immer mehr Leinen werden an Land gegeben, Drahttrossen, drei, vier, vorn und achtern. Endlich breiten die Steuerleute die Arme nach der Brücke, schlagen sie zusammen, breiten sie wieder aus zum Zeichen: "All fast."

Gestoppt ist die Maschine. Mittschiffs gelegt das Ruder. Die Erregung des Steuerns klingt ab; eine große Ehre ist es für den Matrosen, wenn er das Schiff in den Hafen steuern darf. Bedächtig werden die Segeltuchhüllen über Kompaß und Maschinentelegraphen gezogen: wir sind im Hafen. Ende der Reise.

Jetzt gehört das Schiff nicht mehr uns, sondern dem Gewimmel der braunen Gestalten, die sich in unvorstellbarer Zahl bis in die tiefsten Winkel hinein verteilen.

Wie man sich mustert, wie man sich zum erstenmal gegenübersteht, der weiße und der farbige Mensch, da ist das Staunen ganz auf der Seite der Weißen und die Selbstverständlichkeit ganz auf der Seite der Farbigen.

Schon sind die Händler an Bord, vor den Türen der Mannschaftskammern haben sie ihre Körbe aufgestellt: Bananen, Ananas, Durian und Butterfrucht, Pampelmusen und Kokosnüsse. Begehrlich gehen unsere Blicke nach der frischen Frucht. Wir

betasten sie und fragen nach dem Preis. – Aber wir haben ja kein Geld, wir kennen auch die Münze des Landes nicht.

Einer kommt an mit einem Hemd und schwenkt es vor den Augen der Braunen hin und her. Die feinen langen Finger mit den seltsam hellen Innenflächen reiben prüfend zwischen ihren Spitzen den Stoff. Die Zähne blitzen weiß, die Lippen plustern sich: ein Schwall von Worten sprudelt hervor, daß wir alle lachen, weil wir nichts verstehen.

Da nimmt er das Hemd, wirft es über die Schulter und beginnt die ausgestreckten Hände des Heizers mit Früchten zu füllen. Es ist gar nicht leicht, zwei große Heizerhände mit Frucht zu füllen, besonders nicht, wenn er sie an die Brust preßt und noch Raum hat auf der ganzen Länge der Unterarme.

Der Heizer schüttelt den Kopf, weil es ihm nicht genug erscheint, der Braune schüttelt den Kopf, weil er nicht mehr geben will. Und der Weiße greift nach dem Hemd. Und der Farbige gestikuliert und legt noch eine Ananas hinzu. – So wird der Handel abgeschlossen. Nicht anders als zur Steinzeit: Tausch, der älteste Handel der Welt.

Sofort bietet der Heizer ringsum seine Schätze an; herrlich ist die langentbehrte Frische, mit Andacht kosten wir den Geschmack der Fremde.

Mit allen Armen seiner Ladebäume arbeitet das Schiff. Es zittern alle Decks und dröhnen vom Rasseln der Winden. Die Drahtseile werden blank im schnellen Lauf über die eisernen Rollen. In dicken Ballen steigt die Ware, von Netzen umhüllt, aus den Lukentiefen. Überall sprüht Dampf. Alle eisernen Hebel der Winden sind mit Tuch umwunden oder mit festgebundenen Hölzern belegt. So groß ist die Hitze des Metalls, daß sie die Haut der Winschenmänner verbrennen würde. Das Heck gleicht einem Negerdorf: über jeder Winsch ist mit Matten ein kleines Zelt errichtet.

Den ganzen Tag stecken wir Matrosen tief unten im Schiff in der stickigen Hitze der Laderäume, schweißüberströmt, staubverkrustet, die Kehle heiser vom Schreien. Hunderte von Malen rasselt der Kranhaken aus dem kleinen Himmelsausschnitt herab, schleift das gefüllte Netz der Fässer und Ballen über die zerriebenen, zersplitterten Bodenplanken, spannt es und schwebt wieder auf, schwer auspendelnd. Schrill tönt die Pfeife des Ladeoffiziers an Deck: die Winschen stoppen, das Pendel schwingt aus, um dann mit jähem Schwung emporzuschießen, wie ein von Fesseln befreiter Luftballon.

Dröhnendes Rasseln, dumpfes unterirdisches Poltern, Staubwolken, Dunkelheit, Pfeifen, Dampfzischen – so geht das den ganzen Tag.

Endlich ist Feierabend. Heute dürfen wir uns waschen mit ganzen Strömen von Süßwasser; wir sind ja im Hafen. Hastig zieht man sich um, mit ein paar Bissen schlingt man das Abendbrot hinunter.

Und jetzt: mit drei Sprüngen über die federnde Laufplanke an Land. – Aber nein: der Wachtmann packt mich rauh am Arm: keiner darf an Land. Der Arzt ist noch nicht an Bord gewesen, wir liegen in Quarantäne.

Nicht an Land? Unmöglich, das gibt's einfach nicht.

Aber an Land stehen Posten unter Gewehr, die die ganze Länge der Pier bewachen. Was macht man da?

An der Wasserseite liegen noch Schuten an unserer Bordwand: alte, hölzerne gedeckte Schuten, mit verrotteten aneinandergestückelten Kokostauen an unsere Reling angebunden. Diese Schuten – sie sind der Weg in die Freiheit.

Ich gehe zum Proviantmeister und kaufe zwei Flaschen Bier. In einer dunklen Ecke nehme ich mir einen eingeborenen Schutenführer vor: "Du, ich will an Land. Du nimmst mich mit. Du bekommst Bier, Bier!"

Er nickt. Er steht Schmiere, während ich mich an einem der Tuae auf die Schute herunterlasse. Im nächsten Augenblick bin ich in der Ladeluke verschwunden. Heiß ist es da unten, der schöne saubere Anzug ist von dem Tau vollkommen eingeschmiert. Das Hemd klebt schon wieder am Leib.

Was wird nun werden? Wird er mich richtig übersetzen, jenseits der Mole, wo der Strand nicht mehr bewacht ist? Wird er mich einfach sitzen lassen?

Nach einer Weile höre ich das Klatschen, mit dem die gelösten Tuae ins Wasser fallen, und gleich darauf das dumpfe Niederfallen nackter Füße auf dem Holzdeck.

Dann ein Schleifen an der Schiffswand entlang, dann leichtes Dümpeln, Plätschern und gleichmäßiger langer Ruderschlag.

Eine lange Weile vergeht. Endlich läuft der flache Schutengrund knirschend auf den Strand. Kaum, daß ich mir Zeit lasse, zu danken, bin ich mit weitem Sprung an Land gesetzt.

Ein Strand mit Palmen und Hütten, in denen offene Holzfeuer flackern. Weiß schimmern die Gewänder des Fischervolks aus der Dunkelheit. Im Hintergrund die Mauer eines Festungswalls mit Einschnitten steiler Treppen. Am Fuß jeder Treppe steht ein eingeborener Soldat, das Gewehr über der Schulter.

Gibt es irgendeinen Ausweg? – Es gibt keinen.

Mit klopfendem Herzen, aber mit entschlossenem Schritt, wie ein höherer Vorgesetzter, gehe ich schnurstracks auf den Posten los. Wird er mich anhalten? – Im Gegenteil: er reißt die Knochen zusammen und salutiert!

Schnell, damit er mein Grinsen nicht sieht, die Stufen hinauf. Das ist mal gut gegangen.

Ich bin in der Eingeborenenstadt. Ein ungeheuer weitgedehntes Dorf in einem Palmenwald. Über mir ist das sanfte Rauschen der großen Blätter, schläfriges Getöse von Affen oder Vögeln und hohes unablässiges Singen von Zikaden. Es erzeugt einen seltsamen Rausch: wie meine Füße lautlos in den tiefen Staub der Wege fallen, ist mir, als ginge ich gar nicht mehr auf der Erde.

An hundert Stellen brennen offene Feuer unter den Palmen. Die Flammen umgeistern die Konturen der Hütten. Menschengesichter und Augen leuchten auf, wie sie sich über die Flammen beugen. Weißer Rauch zieht in duftenden Schwaden zwischen den Stämmen, er trägt Harze, brennende Gewürze. Der süße Atem einer weiten üppigen Landschaft, die Wärme ihrer Erde und ihrer Pflanzen steigt in die Nacht.

Seltsame Gefährte fahren durch den flammenden Palmenhain: Ochsenkarren, nicht anders als die Wagen der Steinzeit, Scheibenräder aus den Stämmen großer Bäume geschnitten, ein rundes Mattendach darübergespannt, Ochsen davor mit hellem Fell und großen Höckern. Ihre Augen leuchten rubinrot auf im Schein der Feuer. Ihre Wammen schwingen schaukelnd hin und her bei ihrem langsamen Schritt. Fast schleift die Deichsel im Staub. Der Kutscher singt, eintönige, langgezogene Laute, immer die gleichen. Ein Faß liegt auf dem Wagen. Es ist das Gefährt des Wasserverkäufers.

In der Nähe der Feuer hocken Kinder am Fuß der Palmenschäfte, vor Haufen von glatten, haarlosen Kokosnüssen und gefleckten Bananen. Ihre braunen, sehr glänzenden Augen verfolgen mich. Wenn ich den Blick auf sie hefte, verdrehen sie die Augäpfel so stark, daß nur noch das Weiße zu sehen ist.

Immer belebter wird der Weg. Mit dem dumpfen unterirdischen Geräusch nackter Füße im Staub wandern unzähliger weiße Gestalten an mir vorbei. Man sieht nur die Gewänder und den Glanz der Augen, die Glieder und die dunklen Gesichter vermählen sich der Nacht. Das Geräusch der nackten Füße gleicht dem eines unterirdischen Gewässers.

Dumpfer Trommelwirbel aus der Ferne und seltsam quietschende Flötentöne, ähnlich dem Pfeifen von Mäusen, ziehen magnetisch an. Da liegt im Palmenwald ein Tempel. Von ferne gleicht er einem Berg aus Licht, so sind seine durchbrochenen Wände mit Kerzen, mit roten und gelben Lampen besteckt. Eine große Menschenmenge wogt auf einer Treppe vor einer Schar von Priestern in gelben Gewändern. Ihre Nacken und ihre Arme sind mit Ketten weißer Blumen ganz umwunden. Ihre Gesichter sind hell, im Schnitt fast europäisch. Ihre Schädel sind glatt rasiert und glänzend von Öl.

Wie ich staunend am Fuß der Treppe stehe, winkt einer der Priester mich heran. Er beugt sich über mich, legt eine Blumenkette um meinen Hals, mit einer wundervollen weiten Handbewegung lädt er mich ein: er schenkt mir seinen Tempel.

Durch einen Palmenhain, dessen Blätter im Schein der Lampen smaragdgrün leuchten, trete ich hin vor die ungeheuerlichste Gestalt, die ich je sah: ein liegender Buddha, ein Berg, der Menschengestalt gewonnen hat. So groß wie möglich haben die Menschen ihren Gott darstellen wollen. Sein riesengroßes Antlitz glänzt wie der Mond. Sein Ausdruck ist leer und wie in großer Ferne. Eine Ferne, die Ehrfurcht erweckt.

Ich verweile lang vor dem Bild und vor den Wänden des Tempels, die bedeckt sind mit unzähligen Bildern von den Verwandlungen Buddhas. Diese Begegnung mit einer fremden Religion ist schön und voller Geheimnis.

Ich mache einen weiten Weg in dieser Nacht, einen Weg von vielen Meilen, weit über die Stadt hinaus, eine Kette von Eingeborenendörfern entlang, mit dem fernen Rauschen der See zur Seite. Ich will das Rauschen nicht verlieren, denn die See ist meine Heimat, dort liegt mein Schiff.

Allmählich verglimmen die Feuer am Strand. Die Sterne überstrahlen die sinkende Glut. Auf den Palmblattdächern der Hütten hocken die schlafenden Hühner, die Köpfe unter das Gefieder gesteckt. Das Gewimmel der weißen Gewänder verebbt, das Gemurmel der Stimmen, die Laute der Musik sterben ab. Nur der hohe Singsang der Zikaden bleibt.

Auf einem Hügel am Meer halte ich Rast, kaure nieder, umschlinge mit den Armen meine Knie. Das Meer glänzt silbern unter dem Mond. Fern ziehen sich, um die Bucht geschwungen, die Lichter der Stadt und die Lichter der Schiffe. Ich empfinde eine Seligkeit wie nie zuvor, ein Glück, wie man es nur einmalig, erstmalig erleben kann. Um meinen Hügel tanzen Glühwürmchen. Das sind nicht die kleinen, blassen Irrlichter der Heimat. Das sind große funkelnde Brillanten, die Lichtbahnen durch die Nacht ziehen in Schlingen und Kreisen, Hunderte und Hunderte, in lautlosem Flug.

So vergeht die Nacht, ein Traum, aus dem ich nie mehr erwachen möchte. Mit schweren Gliedern, benommen von dem Zauber des starken Monds, naß von schweren Tropfen des fallenden Taus wandere ich an Bord zurück.

AUSWANDERER

Die *Cristobal Colon* ist ein Schiff von kaum 10 000 Tonnen, aber sie bringt mehr als zweitausend Menschen nach Südamerika, – Auswanderer.¹²⁶

Als sollte eine neue Sintflut kommen, so sind sie aus dem verheerten Europa in diese Arche Noah gestiegen, als sei das Schiff schon die neue Heimat, sondern sie sich nach Stämmen und Familien. An Bord bauen sie sich Hunderte von kleinen Welten auf. Auf Auswandererschiffe muß man gehen, wenn man das Wesen fremder Völker kennenlernen und vergleichen will, so nahe, so dicht lebt man mitten unter ihnen. In Hamburg, in Rotterdam, in Antwerpen, in Liverpool, in Cobh, in La Coruna, in Santander haben wir sie Zug um Zug an Bord genommen. Da sind zuerst die Deutschen. Sie sind die vielgestaltigste Gruppe unter den Nationen und die in sich zerfallendste. Da scheiden sich die Bauern von den Städtern, die Bayern von den Sachsen; junge Männer schließen sich zusammen zu einem verlorenen Haufen, um ihre innere Angst zu verbergen und ihre Unsicherheit hinter einem prahlerischen, großspurigen Wesen, wie das ganz natürlich ist. Nie sind mir die Abgründe so klar geworden, die die Menschen unseres Volkes voneinander trennen. Matrosen auf Auswandererschiffen werden gute Menschenkenner, sie wissen: wer bei der Abfahrt am lautesten prahlt, wer dem Land flucht, das ihn geboren hat, wer die Faust schüttelt gegen die entweichenden Ufer, der wird am allerhilfloseten und kläglichsten an der fernen Küste stehen. Der zertretene Mittelstand, dem nichts gut genug ist in der dritten Klasse, der so hochmütig herabblickt auf den Bauern neben sich, weil er ohne Schlips und Kragen zum Essen kommt, weil er vielleicht mit dem Messer ißt und unbekümmert die Bierflasche an den Mund setzt, der wird es zu nichts bringen. Das sind nicht Pioniere, die nach verzweifelterm Kampf auf einem zu harten Boden ausziehen, sich Neuland zu erobern, gefaßt auf alle Not, bereit, mit ihrem Schweiß und dem ihrer Kinder den fremden Boden erst zu düngen. Nein, das ist die Masse Mensch, verwöhnt, verbildet; sie wollen genießen, denn sie sind "Genossen". Mit geschwellten Hoffnungen, mit übersteigerten Forderungen sind sie ausgezogen: "In einem Jahr sind wir reich". Denn sie haben Goldsuchergeschichten gelesen und Abenteuerhefte, und der Film hat ihnen Märchen unter Palmen vorgeführt. Was in den ersten Nachkriegsjahren Deutschland verläßt, das ist überwiegend ein zerstörter, lebensunfähiger Mittelstand. Wertlos für Deutschland, wertlos für die Welt. Mit harten

¹²⁶ Die reise mit der *Cristobal Colon* war ein reportageauftrag für die Frankfurter Zeitung. Hauser unternahm sie von mai bis oktober 1924. (Nach graebner, a.a.o., seite 45)

verschlossenen Gesichtern blicken die Matrosen diese Menschen an, sie wissen: mancher, der jetzt sein Vaterland beschimpft, wird, ehe zwei Monate vergangen sind, in Rio, in Sao Paulo, in Buenos Aires am Kai stehen und als "Landsmann" um die Abfälle der deutschen Schiffe betteln. Aber es schmerzt, wenn bestes bäuerliches Blut die Heimat verläßt, weil sie ihm keinen Boden bieten kann, dies Blut, ohne das weder die Vereinigten Staaten noch die englischen Dominions noch die Länder Südamerikas hätten werden können, was sie sind, dies Blut, das die halbe Welt gedüngt hat, das in ihr aufgegangen ist wie die Hefe im Brot, verloren für das Vaterland. Ja, kein Volk kann so groß und herrlich sein wie unser Volk und keins so kläglich und verzagt; wir sehen es, denn inmitten eines Querschnitts fast aller Völker Europas leben wir, dicht an dicht. Deutsche, Russen, Rumänen, Tschechen, Spanier, Portugiesen, Iren, Franzosen und Juden bilden auf unserem Schiff ebensoviele Dörfer. Jedes Volk bemächtigt sich eines bestimmten Raums und baut ihn sich zur Heimat aus.¹²⁷

Auf der Höhe der Kanarischen Inseln wird es warm; die machtvolle Dünung des Atlantik wiegt sanft das Schiff. Von der Höhe des Mastkorbs oder der Brücke aus gesehen, liegt es unter uns, ein kleiner Weltkörper, wimmelnd von Leben. Große Sonnensegel haben wir über die Ladeluken gezogen, niemand bleibt mehr in den heißen, dunklen Kammern, wo die Kojen in drei Reihen übereinanderliegen, wo säuerlicher Dunst an die Tage der Seekrankheit erinnert. Mit Kind und Kegel sind die Völker an Deck gekommen und bilden vom Steven bis zum Heck ein einziges Heerlager: ein Stück der Völkerwanderung, der großen unbeachteten Millionenvölkerwanderung unserer Zeit.

Nie könnte ich müde werden, ihnen zuzuschauen. Da sind die Spanier und Portugiesen: so wie die Frauen der Völkerwanderung die Körbe mit ihrem Feuerbrand, so hüten diese Frauen Körbe mit Stecklingen der Erde, die sie verlassen haben und die sie in die neue Erde pflanzen wollen. In Erde und Moos sind ihre Wurzeln eingepackt, unermüdlich werden sie umhüllt und mit Wasser befeuchtet. Die Männer sind hager, ohne ein Gramm von Fett, die Frauen bleich, erarbeitet und ärmlich. Aber seht die Kinder: wie blühend, wie gepflegt und wie von zärtlicher Liebe umhegt sie sind! Sie tragen die hübschesten Kleider, ihre zierliche Gestalten bewegen sich überall ohne Scheu, nie stößt man sie zurück, nie weist man sie fort.

Und man vergleicht: wieviel stärker ist der Stolz dieser Völker auf ihre Kinder, und wieviel größer ist ihre Lebenskraft, die sich ausdrückt in dem Kinderreichtum und in dem engen Zusammenhalt der Familien, als bei uns. Ich lese in der Fibel eines kleinen spanischen Mädchens: *Spanien ist unser Heimatland. Es ist arm, aber sprich nicht*

¹²⁷ Dieser Absatz enthält in nuce fast die gesamte ideologische Grundlage des NS-Regimes, wie sie wohl einer Mehrheit der Deutschen seinerzeit plausibel war – ohne ein böses Wort, aber mit gegebenenfalls tödlichen Folgen!

schlecht von ihm, wenn du in die Fremde kommst. Was mag in unseren Fibeln auf der ersten Seite stehen? Nie hörte ich einen Spanier oder Portugiesen seiner Heimat fluchen, nur Worte und Lieder der Sehnsucht und der Liebe. Die armen slawischen Bauern und Landarbeiter sind nicht so wohlgenährt wie unsere deutschen Passagiere, sie haben keine modischen Anzüge und kein lederimitierendes Gepäck, sondern nur bunte Bündel, geknüpft Tücher, hölzerne Kisten mit Vorhängeschlössern. Die Handwerker tragen ihr Werkzeug immer bei sich, lassen es nicht aus den Augen; sie benutzen die Zeit, sie schleifen die Schneiden, sie lassen nachdenklich probend den Daumen über die Schärfe gleiten. Zufrieden betrachten sie die zerschnittene Haut und nicken bedächtig. Und nun stelle ich mir vor: ein Ödland ohne Wasser, eine gestrüppüberwucherte Lichtung im Urwald, und setze eine wohlgenährte deutsche Arbeiterfamilie, gewöhnt an Achtstundentag, gewöhnt an die Güter der Zivilisation, an Fürsorge und Versicherung, neben einer slawischen Bauernfamilie auf gleicher Fläche an. Wer wird wohl weiterkommen? Wer wird zuerst seinen Brunnen gegraben, seine Lichtung gerodet haben? Sind wir noch ein junges Volk? Werden wir uns nicht von Grund auf erneuern müssen?

Da sind die Juden, was für ein seltsames und rätselhaftes Volk! Gegen allen Schiffgebrauch begründen sie beinahe augenblicklich einen blühenden Handel mit den unscheinbarsten Gegenständen. Wie Öl auf Wasser, so verbreiten sie sich im ganzen Schiff. Knaben erbieten sich bei Heizern und Matrosen zum Fegen, zum Geschirrwaschen, um als Gegenleistung Dinge einzuhandeln, die für uns ganz wertlos sind. Und seltsam: oft erwerben wir dann die gleichen Gegenstände von ihnen wieder zurück. Zm erstenmal wird mir klar, daß der Wert eines Gegenstandes abhängt von dem Wert, den sein Besitzer ihm beimißt. Auch von ihnen haben wir zu lernen, Trägheit zu überwinden, Zähigkeit – ja auch von ihnen.

Des Abends werden unter den Zeltdächern an Deck Sonnenbrenner und große Kugellampen aufgehängt. Schwankend in der Dünung, werfen sie Lichter und Schatten über die Gesichter der Schläfer. Wieviel offenbart ein Mensch im Schlaf. Wie da die Mütter ihre jungen Kinder in den Armen halten, wie die alten Frauen wie Schnecken in den Gehäusen ihrer Kleider mit den Armen ihr Hab und Gut umklammert halten, wie die jungen Mädchen lächeln im Traum mit feuchten geöffneten Lippen. Viele Männer aber, ruhelos, weil ihre arbeitsgewohnten Körper sich an Bord nicht erschöpfen können, wandern auf und ab auf dem eisernen Deck, flüstern, blicken nach den Sternen, beugen sich über die Reling, starren in das rätselvolle, weiß schäumende Kielwasser, das sie entfernt, immer weiter entfernt von der Heimat – zu welchem Ziel? Andere sammeln sich um die Bierschenken und suchen aneinander Halt und Sicherheit. Schweiß rinnt ihnen von den Stirnen, ihre Augen blicken scheu verschüchtert, ganz klein und zerknirscht sind viele geworden.

Sie haben sich den Ozean nicht so groß, die Sonne nicht so heiß, die Fremde nicht so fremd gedacht. Die Rangordnung unter den Menschen bildet sich neu und gesund nach der Kraft ihrer Menschlichkeit.

Nachts im Mastkorb hoch über dem Dunstkreis der Menschenmassen in willkommener Einsamkeit verklingen in dem großen Rauschen der See, im Stampfen der Maschinen die getragenen Lieder, die das Heimweh singt. Wie in einer Vision erlebe ich die saugende Kraft der weiten Räume der Erde und die zusammengedrängten, von Grenzen ummauerten, unglücklich zerrissenen, gegeneinander verkrampften Völker Europas. Wie ein lecker Dampfkessel ist dieser Kontinent, Überdruck zischt ab aus allen Nieten. Ja, man fühlt ihn förmlich, den Druckausgleich, der die Welt verwandelt, der Europa schrumpfen läßt zu seiner geographischen Bedeutung, ein Zipfelchen, das irgendwo an Asien hängt.

SEEMANNSLIEBE

Seeleute kennen nur zwei Arten von Frauen: die Anständigen und die Huren. Die Armut ihres Lebens bringt sie, wenn sie die Frau suchen, fast immer nur mit der zweiten Art zusammen. Das ist ein großer Schaden: denn es leben sehr zarte, sehr reine Gefühle in den Herzen dieser Menschen, Gefühle, die wie Perlen vor die Säue geworfen werden. Damit will ich auf keinen Fall sagen, daß ich die armen Mädchen der Straße und der öffentlichen Häuser verachte, nein, das tue ich nicht. Aber das schreckliche Leben, das diese Frauen führen müssen, richtet etwas in ihnen zugrunde, was bei den meisten nie wieder gutzumachen ist: nämlich die Seele. Sie können nicht wirkliche, echte Liebe aufnehmen, die ihnen von manchen dieser Naturmenschen entgegengebracht wird. Noch weniger können sie diese Liebe in der gleichen Weise erwidern. Die Verachtung des Volkes gegen die Hure entsteht nicht, weil sie ihren Körper preisgibt, sondern weil sie ihre Seele verliert.

Den Seemann treibt oft gar nicht so sehr die Not des Körpers zu den öffentlichen Mädchen, sondern ein unbewußtes Sehnen der Seele nach jenem Zarten, Weichen und Gütigen, das in der echten Frau lebendig ist. Diese Sehnsucht wird dann regelmäßig enttäuscht. Der so immer wieder zurückgeworfene Mann wird schließlich in seinem Treiben roh und brutal; etwas Gutes und Schönes in ihm geht verloren.

Wirkliche Frauen, gute und hübsche Frauen – ja, das gibt es –, könnten ein größerer Segen für das Seelenheil des Seemanns werden als jede Seemannsmission. Aber leider fällt eher ein Engel vom Himmel, als eine solche Frau, und wenn, dann traut der Seemann sich nicht heran.

Denn er ist sehr ungeschickt im Umgang mit dem anderen Geschlecht. Er kann nicht so gut tanzen wie die jungen Leute an Land, die ihre Abende im Tanzcafé verbringen können. Er kann sich auch nicht so gut unterhalten, er findet keinen Anknüpfungspunkt an das Leben der Menschen an Land, das von dem seinen so völlig verschieden ist. Er versucht sich diesen Menschen möglichst gleichzumachen: kauft sich einen schönen blauen Anzug, einen herrlichen Regenmantel, sogar weiße Wäsche und einen richtiggehenden Hut – und da sitzt er nun im Kaffeehaus stumm wie ein Bär, die großen roten Hände ungeschickt herunterhängend. Mit jedem der Mädchen, die da tanzen, erlebt er innerlich Romane, hat glühende Träume. – Und weiter geschieht gar nichts. Wenn nicht ein Mädchen von allein kommt, ihn sich zum Tanz zu holen, und die ist dann immer von der anderen Sorte.

Solange ich zur See fuhr, sind mir eigentlich keine anständigen Mädchen begegnet. Ich war schon drauf und dran, zu glauben, es gäbe nur Huren auf der Welt. Und es war schrecklich, zu erleben, daß man in den sogenannten Lasterhöhlen aller Länder, die ein Mann mit einem eiskalten Gefühl der Trauer verläßt, überall auf Frauen stieß, die einen mit "Landsmann" anredeten, die einmal deutsche Mädchen und Frauen gewesen waren. Am schlimmsten war es in der Inflation in deutschen Hafenstädten, wenn der Seemann erleben mußte, daß diese Frauen selbst Neger und Chinesen ihm vorzogen, um der *Valuta* willen. Jeder kleinste Rest von Ehre, Schamgefühl und Rasseinstinkt war damals ausgelöscht.

Das war quälend und im tiefsten beschämend. Ich kenne viele deutsche Männer, die sich damals geschworen haben: niemals ein deutsches Mädchen heiraten.

Auch diese Seite des Seemannslebens habe ich gekannt, so wie ich dieses ganze Leben lebte. Und jahrelang habe ich gemeint, dabei nichts zu entbehren. Bis zu einem sonderbaren Erlebnis in Mexiko.

Mexiko ist ein herrliches Land, aber ich glaube nicht, daß ich dort leben könnte, denn leider ist es das Land der Tierschinder. Nirgends auf der Welt habe ich so viele mißhandelte und gequälte Tiere gesehen wie dort.

Aber davon wußte ich noch nichts, als ich an meinem ersten freien Nachmittag allein am Strand von Veracruz entlangwanderte. Ich schwamm im flachen Wasser der Brandung mit etwas Angst vor den Haien, saß dann am Strand zwischen den bunten Muscheln und war sehr beschäftigt mit einem toten Rochen, den das Meer an Land geworfen hatte. Das war ein mächtiger Fisch, größer als ich selbst, anzusehen wie ein *Nurflügelflugzeug* von Junkers, mit einem gespenstisch menschenähnlichen Kopf. Diesen Kopf wollte ich mit an Bord nehmen, eine Laterne draus machen, eine Gespensterlaterne. So schnitt ich denn mit meinem Taschenmesser in die dicke Haut hinein. Sie war zäher als Sehnen. Als ich den Kopf gelöst hatte, merkte ich so langsam, daß der Fisch ganz ungewöhnlich tot war: er stank mörderisch. Das beste schien zu sein, möglichst viel Fleisch wegzuschneiden, so schnitt ich denn zwei Stunden an dem Kopf herum, bis nichts mehr übrigblieb als die große flache Scheibe eines dämonisch grinsenden Fischgesichts. Ab und zu lief ich ein paar Meter weg, um mal frische Luft zu schnappen. Je länger desto weniger war das Ding in der Nähe zu ertragen. Ich war zwar Kummer gewohnt, dies ging über Menschenkraft. Aufgeben? – Nein, das kam nicht in Frage, dazu hatte es zuviel Schweiß und Mühe gekostet. Ich suchte mir eine große Stange, steckte den Fischkopf an die Spitze, so daß *die lauen Lüfte* über mich wegwehten, und wanderte heimwärts in die Dämmerung und schwang den seltsamen Wanderstab.

Da kam mir von der Stadt her ein Mann mit einer Flinte entgegen. Ein mexikanischer Pfahlbürger und Sonntagsjäger allem Anschein nach. Fett war er, von jener südlichen Fetttheit, die manchmal noch unangenehmer wirkt als bei nordischen Menschen. Und an dem Mann herab baumelte etwas Weißes, das heftig zuckend sich bewegte. Im Näherkommen sah ich, daß es Möwen waren. – Der Kerl hatte Möwen geschossen, was schon für sich allein eine Gemeinheit ist. Aber die Möwen waren nicht tot, sondern nur geflügelt. Er hielt sie an den Schwingen, ließ die Tiere neben sich her laufen, um sich von dem Gewicht zu entlasten. Klagend suchten sie vergeblich zu entfliehen. In ihrem Fortstreben zogen sie den Mann gerade hinter sich her. Der Dicke grinste, er hielt die ganze Sache für einen ausgezeichneten Spaß.

Ich spürte, daß ein heißer Zorn in mir emporschoß. Hart vor den Mann trat ich hin und herrschte ihn an: sofort und augenblicklich sollte er die Tiere töten. Natürlich sagte ich das auf deutsch, und ebenso natürlich verstand er kein Wort. Noch widerlicher wurde sein Grinsen; er nickte, hielt mir die Möwen hin: "Si, si Señor!" – ein feiner Spaß, sie laufen wie die Hunde. Ich begriff sofort, daß dieser Kerl mich nicht verstanden haben würde, auch wenn ich fließendes Spanisch gesprochen hätte. Da gab es nur eins: ich riß ihm die Möwen aus den Händen, schlug ihre Köpfe heftig gegen meine Stiefelspitzen, bis sie nicht mehr zuckten. Der Mann stand zuerst ganz verblüfft dabei, dann aber wurde er wütend, ja, er begann geradezu vor Wut zu tanzen, während die spanischen Flüche wie aus einem Jauchenwagen seinem Maul entsprudelten. Und dann griff er nach der Flinte, die ihm vom Rücken baumelte.

Das war ausgezeichnet: Nun konnte ich meinem Herzen Luft machen, ihn mit ruhigem Gewissen niederschlagen. Und ich schlug ihn nieder. Und schlug ihm um die Ohren mit meinem ungewöhnlich toten Fisch. Dann nahm ich die Flinte, tat die Patronen heraus, schmiß sie in den Sand und wanderte nach Hause.

Viel Zweck hatte diese Sache nicht außer der Erleichterung, die sie mir brachte. Der Mann wird hinterher einfach gedacht haben: Diese Ausländer sind alle verrückt.

Als ich in der Stadt ankam, war es dunkel geworden. Auf den Kriegsschiffen im Hafen gingen mit viel Trommeln und Pfeifen die Flaggen nieder. Von den Mauern der alten spanischen Festung herab blies ein Hornist. Vor den weißgekalkten Hütten der armen Stadtviertel loderten rote Feuer; Frauen in weißen Kleidern, die dunklen Gesichter unsichtbar im Dunkel der Nacht, bereiteten das Abendbrot. Auf den Stufen der Türschwelen hockten die Männer, in regelmäßigen Abständen glommen ihre Gesichter wie sanfte Laternen auf unter den breitrandigen Strohhüten; sie sogen an ihren Zigaretten. Der Gesang der Zikaden war der einzige Laut; dumpf, unterirdisch

fielen die Füße der wandernden Menschen in den tiefen weißen Sand, der alle Wege deckte.

Da sah ich es zum erstenmal: das verhungerte Volk der herrenlosen Hunde und Katzen. Mindestens ein Dutzend kam auf jedes Haus, die verkommensten Tiere, die ich je erblickte. Ihre traurigen Augen verfolgten mich durch alle Straßen. Die Hunde wedelten schwach, wenn ich vorüberkam, eine jämmerliche Andeutung des Bettelns. Sie waren zu geschwächt von Hunger, zu hoffnungslos, um noch Gier oder Eifer zu zeigen. Die meisten schleppten ihre traurigen Kadaver durch den Staub, als seien sie gelähmt, als seien ihnen alle Knochen im Leib gebrochen. Die struppigen, rüdigigen Katzen waren noch elender. Wie struppige Besen sahen sie aus; ihre schönen Augen klagten aus ihren knöchigen, hohlbackigen Köpfen hervor, die schon wie Totenschädel aussahen. Ich konnte es nicht mehr aushalten, ich fing an zu laufen, um nur von diesem Anblick fortzukommen.

Da stolperte ich an einer Straßenecke über das allerelendeste unter diesen elenden Wesen: eine winzige kleine Katze, vielleicht acht Wochen alt. Sie hockte im Staub, seltsam gekrümmt, als sei ihr Rückgrat schon zu schwach, sich aufzurichten. Sie hielt den Kopf gesenkt, aus ihrem Schnäuzchen wimmerte kaum hörbar ein zartes schwaches Miauen. Als ich mich niederbeugte, sah ich, daß große Tropfen langsam von ihren Augen rollten – und ich sah, daß diese Tropfen Eiter waren.

Das einzig wahre Mitleid wäre gewesen, den Fuß zu heben und dies Häufchen Elend aus der Welt zu stampfen. Zu anderen Zeiten hätte ich das auch getan, aber durch das Erlebnis mit den Möwen war etwas in mir aufgebrochen, ein sentimentales Gefühl, das lange verschüttet war.

Ich konnte nicht anders: ich legte meine Mütze in den Staub und sammelte das Knochenhäufchen vorsichtig hinein. Und dann ging ich an Bord.

Ich holte eine Pütz warmes Wasser, einen Lappen und begann das Tier zu waschen. Es hing, zwischen zwei Fingern an der Nackenhaut gehalten, schlaff wie ein leerer Sack. Nur den Schwanz hatte es zwischen den Hinterbeinen hochgezogen; die Spitze wand sich schmerzlich hin und her. Als ich es trocken rieb, sehr vorsichtig, denn das lose Knochenbündel klapperte ihm im Balg, da fiel es geradezu in Ohnmacht, schloß die Augen und sackte zusammen.

Ich brachte ihm Milch, leider nur Büchsenmilch, wir hatten nichts anderes. Da fing es leise an zu schnurren unter der dünnen Wirbelschnur des Hälschens hervor, das ich mit Daumen und Zeigefinger umschloß. Die winzige Zunge wand sich zitternd aus dem kleinen Maul und schlappte. Fünfmal, sechsmal – dann liefen die Tropfen seitwärts

aus den bläulichen Lefzen heraus; das kleine Vieh war zu schwach, um Nahrung aufzunehmen.

Ich stand und überlegte, ob ich es nicht schnell in einen Sack packen und über Bord werfen sollte. Aber da kam es wieder, das fast unhörbar leise Schnurren, und da konnte ich es nicht tun.

So fütterte ich denn eine alte Mütze mit ein paar Lumpen aus und bettete das Stückchen Elend am Fußende meiner Koje. Ich selber schlief an Deck.

Es lebte noch drei Tage. Ab und zu gelang es, ihm ein paar Tropfen Milch einzuflößen, aber sein Magen verarbeitete nichts mehr. Am vierten Morgen fand ich es starr und kalt.

Aber noch am letzten Abend hatte es ganz leise geschnurrt, wenn es die Wärme meiner Hand spürte.



Ich habe diese Geschichte mit der kleinen Katze nur erzählt, um damit zu sagen, daß ein Seemann, auch wenn er schon ganz ausgewachsen ist, zuweilen an einem Überschuß an Gefühlen leidet. Und nun werde ich davon erzählen, wie schlecht manchmal ein Mann das Glück verwaltet, wenn es ihm unversehens in den Schoß fällt.

Ein Matrose hatte von seinem Schiff abgemustert, das eben aus Mexiko zurückgekommen war. Er war ein Stück mit der Bahn gefahren, und jetzt wanderte er auf dem Deich entlang, dem kleinen Küstenort entgegen, den er seine Heimat nannte.

In seinem Kopf war noch die wirre Benommenheit, die der Zusammenstoß mit dem Festland im Seemann erzeugt. Verloren war die faßliche, begrenzte Welt des Schiffes. Verloren war die Leichtigkeit des Gangs auf wiegenden Planken, verloren die Sicherheit der Hantierung, verloren die Freiheit leichter Kleidung auf tropischen Meeren.

Der Ostwind piff ihm durch die Knochen, drängte ihm den Atem in die Lunge. Ein harter Wind, ein guter Wind. Gut war die Härte, weil sie Heimat war, weil sie Widerstand erzeugte: kampflustig machte sie. Der Mann fühlte sich sehr glücklich. Jeder Schritt, bei dem sein Fuß die Erde berührte, war eine Liebkosung. Wie eine Feder wog der Kleidersack, den er auf dem Rücken trug. Von Zeit zu Zeit blieb er

stehen, sammelte Atem, und brüllte in den Donner der Brandung hinein – ein Freudengeheul und dann das alte Seemannslied:

"Nicht lange mehr, nicht lange mehr, bald hat die Qual ein Ende,
Dann packen unsere Hände den Kleidersack.
Sie haben uns gezwiebelt mit Salzfleisch und mit Speck,
Drum laufen auch in Hamburg die Matrosen weg."

Ja, es war wunderbar, an Land zu sein. Die Heimreise war schwer gewesen. Wie eine Mondsichel gebogen, so war die Funkantenne seitwärts weggeholt unter dem Druck des Sturms in der Biskaya. Es zitterten die Wanten, es sangen die Drähte, es dröhnten die hohlen Eisenrohre der Maste. Rauch schrammte brummend an den Schornsteinwänden, preßte sich über den Schlotrand wie eine enge Kappe, schoß davon, zerwirbelt und mit Drall. Vereist das ganze Schiff, die Haut der Hände, von Drähten zerrissen, klebt fest am Eisen, das man packt. Die steifgefrorenen Taue knirschen hart, das eigene Haar peitscht einem das Gesicht mit Geißelschlägen. Brecher kommen über, der Kasten zittert in allen Spanten. Naß ist es überall und kalt, der Ofen umgestürzt. Man watet zur Koje. Mit Nässe vollgesogen sind die Decken. Und kaum hat man sich hingehauen – das Schrillen der Bootsmannspfeife: 'raus aus der Koje, Gepäck festlaschen, das sich losriß im Laderaum, Strecktaue ziehen an Deck, Boote zurren, das Gekotzte wegspülen von den Passagieren – pfui Teufel.

Ja, das war jetzt alles vorbei.

Und er hatte geschworen: *Schluß mit der Seefahrt* – der Meineid, den jeder Seemann nach jeder schweren Reise tut. Aber er, er würde ihn schon halten.

Schön war die Heimat. Noch lag der Schnee in Tupfen auf der Heide. Schmelzwassertropfen blinkten wie Leuchtkäfer im gelben Dünengras. Die Torfhaufen waren unten braun vor Nässe, an den Spitzen grau, getrocknet von der Frühlingssonne. Schon waren die Pferde auf den Koppeln. Die kleinen Fensterscheiben der Höfe plinkerten hinter den schützenden Bäumen hervor wie freundliche Augen. Man hörte Kühe brüllen: ein Ton, der einem tief ins Herz geht. – Man tut einen langen Atemzug und stößt vieles heraus.

Lang war der Marsch. Er trug den Kleidersack bald auf der rechten, bald auf der linken Schulter. Zuletzt im Nacken, quer, die Hände in die Hüften gestemmt. So ging er, mit vorgeneigtem Kopf, die Stirn gerunzelt, um den Weg zu sehen. Ihm war so, als müßte ihm jemand entgegenkommen. Er sah Gestalten, aber im Näherkommen verwandelten sie sich jedesmal in Pfähle auf dem Deich.

Endlich sah er ferne den Hpf. Er glich einem Hügel, überwölbt von einer Kuppel großer Pappeln. Rot schimmerten die Mauern, sie waren mit Ochsenblut gemalt. Die Mauern waren nur ein schmaler roter Streif, geduckt unter dem hohen Dach aus Schilf, das aussah wie ein Zelt. Im Näherkommen ging das Brausen der Brandung über in das Rauschen der jungen Pappelblätter.

Klingelnd fielen seine Schritte auf den Klinkenweg. Hinter den weißen Gardinen war niemand zu sehen. Die Haustür knackte leise wie eine große Katze, die schnurrt.

Er stand in der dunklen Diele des alten Bauernhauses. Es roch nach Heu und Korn. Er warf den Kleidersack ab; es gab einen dumpfen Plumps auf dem steinernen Boden.

Einen Augenblick stand er, leise hin- und herschankend, als müßte er festen Boden suchen; er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Zwei, drei Sekunden lang blieb das Haus ganz still. Dann knarrte oben eine Tür. Er hörte ein ganz leises Pfeifen, einen gepreßten Atemzug. Dann: Schritte, ganz schnelle fliegende Schritte kamen die Treppe herab, aber fast lautlos. Er sah im Halbdunkel ein gelbes Kleid wie einen Schatten. Es flog heran: er hörte einen leisen jubelnden erstickten Schrei – da hing sie schon an seinem Hals, ein süßer Anprall, den er auffing, weich und warm. Er roch den Duft ihres Haars: Nina!

Nina! Sie hatte auf ihn gewartet. Zwei Jahre hatte sie auf ihn gewartet. Und er? – Er wurde rot vor Scham. Aber das vergaß er schnell.

Damals – so schien es ihm – war immer Frühling, Sommer und Sonne. Wiesen und Heuduft, frischer warmer Wind. Jung waren alle Tiere: Fohlen und Kälber auf den Weiden, alle Nester voll Vogelbrut, der Stall voll Schwalbengezwitscher.

Sie heirateten schnell. Er war 26, sie 19 Jahre, das schien gut zusammenzupassen. Als sie sich vor der Kirche begegneten, traf ihn ein Blick aus ihren Augen, ein seltsam tiefer, heißer, tränenschwerer Blick. Er erriet eine Stärke des Gefühls, die ihn armselig machte. Denn ein schlechtes Leben hatte er geführt, ein trauriges Leben, das ihn im Tiefsten mißtrauisch gemacht hatte. Ihm war, als sei er für wahre Liebe beinah schon verdorben. Nina war die erste Frau, die ihm zuerst und ihm allein gehörte. Zum erstenmal im Leben spürte er eine Verantwortung: das etwas Schönes und Reines in seine Hände gegeben war. Und zugleich fühlte er sich davor hilflos und schwach, ein Armer, dem ein Schatz gegeben wird, den er nicht verwalten kann.

Fast jede Erfahrung seines Lebens hatte er mit einem Menschen bezahlen müssen. Immer wieder hatte er Frauen auf scharfe Proben gestellt, so wie er selbst sich immer wieder in harten Proben hatte bewähren müssen. Und jedesmal hatte er irgendeine

faule Stelle in der Frau gefunden; er hatte gemeint, er könnte das Faule ausmerzen oder wegbrennen. Er hatte gemeint, er könnte heilen. Aber in Wirklichkeit hatte er immer nur so lange in der Wunde herumgebohrt, bis seine Liebe zerbrach, zerspaltete. Und manchmal war ihm dabei die Frau unter den Händen zerbrochen. So war etwas wie ein dumpfer Drang der Zerstörung in sein Leben hineingekommen.

Aber er spürte jetzt einen starken Drang, sich ein Heim zu schaffen, etwas aufzubauen, zu ackern, zu zimmern und dabei ganz eins zu werden mit der Frau. Er wollte sich ganz fesseln lassen von einer Heimat, altern mit der Frau zusammen und in ihre jungen Augen auch dann noch mit dem gleichen heißen Gefühl sehen, das ihn heute ganz erfüllte.

Und zugleich spürte er noch in der Kirche einen Drang zu fliehen, aus Angst vor dem eigenen Leichtsinne aus irrem ungewissem Drang. Und er spürte, daß sein Wunsch, früh zu altern, aus einer Schwäche sprang: altern wollte er ja nur, um der Verführung durch die weite Welt, um der Unruhe seines Blutes zu entrinnen.

Spät am Abend verließen sie beide Ninas Elternhaus. Alle ihre Habe war auf einen Handwagen gepackt. Nina trat neben ihn an die Deichsel und zog an. Ernstsichlossen und gespannt war ihr junges Kindergesicht. Mit einer einzigen Bewegung warf sie die lange Strähnen ihres Haares über die Schulter und biß noch einmal schnell in den Apfel, den ihr die Mutter zum Abschied gegeben hatte. Dann knarrten die Räder durch tiefen Sand und über die Heide. Unter Sternen gingen sie durch eine dunkle Welt zu ihrem einsamen kleinen Haus, Seite an Seite, ein gutes Gespann.

Auf diesem Weg tat der Mann ein inneres Gelöbniß: daß er nie sie unglücklich machen wollte. Daß, wenn es Unglück gäbe, *er* es erleiden wollte. Denn sie war gut, rein und sauber, er aber nicht.

Nina war wunderbar. In allen Proben, denen er sie unterwarf, bewährte sie sich wie ein guter Stahl. Jeden Morgen rannten sie zum Meer, Seite an Seite, die Badetücher als flatternde Fahnen hinter sich. Im letzten Augenblick flogen die Tücher ab, und vorwärts stürzten ihre Leiber, vornübertaumelnd in den Salzschaum der Brandung, deren Wasser körnig war von aufgewühltem Sand. Geröll traf schmerzhaft ihre Füße, bis der Grund unter ihnen wich. Die anrollenden Wogen untertauchend, schwammen sie mit gestreckten Armen Stoß um Stoß bis weit hinauf auf die blaue Wand des Meeres. Dann drehten sie sich auf den Rücken, ließen sich wiegen und treiben, bis sie schwindlig waren und geblendet von der Sonne, die ihr Richtpunkt war.

Wie Stöberhunde durchstreiften sie die Gegend, mehr rennend als im Schritt. Sie folgten jeder Windspur, richteten den Kurs nach jedem blühenden Busch. Sie machten

Beute: Blumen, Kiebitzeier, Pilze, bunte Vogelfedern, seltsam geformte Hölzer, Muscheln, Bernsteinsplitter, Knöchelchen von Tierskeletten und Schlangenhaut. Wenn die Nacht sie überraschte, schliefen sie in einer Dünenkuhle im Sand, der noch warm war von der Sonne des Tages. Sie erwachten, kältezitternd, lange vor Tau und Tag im ersten Erblässen der Sterne. Dann schüttelten sie sich den Sand aus den Haaren und wanderten weiter, barfuß im Tau auf schmalen Wegen, hatten wunderbare Erlebnisse: den ersten Wolkenstreif des Sonnenaufgangs, glühend wie ein Eisenbarren in der Schmiede, den Tanz der Kronenkränche auf der Heide, Wildschweine wühlend im Sumpf, das Röhren der Hirsche, das Balzen des Auerwilds. Das ganze Land am Meer gehörte ihnen. Sie nahmen es in Besitz, bauten sich Hütten aus Schilf und Kiefernäzweigen, legten Vorräte an, in Erdhöhlen eingegraben: Nüsse, Beeren, Pilze, die sie roh aßen mit Salz.¹²⁸

Es war eine herrliche Zeit. Gut lernte er sie kennen auf diesen Wanderungen: wie scharf ihr Auge war, wie gut sie beobachtete, wie sie augenblicklich regungslos erstarrete beim Anblick von Wild. Wie sie lautlos sich anschlich. Wie bedürfnislos sie war, wie sie aushielt; ein Stück Brot und ein Apfel genühten ihr für den ganzen Tag. Sie klagte nicht, wenn das harte Dünengras ihr Füße und Knöchel zerschnitt. Sie war tapfer: einmal nach langem mühsamen Marsch sah er ihr Gesicht ganz schmerzverzerrt. Es sei nichts, sagte sie und lachte. Zu Hause fand er ihre Füße heiß und voller Blasen.

Sie war ein herrlicher Kamerad im Boot, beim Segeln. Ganz furchtlos, wenn auch die Lee-Reling durchs Wasser segelte, immer bereit, mit festem Griff zu packen, wenn es nötig war. Hatte sie einmal ein Tau gefaßt, dann ließ sie sich die Haut von den Händen reißen, aber sie ließ nicht los.

Seltsam nahe waren ihr die Tiere. Alle kamen zu ihr, obwohl sie ihnen nicht schmeichelte. Auf ihren Wegen an den Koppeln vorbei folgten ihr die Pferde, wieherten, reckten die Häse über den Zaun. Die Kühe leckten ihre Hände, und die Kälbchen sogen ihre Finger in sich ein. Katzen kamen von den Höfen, setzten mit schnellem Sorung auf ihre Schulter, rieben schnurrend die ganze Länge ihres Fells an ihrer Backe und sprangen ab.

Ja, sie war herrlich. Aber manchmal war er fast eifersüchtig, weil die ganze Welt sie zu lieben schien und nicht er allein.

¹²⁸ Heinrich hauser lebte 1925 in wustrow/fischland-darß (ostsee) und lernte dort seine erste ehefrau kennen; die landschaft wird recht genau in dem roman 'Brackwasser' beschrieben, in dem es um die (scheiternde) beziehung eines seemanns und einer mexikanischen prostituierten geht, die an der nordsee seßhaft werden wollen. – Auch eine tour im selbstgebauten wohnwagen (mit frau und kindern) im jahr 1935 beschrieb hauser anderenorts als handwerklich umsichtigen aufbau einer selbstbestimmten insel in der welt. Viel später (1942-43 und 1945-48) wird er mit zwei aufeinanderfolgenden ehefrauen nacheinander zwei farmen in den USA bewirtschaften.

Den Sommer über ging alles gut. Das verwahrloste Haus, der wüste Garten ließen ihre Hände überquellen von Arbeit. Und die Arbeit war fruchtbar. Der Seemann sah Nina über die Beete gebeugt, sah sie Samen streuen, mit dem Pflanzholz Löcher bohren und Bohnen hineinlegen, die herzförmig waren und bunt betupft wie Muscheln. Er begriff, daß es sich um Sorge für die Zukunft handelte, um eine Voraussicht, die weiter dachte, als er es gewohnt war. Er fühlte das Gesetz der Erde über sich, er grub und hackte das Land zurecht, zog Gräben.

Er sah die jungen Pflanzen keimen und ankämpfen gegen den harten Wind. Da zäunte er das Land mit Erdwällen und Wänden von Weiden und Schilf.

Sie kosteten die ersten Früchte ihres Gartens und fanden, daß sie süßer und inniger schmeckten als alles, was sie bisher geschmeckt hatten. – Das Haus und das Land darum, das war jetzt ihr Schiff. Nur daß jetzt der Matrose Kapitän war; er hatte die Verantwortung.

Ein Schiff muß seetüchtig sein. So gab er dem Dach eine neue Haut von Teer, spachtelte die Risse der Mauer mit Mörtel aus; er schraubte, zimmerte und malte. Er sammelte Vorräte für den Winter, Treibholz und Torf.

Im Herbst legte er Mieten an.

Jeder Topf, der den Haushalt vervollkommnete, jedes Werkzeug, jedes Stück Stoff, das sie erübrigten zu einem Kleid für Nina, formte weiter an dem Bild eines seetüchtig ausgerüsteten Schiffes, das ihnen vorschwebte. Es war gute Arbeit, denn es war sein eigenes Schiff, und sie kamen voran. Es war eine glorreiche Zeit.

Im Winter wurde alles anders.

Der Seemann, gewohnt, die kalte Jahreszeit in warmen Ländern zu verbringen, litt unter dem Klima. Die Öde der weißen Landschaft, die Sonnenlosigkeit bedrückten ihn. Sein Körper entbehrte die leichte, freie Bewegung im Freien. Ihm war, als müßte er ersticken in der schweren Kleidung. Der Winter nahm ihm allen Wind aus den Segeln. Sein Schiff war auf eine Sandbank aufgelaufen; es machte keine Fahrt.

Er hatte seine alte Hängematte vor dem Kachelofen ausgespannt. Hier lag er lange Abende, während Nina nähte und stopfte, und erzählte ihr von den Tropen. Er wurde laut und schwärmerisch, wenn er von der *Avenida Rio-Branco* in Rio de Janeiro sprach, vom *Galle-Face-Hotel* in Colombo (das er von außen gesehen hatte), von der *Rambra* in Barcelona, vom *Mardigras* in New Orleans, von den Felsenfestungen Maltas, von den Schleusen des Panamakanals. – Das alles war großartiger und schöner als die Heimat.

Er schilderte ihr den Urwald; sein Kochen und Gären, seine feuchte Dunkelheit, seine schwitzenden Säfte, seine mörderischen Stacheln und Gifte. Er schilderte ihr das Gekreisch der Affen und Papageien, die großen Schlangen, die Tracht der Eingeborenen, den Geschmack exotischer Früchte, Durian, Ananas, Butterfrucht. Er suchte sie den Palmwein schmecken zu lassen und das dunkle Fleisch der Schweinsfische und die auf heißen Steinen in Erdlöchern gerösteten Meerfrüchte der Chilenen.

Sie lauschte voll von Verlangen und zugleich mit einer stillen Verzweiflung im Herzen. Sie wußte: jetzt sehnte sich der Mann, sehnte sich nach etwas, was ganz fern von ihrer Welt war. Sie vermochte sich seine Welt nicht vorzustellen, aber sie spürte die Gefahr, die von dort kam. Sie blickte traurig um sich in dem kleinen Raum mit den armseligen, selbstgezimmernten Gegenständen. Nein, da war kein Reichtum, keine Fülle, nichts von großer Welt, nach der ihr Mann sich sehnte. Ihre Brust hob sich zu einem lautlosen Seufzen; Tränen liefen über ihre Wangen, tief neigte sie sich über ihre Arbeit, damit der Mann sie nicht sähe.

Er sah sie aber doch und wurde ärgerlich. Er begriff nicht, warum sie eigentlich weinte, warum sie jetzt so oft traurig war und blaß.

Da sagt sie ihm eines Tages, daß sie ein Kind bekommen würde. Mit einem Satz sprang er auf. Ein paarmal ging er heftig im Zimmer auf und ab, wie ein Raubtier im Käfig. Das war eine Sache, die ihm bisher gar nicht in den Sinn gekommen war. Plötzlich kniete er neben Nina auf den Boden, küßte sie jäh und heiß – sprang auf und lief hinaus in die Winternacht.

Er stapfte bis an den äußersten Rand der Landzunge, stand da schweratmend, die Jacke aufgerissen, zuckend vor innerer Erregung. *Ein Kind!* Jetzt schon, im ersten Jahr der Ehe! Er hatte sich kein Kind gewünscht. Später, ja später vielleicht würde er eins wollen. – Wenn es erst besser mit der Wirtschaft stände, wenn sie beide etwas älter wären, wenn es sie nicht so stören würde. – Das Kind kam ungelegen; es war im Weg, soviel war klar.

Er sah in großer Ferne die Lichtbündel der Leuchtfeuer überr den Horizont wandern. Wie mächtige Magnete zogen sie seine Sehnsucht zu sich heran. Er hörte die Wildgänse klagend schreien, wie die Seelen Verdammter, und vernahm ihren sausenden Flügelschlag durch die frostklirrende Nacht; die Eisschollen der Brandung knirschten aneinander.

Die harten, strengen Stimmen der Natur riefen ihm zu: *Du lügst, Feigling! – Herausreden willst du dich, drücken willst du dich vor der Verantwortung, vor der*

*neuen Fessel. Du hast die Frau, die an dich glaubt, verraten. Du hast sie innerlich ja schon verlassen. Dein Herz ist nicht mehr bei ihr, deine Gedanken wandern über das Meer.*¹²⁹

Er erschauerte. Ihm grauste vor dem Abgrund seines Herzens. Er lief. Wie auf der Flucht rannte er weit über Deich und Dünen.

Als er spät nachts nach Hause kam, fand er die Spuren nackter Füße im Schnee. Ninas Füße; sie hatte versucht, ihm zu folgen.

Die nächsten Wochen verstrichen in einer quälenden Dumpfheit. Es war die dunkelste Zeit des Jahres. Es stand eine Glaswand zwischen den beiden Menschen, die sie nicht durchbrechen konnten. Der Seemann lag meist in seiner Hängematte; er trank mehr, als gut für ihn war. In seiner Trunkenheit hatte er schreckliche Träume: er sah sich eingebrochen im Eis, vom Strom unter die Eisdecke getrieben. Das Eis war klar wie Glas, aber fest wie Stahl. Der Druck des Wassers preßte sein Gesicht gegen die Eismauer, seine Fäuste hämmerten ohnmächtig dagegen. Oben auf dem Eis lag Nina; ihr angstverzerrtes Gesicht war fast auf das seine gepreßt mit dem Eis dazwischen. Sie wollte ihm helfen und konnte nicht. – Und er ertrank.

Fast hätte er Heiligabend ganz vergessen. Im Halbdunkel der Dämmerung lief er schnell nach dem Wald, hieb einen großen Fichtenzweig, zerschnitt ein paar Kerzen und steckte die Stümpfe auf Wäscheklammern an die Zweige. Der Baum war so frisch gehauen, daß seine vereisten Nadeln den ganzen Abend Kälte strahlten.

Wie hatten sie sich im Sommer und im Herbst gefreut auf ihr erstes Weihnachten zusammen. –

Als sie stumm vor den brennenden Kerzen standen, legte Nina ihm fest die Hände auf die Schultern; zum erstenmal seit Wochen sahen sie sich in die Augen. "Ich ... will ... das Kind ... nicht ... haben", sagte sie. Jedes Wort fiel wie ein Hammerschlag. Er mußte seine scheuen Augen zwingen, ihren Blick auszuhalten. Ihr schönes, großes Kindergesicht schimmerte verklärt im Kerzenlicht. Ihre dunklen Augen hatten einen unbeschreiblichen Ausdruck – die Augen einer Heiligen, die unter Martern sterbend Gottes Angesicht erblickt.

Eine Stimme in ihm schrie: *Nein, nein! Ich will es haben, das Kind! Unser Kind!* Ein wildes Schluchzen stieg in seiner Kehle auf, ihm war, als müßte er vor ihr in die Knie sinken und weinen in ihrem Schoß. Es überkam ihn eine Ahnung von der Größe des

¹²⁹ Dieselbe thematik ist ausgangspunkt des romans 'Notre Dame von den Wogen'.

Opfers, das sie ihm bringen wollte, eine Ahnung, daß er nicht wert sei, ihr den Schuhriemen zu lösen. –

Aber die andre Stimme in ihm rief noch stärker: *Ein Mann heult nicht und kniet nicht nieder! Sei kein Waschlappen. Sei vernünftig. Sei froh, daß die Frau es selber einsieht, daß ein Kind jetzt nur ein Hindernis ist.*

Ihm war, als schwankte der Boden unter seinen Füßen, wie ein Schiff im Sturm, ihm war, als hielten ihn nur ihre Hände, die auf seinen Schultern lagen. Lange bebten seine Lippen, ehe sie sich lösten: "Es ist gut."

Als er das gesagt hatte, fühlte er sich eiskalt wie ein Mörder, der sein Opfer vor sich liegen sieht.

Bald darauf fuhr er in die Stadt. Er wußte, wie so eine Sache zu machen war; Ärzte gab es genug, die keine überflüssigen Fragen stellten. Der Geldschein sagte alles.

Das Mittel wirkte langsam und nach vielen Qualen. Manchmal ist es das Leben selbst, das die schlechten Romane schreibt: Nina starb an dem Eingriff.

Als er sich zum letztenmal über sie beugte, über das weiße Reihenbett im Krankenhaus, fühlte er einen ganz schwachen Druck, als ihre matten Arme um seinen Hals sich schlossen. Den Druck wird er im Sterben spüren bis an sein Lebensende. In ihren Augen, die fiebrig und sehr glänzend waren, lag unendliche Sehnsucht, ungläubiges Staunen und eine Hoffnung, die nicht sterbne konnte. Und sie starb.

Das Lieblingslied des Seemanns heißt *La Paloma*. Das kann er heute nicht mehr hören. Er weiß, die Stelle "*Nina ist tot*" kann er nicht ertragen.¹³⁰

Und ein Mann hat nicht zu weinen.

¹³⁰ Etwas unklar; im englischen text des liedes kommt zwar eine niña, aber die stirbt nicht.

TRAUM VON DER HEIMAT

Das Leben auf dem Meer im ewigen Rauschen der Bugwelle in Gesang von Wind und Wogen in der großen Leere und Weite des Horizonts erzeugt viele Träume. Unter der heißen Sonne der Tropen in den Nächten unter fremden Sternen träumt man von der Heimat und macht sich Bilder.

Ich träume oft von einem großen Frühlingwald. Hellgrün schimmert das Licht durch die halb erst entfalteten Blätter des jungen Laubes von den Domen der Baumkronen. In schrägen Balken fällt Sonne, neblig vom Blütenstaub. Über dem braunen Laub des letzten Jahres schwebt das himmlische Blau der Leberblümchen. Millionen winziger Glocken gleich stehen die Anemonen an den Hängen, bebend im Frühlingwind. Aus Kühlen und Nestern unter den Gebüschern schimmert das himmlische Gold der Schlüsselblumen. Schneeglöckchen umsäumen den Waldrand wie Ketten weißer Flammen.

Die Domkuppel des Waldes ist vom Gesang der Vögel erfüllt. In jedem Strauch schwirren kleine Flügel. Sieht man genau zu, so wird da ein Nest gebaut. Selbst die alten, abgestorbenen Bäume gewinnen Heiterkeit durch das muntere Hacken der Spechte. Laut murmeln die Bäche, erlöst von dem starren Schweigen des Winters. Die jungen Bäume stehen im Glanz ihrer langgeschossenen jungen Triebe wie Mädchen in ihren schönsten Kleidern. Die Birken mit ihrem gold-grünen Laub und ihrer weißen Rinde sehen wie junge Bräute aus.

Es dämmt und wird Nacht. Überall in einer himmlischen Landschaft von Bachlauf, Wiese, Wald und Flur sehe ich im sinkenden Licht junge Paare gehen, sich eng umschlungen haltend. In den tiefen Schatten der Waldwege halten sie ein in ihrem zögernden Schritt, um sich zu küssen. Unter den überhängenden Weiden am Flußlauf verbergen sie sich; das strotzende junge Gras der Wiesen schützt sie wie Mauern. Ich vernehme das Geflüster der Liebenden, die tiefen, dunklen Stimmen der Männer mit ihrer guten Wärme gleich völlig durchglühten Scheiten. Ich höre die hellen Stimmen der Mädchen Antwort geben, wie feine gläserne Glocken, die der Wind anrührt.

Am Himmel leuchten die Sterne, immer heller in dem tiefer werdenden Blau der Nacht. Der Mond klettert durch das Geäst der Bäume; die Nebel der Wiesen brauen in seinem bleichen Licht. Die Blütenmäntel der Obstbäume schimmern, als seien alle Sterne auf die Erde gefallen.

Da ist soviel Liebe, so viele junge Herzen brennen in stiller Glut, die jungen Körper neigen sich einander zu wie flammende Kerzen, die hinsinken, geschmolzen von der eigenen Wärme. Ja, wunderbar und herrlich ist der Frühling in Deutschland.¹³¹

Ich wandere durch die gleiche Landschaft im Sommer. Heiß zittert die Luft über den Feldern. Der Wind trägt den Staub der blühenden Getreidefelder in großen wandernden Säulen. Im Laub der Obstbäume an der Landstraße schimmert das Rot der Kirschen; ich spüre im Mund die Kühle ihres frischen, festen Fleisches. Das Dengeln der Sensen begleitet meinen Weg, das Blitzen der breitgeschwungenen Klingen im Sonnenlicht, das Sausen ihres Schwungs, das Knirschen der fallenden Halme. Blau treten die Adern und weiß die Sehnen an den Armen der Mäher hervor. Naß glänzen ihre fröhlichen Gesichter von Schweiß. Es knarren die Räder hochbeladener Wagen. Der Duft des Heus zieht wandernd über das ganze Land bis in das Innere der großen Städte. Unerschöpflich gebiert die Erde, immer neue Frucht. Unermüdlich regen sich die Hände, sie zu bergen. Wie Winden, mit wehenden, hellen Kleidern, die Haut der nackten Arme und Beine glänzend in gesundem Braun, ziehen Frauen und Mädchen durch die Felder, rhythmisch sich beugend beim Schlag ihrer Hacken. An den Feldrainen spielen die jungen Kinder, und die Säuglinge liegen unter den wehenden Schatten der Hecken auf Schütten von Heu. Die langbeinigen, jungen Fohlen galoppieren auf den Weide um die schweren Leiber ihrer Mütter, die ihre gebeugten Häuse tief im Gras halten; und man vernimmt den schrotenden Laut ihrer Mahlzähne, das Reißen der Grasbüschel, den befriedendsten Laut der ganzen Welt. Die bunten Leiber der Kühle flecken die Wiesen; die vollen Euter schanken zwischen ihren Beinen bei jedem Schritt, und wie es Abend wird, vernimmt man überall ihr Muhen und den scharfen hohlen Klang, mit dem die Milch in die Melkeimer spritzt. Jeder Bauernhof strömt über von jungem Leben: vom Storchennest am Giebel, aus dem hungrige Langschnäbel wie Lanzen hochschnellen, wenn der Flug der Alten sich ihnen naht, bis zu dem unaufhörlichen Gezwitscher der Schwalben und dem Quieken der Ferkel auf dem Mist.

Alle Seen, alle Flüsse, alle Küsten sind von den Jubelrufen badender Menschen erfüllt. Überall spritzt Wasser, und aus den funkelnden Tropfen tauchen wirbelnd nackte, gesunde Glieder.

Oh, Deutschland ist herrlich im Sommer!

Über den Pflug gebeugt, geht der Bauer hinter den nickenden Köpfen der Pferde. In unendlicher Welle bricht die gewölbte Pflugschar die nasse Erde; zerschnitten glänzt sie wie Metall. Krähen schreiten mit gravitatisch wiegenden Leibern hinter der

¹³¹ Andere länder auch.

Pflugschar her. Es ist Herbst, der süße Rauch der Kartoffelfeuer zieht über die Felder. Im Himmel kreisen die Zugvögel zum letztenmal über ihren heimatlichen Dörfern, als müßten sie sich erst Schwung geben, ehe sie davonschießen auf dem Weg nach Süden. Knaben ziehen mit glänzenden Augen auf den Anger, papierbezogene Gestelle in der Hand; es ist die Zeit des Drachenziegens. Die Scheunen, die sich sonst wie leere Gerippe über die Felder erheben, gleichen jetzt festen Mauern von goldgelbem Stroh. Aus allen Gutshöfen, aus allen Dörfern kommt das Brausen und Klappern der Dreschmaschinen. In der Kühle des Abends dampft der frisch gestreute Mist.

Früh wird es dunkel; auf Feldwegen ziehen von Dorf zu Dorf die Kinder; ihr strohblondes Haar schimmert, und ihre Gesichter leuchten stolz im Schein der bunten Papierlaternen, die sie vorsichtig an Stöcken vor sich hertragen. Mit ehrfürchtig zagen Stimmen singen sie das uralte Laternenlied.

Es rauscht der Herbstwind, die Wälder erglühen in der Pracht ihres sterbenden Laubes. Schwer fallen die letzten Früchte von den Obstbäumen. Niemand leidet Not, der auf der Landstraße wandert; überall ist Frucht und Ernte.

Oh, es ist herrlich im Herbst in Deutschland!

Wieder gehe ich durch einen großen Wald. Es ist Winter. Kahl sind die Bäume. Rauhreif und Nebel hängen in dem dichten Astwerk ihrer Kronen. Krähenschwärme fliegen krächzend unter tiefen, schnell dahinwandernden Wolken. Verharscht ist der Schnee im Wald. Grauverfärbte Rehe ziehen schattenhaft auf dünnen Läufen zwischen den Stämmen. Nackt von Rinde, verbissen von der Not des Wildes, ist das Unterholz. Von den Lichtungen äugt das Wild hungrig nach den menschlichen Behausungen hin, von deren Schilfdächern dünner Rauch verwirbelnd in den Himmel steigt. Geduckt liegen die Häuser um ihre Kirchen; Küken unter dem Gefieder der Glucke. Tief hängen die Schilfhüte der Dächer herab wie buschige Brauen über den Augen der Fenster. Wälle von Heidekraut sind um die Mauern geschichtet, halten die Wärme zusammen. Strohgeflechtene Kränze schützen die Fenster. Hinter den Eisblumen der kleinen, gewölbten Scheiben fangen Mooschichten den eisigen Zug der Winterstürme ab. Die dick mit Stroh umwundenen Brunnen gleichen Popanzen und Vogelscheuchen. Aus den Dielen hervor dringt das hohe Singen der Milchscheudern, aus den Tennen der krachende Schlag der Holzaxt.

Im Wald stapfen Menschen, die Füße mit Sacktuch umwickelt, auf dem Glatteis der Waldwege. Dampfsäulen sind ihr Atem. Blaurot verfahren lugen ihre Gesichter aus dicken Schals hervor, unter Kappen, die die Ohren bedecken. Sie gehen tief gebeugt, ausrutschend bei jedem Schritt unter den Holzlasten, die sie im Wald gesammelt haben.

Der warme Dunst der heimatlichen Herdfeuer, den sie über die Baumkronen steigen sehen, ist ihnen Trost und Sicherheit. Sie wissen: zu Hause steht die Frau am Herd; das Essen wartet. Zu Hause können sie die erstarrten Hände über die Herdflamme halten. Zu Hause, da können sie die schweren Schuhe von den Füßen lösen, die Socken, durchnässt und vereist. Es ist Vorrat im Hause; Korn auf dem Speicher, Kartoffeln im Keller, Schinken im Rauch, die Scheune voll Heu und Stroh, Torf ist gestapelt und Holz. – Bald wird Weihnachten sein.

Ja, hart ist der Winter in Deutschland – aber schön, wunderbar schön!

WAS IST HEIMAT?

Was ist Heimat? – Heimat ist für mich wie für die meisten Seeleute vor allem ein Klimagefühl. Es erwacht bei dem ersten kalten Norder an der spanischen Küste oder in der Biskaya. Oder es erwacht an jener seltsamen Klimagrenze, dem Suezkanal, wenn man, den Gluthauch des Roten Meeres im Rücken, alle Hautporen noch angefüllt mit wehendem Wüstensand in Port Said, zum erstenmal die kühle Frische eines Postwinds vom Mittelmeer verspürt.

Heimat ist: Wenn ich mir wieder Strümpfe und Jacke anziehen muß.

Heimat ist: Wenn ich unsern kleinen Eisenofen wieder aus dem Kabelgatt heraufholen und in Gang bringen mit den blauen Flammen der Kokosnußstücke, der Kopra aus der Ladung.

Heimat ist: Wenn der *preußische Grenadier*, der Leuchtturm von Quessant, in Sicht kommt.

Heimat ist: Wenn nachts im englischen Kanal zu beiden Seiten die Leuchtfeuer aufblitzen, funkelnd über den Horizont wandern, wenn die Lichterketten der nordischen Städte flackernd stehen in der blauen Nacht.

Heimat ist: Wenn der *Große Bär* höher und höher in den Zenit steigt.

Heimat ist: Wenn wir das Rauschen unseres Meeres wieder hören, der Nordsee; jedes Meer hat seinen eigenen Klang.

Heimat ist: Wenn wir unsern Zeugsack packen, wenn wir die alte, zerdrückte hohl gelegene Seegrasmatratze *flenzen*, in die große Seekiste werfen, ins Meer, weil wir wissen: es war die letzte Nacht.

Heimat ist: Wenn wir die unserem Herzen so tief eingepprägten Ufer der Elbe wieder grüßen, wenn das Rot der Ziegel über das Grün der Deiche ragt. Wo in der Welt gäbe es wohl ein solches Grün wie unser Grün.

Und wieder stehen wir alle auf der Back, zeigen uns die Ortschaften der Heimat, nennen ihre Namen, lugen scharf aus, ob die Kirschbäume hinterm Deich schon blühen wollen.

All die Schiffe, die mit uns stromaufwärts gehen, haben die Sehnsucht nach Heimat an Bord. Alle Schiffe, die, stromabwärts fahrend, uns begegnen, ziehen das Heimweh im Kielwasser hinter sich. Die Elbe ist nicht zuletzt darum ein großer Strom, weil sie eine so große Flut starker Gefühle mit sich führt.

Seltsam sind die letzten Stunden an Bord, wenn der Lotse schon auf der Brücke ist, wenn die Neuigkeiten der Heimat bekannt werden und jeder an zu Hause denkt. Die Schiffsgesellschaft löst sich auf. Kameraden, Freunde verwandeln sich in Ehemänner, Söhne, Liebhaber. Man ist dann sehr allein. Die Gier, die kalte Härte des Daseinskampfs erwachen: Das Geld, fast schon vergessen, tritt seine Herrschaft an – man paßt auf sein Zeug. Wem kann man noch trauen? Und doch ist man voll Stolz und Freude: Wenn das Schiff rauschend an den Höhen von Blankenese vorbeigleitet, die aussehen, als habe ein Flieger Nürnberger Spielzeugschachteln ausgestreut, dann zieht der Kapitän mit eigener Hand die Leine der Dampfsirene, das Haus des Reeders zu begrüßen. Die Flagge läßt er dippen: Das Schiff meldet sich zurück von langer Reise.

Und wenig später läßt der Kapitän zum zweitenmal die tiefe Brust des Schiffes erdröhnen: Er grüßt seine Frau in ihrem kleinen Haus. Und weiter oben, da wohnt die Mutter des Steuermanns: Jetzt darf auch der mal tuten, ihr zusagen, daß der Junge bald nach Hause kommt, und dicht vor Hamburg, in Övelgönne, da wohnt die Braut des Leichtmatrosen; sogar er darf die Leine ziehen, damit sie schnell sich klarmacht, nachher an den Landungsbrücken steht und winkt.

Wenn wir dann endlich fest sind – nirgends wird ein Schiff mit solchem Eifer festgemacht, nirgends springen die Matrosen mit so waghalsigem Sprung von Bord zum Kai wie im Heimathafen – dann ist wie mit einem Zauberschlag das Logis voll fremder Menschen. Ich betrachte sie staunend, weil ich sie aus hundert Erzählungen so gut zu kennen meine, und in Wirklichkeit sind sie doch ganz anders. Da sitzen die Frauen mit stillen, verklärten Gesichtern und halten fest die schwere Hand des Mannes in den ihren. Und der Mann ist mit einemmal gar kein Matrose mehr, sondern ein Ehemann. Stumm sind die Lippen, aber die Augen sprechen große herrliche Worte aus.

An diesem warmen Herdfeuer der Heimat habe ich keinen Anteil. Ich stehe draußen, mir ist kalt. Es ist mir, als sähe ich durch ein Fensterglas voll Eisblumen in eine warme Stube. Wo ist noch meine Heimat? Meine Familie habe ich verlassen, weil sie mich innerlich verlassen hat. Ich habe an Land keinen Freund und keine Frau. Das Schiff, die Heimat, eben erst gewonnen, die muß ich jetzt verlassen. Ich habe gesagt: "Mein Mond ist gut", die uralte Form, mit der der Seemann seinen Dienst aufkündigt.

Ich will nicht von der schrecklichen Zeit an Land berichten, die ich jetzt und noch später viele, viele Male erlebte. Schrecklich waren diese Zeiten, weil ich in ihnen jedesmal meine Kaste verlor. Ich verlor die Kaste der Seeleute, den eigentlichen und besten Kern meines Wesens, in dem verzweifelten Versuch, die Kaste jener

Gesellschaftsschicht, der ich entstammte, wiederzugewinnen oder zu erhalten. So erlebte ich all die peinlichen Qualen, die ein Zwitterleben mit sich bringt. Tief in mir saß die Angst, es gäbe keinen Aufstieg, kein Weiterkommen mehr für mich, wobei ich Aufstieg stets als eine "Karriere", als etwas rein Äußerliches auffaßte, nie als eine innere Entwicklung. Rein räumlich und an Welterfahrung fühlte ich mich weitergekommen als jene, die zu Hause geblieben waren. Aber meine alten Kameraden von der Schulbank und von der Marine her fanden sich besser zurecht. Wie Fische schwammen sie gewandt in den trüben Wogen der Inflation, des Verfalls der Sitten, während ich in diesen Wogen glattweg unterging und mich stets nur eben rechtzeitig noch wieder an Bord eines Schiffes rettete.

Es ging mir mit der Heimat, wie es einem oft mit einer Mutter geht: Man liebt sie heiß aus der Entfernung, aber man kann doch nicht mit ihr leben, weil man ihr entwachsen ist.

Da ich aber die innere Unmöglichkeit der Rückkehr in das alte Nest viele Jahre hindurch nicht begriff, wurde ich unglücklich: Die Zeiten an Land sind rückblickend für mich die Alpträume meiner Seefahrtszeit.

So fuhr ich zehn Jahre lang zur See. Immer abgegriffener wurde mein Seefahrtsbuch, immer mehr vermehrten sich die Stempel, die Namen der Schiffe, die Namen der Länder. Immer härter wurden meine Hände, und immer dumpfer wurde die Hoffnung, je wieder festen Fuß zu fassen. Fünfzehn Jahre lang gewann ich eine Heimat, nur im sie wieder zu verlassen.

DAS GÄRTCHEN

Die Erinnerung an die Jahre meiner Seefahrt bedrängt mich, überschüttet mich mit zahllosen Bildern. Sie dröhnt an meinen Ohren wie eine ungeheure Muschel.

Die Gestalten der Kameraden, die Gestalten meiner Schiffe, die Häfen, die Länder, die Erdteile, die Meere; jäher Wechsel von nordischen Wintern zu Tropenhitze, Stürme, Not, Gefahr – : es ist zuviel, es ist mehr, als ich fassen kann. Die Bilder rasen, ich kann sie nicht festhalten, Ich habe immer mehr erlebt, als ich gestalten konnte.

Ich bin nicht nur zur See gefahren; nicht nur die Ränder der fernen Länder habe ich gesehen. Wo immer ich konnte, bin ich der Fremde unter die Haut gekrochen: war Koch in Australien auf einer Schafstation mit zweimal hunderttausend Schafen, war Schwimmlehrer in einer Badeanstalt von Sidney, Polizist in Niederländisch-Indien, Kulidoktor auf einer Pflanzung – obwohl ich nur fünf Semester Medizin studiert hatte –, Autoschlosser auf einer Hacienda im südlichen Chile. Durch die Vereinigten Staaten bin ich gefahren, von Texas bis New York, durch Irland bin ich zu Fuß gewandert, von Donegal bis Cork.

Und immer wieder dem Ruf der See gefolgt; gefahren als Matrose, als Quartiermeister, als Bootsmann, als Proviantverwalter.

Was ist nun aus mir geworden? Ein Mensch, der der Heimat fast entfremdet ist. Viele Jahre lang habe ich keinen deutschen Winter mehr erlebt; wie viele tropenverwöhnte Seeleute bin ich ihm aus dem Weg gegangen. Einer, der nicht mehr recht weiß, wie die Menschen der Heimat denken und fühlen, weil er ihr Erleben ja nicht teilt. Einer, der den Kopf schüttelt, wenn er mal nach Hause kommt: *"Blödsinn; was für ein enger Horizont! Eingemauertes Land, eingemauerte Gehirne."*

Aber einer, der in keinem anderen Land je wurzeln konnte. Einer, der es satt hat, immer und überall nur Gast zu sein. Einer, der sich auf jeder Ausreise schwört: *"Wenn du wieder nach Hause kommst, bleibst du an Land. Du kennst die ganze Welt und kennst die eigene Heimat nicht. Du mußt Deutschland kennenlernen. Wenn du so weiter machst, wirst du ewig ein rollender Stein sein, es wird dir nicht mehr möglich sein, ein Heim zu haben, eine Frau – Kinder."* – Ja, das ist es, woran ich immer mehr

denken muß: ein Heim, eine Frau, Kinder; – es wird Zeit, ich bin jetzt achtundzwanzig Jahre alt.¹³²

Es geht mir anders als den meisten Seeleuten: für mich ist die Welt nicht zusammengeschrumpft, nicht klein geworden. Für mich ist sie zu groß geworden, zu weit. Ich kann sie nicht erschöpfen, sie erschöpft mich. Zwei Krankheiten haben zu dieser inneren Müdigkeit beigetragen: Malaria und eine starke Herzerweiterung.

Dazu kommt, daß ich mit der Arbeit auf See und den Menschen auf See zu einem gewissen inneren Abschluß gekommen bin.

Die Mauern zwischen mir und den Menschen des Volks sind gefallen. Nein – sie sind nicht gefallen: sie sind im Laufe der Jahre Stein um Stein allmählich abgebröckelt, fast unmerklich, ja fast ohne mein Zutun. Lange stand ich dann noch von Herkunft und Erziehung gebannt im Bezirk des Eigenen, bis ich wie selbstvergessen die Schranke überschritt, die längst keine mehr war. Und siehe da: es war hüben und drüben im Kern der gleiche Mensch.

Daran habe ich mich gewöhnt: in jedem Menschen, mag er auch noch so zerstampft, vermaßt, verpfuscht, verdorben sein, den Kern seines Menschentums zu suchen. Selten vergeblich. Man muß nur mit ihm gemeinsam durch Not und Gefahr gegangen sein.

Aus diesem Suchen sind meine härtesten Kämpfe an Bord entstanden: die Auseinandersetzung mit den Kommunisten. Der Geist des Kommunismus ist mir immer als der größte Feind des Gesetzes der See erschienen. Wo nur ein Kommunist an Bord war, da war die Krafteinheit von Schiff und Besatzung schon zerstört. Da war verloren die Unbedingtheit von Befehl und Gehorsam, die Ehre des Berufs, die Freude an der Arbeit.

Der Geist eines solchen Menschen fraß sich weiter im Schiff, nistete darin wie die Ratten, selbst wenn der Mann schon längst von Bord war.

Am hassenswertesten erschien mir das Unmännliche dieser Lehre. Der Kommunismus bildete den Seeleuten Leiden ein, die sie gar nicht besaßen. Er übertrieb ihre Strapazen und machte sie wehleidig. Er nannte die natürliche Unterordnung Sklaverei. Er machte ein Märtyrertum aus jedem frischen Wagen. Er verdarb jede Lust an der Arbeit, indem er sie nur als Dienst fürs Kapital ansah. Er suchte

¹³² Heinrich hauser ist 1901 geboren; mit 28 jahren schloß er seine zweite ehe, mit anna luise duisberg; mit ihr hat er die tochter helene (geboren 1929). 1932 folgte die dritte ehe (mit ursula bier); 1933 kommt der gemeinsame sohn heinrich (huc) zur welt. 1935 unternimmt er mit ursula und beiden kindern eine lange fahrt durch deutschland im wohnwagen: *Fahrten und Abenteuer im Wohnwagen* (1935; neuauflage stuttgart 2004). (*Biografische angaben in der regel nach grith graebner, a.a.o.*)

Verbrüderung im Ausland, wo gar keiner Bruder sein wollte. Er wollte zur Masse abstempeln, was gar nicht Masse war, sondern Persönlichkeit.

Dabei standen mir die Kommunisten, wenn es echte, überzeugte Kommunisten waren, nahe: sie hatten ein geistiges Leben, sie hatten Ideale. Das machte diese Kämpfe nur um so gefährlicher, denn ich wollte in allem genau das Gegenteil.

Denn es gibt Freude an der Arbeit. Es ist eine große Sache, ein Schiff über die Meere zu bringen, es zu löschen und zu befrachten. Ein echter Seemann ist kein Prolet; ein echter Seemann ist mit das Höchste und Beste, was ein Mensch überhaupt werden kann. Befehl und Gehorsam auf See sind nicht Menschenwerk; sie sind das Gesetz der See, den Menschen auferlegt, weil der Mensch sich anders auf dem Meer gar nicht erhalten kann. Ich wollte immer die Entmassung, während sie die Vermassung wollten.

Aber die Zeit arbeitete gegen mich: das technisierte, verstädterte Leben auf den modernen Dampfern und Motorschiffen arbeitete gegen mich. Immer mehr wurde der Seemann zum Transportarbeiter, immer mehr wurde aus *Leben*, was für mich Krieg und Gefahr bedeutet, *Lebensversicherung*.

Selbst in dem kurzen Zeitraum, den ich übersehe, läßt sich diese Entwicklung verfolgen: Seefahrendes Kleinbürgertum vorm Mast und hinterm Mast; das wird das Ende sein. Aber die echten Seeleute werden darum nicht aussterben: In den Besatzungen der Transozean-Flugzeuge werden sie wieder auferstehen.¹³³

So trat ich denn im Winter 1930 auf einem der letzten großen Segelschiffe die Reise an. Ich fühlte, daß das meine letzte Reise als Seemann sein würde. Sie ging rund um Kap Horn nach Chile und durch die Magelhaensstraße zurück.¹³⁴

Eines Tages stand ich nach mehr als hunderttägiger Seefahrt an Land, am Ende der Welt, in Punta Arenas. Es war die unheimlichste, die wildeste, die öddeste Landschaft, die ich je erblickte. Einer Insel der Dämonen gleicht die *Tierra del Fuego*, das Feuerland. Wie Raubtiergebisse, so stellen die Gebirge sich fletschend den Polarstürmen entgegen; die Grate messerscharf, die Klüfte und Schründe vereist. An den zerfetzten und zerrissenen Küsten wachsen die Regenwälder, Urwälder, bleich aus

¹³³ Im mai 1927 gelang charles a. lindbergh die erste alleinüberquerung des atlantiks von new york nach paris ohne zwischenlandung, wodurch er zur weltweit berühmtesten person der luftfahrt wurde. Heinrich hauser besaß eine tonaufnahme der ankunft lindberghs in amerika, die ihm viel bedeutete. (*Die letzten Segelschiffe*', berlin 1931, hier: berlin 1957, seite 86)

¹³⁴ Es handelte sich bei der hinfahrt um die *Pamir*, die am 5. januar 1930 in hamburg auslief. Dabei entstand der film *'Windjammer und Janmaate. Die letzten Segelschiffe'* sowie das buch *'Die letzten Segelschiffe'* (a.a.o.). Thematisch knüpft auch der roman *'Notre Dame von den Wogen'* (jena 1937) hier an: die letzte fahrt mit einem vor der verschrottung stehenden frachtfahrenden großsegler.

Sonnenmangel, gebeugt und zerfurcht von Stürmen, tiefend in ewiger Nässe, pelzig von Moosen, die das Holz überwuchern, der Boden voll Fallgruben verfallener Riesenbäume im Sumpf.

Die umbrandeten Felsinseln, Geisterburgen gleich, sind die Heimat der Albatrosse, der Sturmmöwen, der Pinguine, der Seehunde; – in ihren Buchten gebären die Wale. Tiere, die dem Menschen fremd und unheimlich sind in ihrer Fähigkeit, in eisigen Meeren in den Stürmen der Polarnacht sich zu erhalten, und doch von seltsamer Menschenähnlichkeit.

Kahl, von den Winden gemäht, vom Frost in Bann geschlagen sind die weiten Ebenen und Hochflächen. Und doch deckt sie ein Schimmer von Grün, den man durchs Fernrohr von den Schiffen aus erblicken kann. Und doch ist der Mensch auch in dies Land der Geister eingedrungen: seine Schafherden weiden auf den Ebenen, der Boden birgt Gold. – Über kahle Hänge starren Lehms, über Felstrümmer, ankämpfend gegen einen pfeifenden Sturm, wandere ich landein. Eine heftige Sehnsucht nach Erde, nach Pflanzen, nach etwas Lebendem, was grünt und wächst, hatte mich gepackt. Es gab nichts Grünes auf unserem Schiff; die Stürme von Kap Horn hatten die paar Blumentöpfe in der Kajüte zerschlagen, die Pflanzen in Seewasser erstickt.

Ich wußte, ich würde auch auf der Heimreise nichts Grünes mehr zu sehen bekommen, und da kam mir plötzlich der Gedanke: Ich will einen Garten haben, einen winzig kleinen Garten.

Ich sammelte alle meine Taschen voll Erde. In den Windschatten der Felsblöcke und Baumstümpfe, in vertrocknete Strombetten hockte ich mich hin, grub Pflanzen aus: winzige Blümchen mit gelben Blüten, die im Wind zitterten, zarte Triebe von Krüppelbirken mit ihren Wurzeln, ein paar Gräser, Moose, den kleinen Besen einer Kiefer.

Als ich damit an Bord kam, fühlte ich mich glücklich: ich hatte einen Garten in der Tasche, eine kleine Welt, meine kleine Welt. Suchte mir die größte Margarinedose, hämmerte die Ränder platt, bohrte Löcher unten hinein und pflanzte meinen Garten. Er sollte es gut bei mir haben.

Die ganze Heimreise lang pflegte ich meinen Garten und freute mich an ihm. Er gab mir mehr zu tun, als Binnenländer sich vorstellen können, trotz seiner Winzigkeit. Ein schwerbeladenes Segelschiff in der Kap-Horn-Gegend ist mehr unter als über Wasser. Ein Spritzer Seewasser hätte meinen Garten zerstört. So hielt ich ihn bei Sturm in

meiner Koje, unter der Decke. Ich stützte die Decke mit Hölzern ab, damit sie nicht auf die Pflanzen drückte. Ja, ich schlief in meinem Garten.

Ich lebte mich in ihn hinein, kannte bald die Krümmung jedes Grashalms, kannte jeden der winzigkleinen Käfer, die mit den Pflanzen gekommen waren und auf ihnen weiterlebten. Die Blümchen gingen ein, aber das Gras lebte, und die Kiefer gedieh.

In meiner Phantasie wuchs der Garten. Ich führte meine Augen dicht an ihn heran, dann wuchsen die Zwergbirken vor mir zu großen Bäumen auf. Ich stellte mir vor, ich hätte ein Haus in meinem Garten. Ich baute mir ein Blockhaus aus Holzstäbchen, schnitt Fenster hinein und Türen. Ich teerte sogar die Fugen. Ein richtiges Haus sollte es sein.¹³⁵

In Hamburg durfte ich meinen Garten nicht an Land nehmen. Die Einfuhr überseeischer Pflanzen war verboten, ich hätte sie zur Untersuchung sechs Wochen lang in Quarantäne geben müssen. Dazu war keine Zeit; ich ließ den Garten an Bord zurück.

Aber von nun an trug ich ihn im Herzen. Ich wußte, ich würde versuchen, ihn im großen mir zu schaffen: ein kleines Haus, ein Garten, ein Wald nahebei, eine Flinte zum Jagen, ein paar Angelruten für den Bach. – Jetzt hatte ich ein Ziel im Leben. Zum erstenmal.

So nahm ich Abschied von meinem letzten Schiff, Abschied von den letzten Kameraden, die mir für alle Kameraden meiner Seefahrt standen. Es fiel mir schwer. Denn es ist etwas Wunderbares um den echten Seemann. Es lebt ein freies ungeheures Fühlen in seiner Natur, ein Fühlen, das nicht rechnet. Er hält sich nie zurück, berechnet nie die Folgen seiner Handlungen für ihn selbst. Seine Freigiebigkeit, sein innerer Anstand kennt keine Grenzen. Das ritterliche Empfinden, das heute bei den Menschen an Land so sehr geschwunden ist, hat noch eine Zuflucht auf dem Meer, im Herzen der Seeleute.¹³⁶

Ich werde sie nie vergessen, meine Kameraden.

¹³⁵ Das Gärtchen wurde zum *Sicheren Ort*, zur Heimat in einer unüberschaubaren Welt, und zugleich zum *Übergangsobjekt*, also zum Brückenschlag in diese Welt hinein. Verwirklicht hat Hauser diese Phantasie in dem 1934 selbstgebaute (!) Wohnwagen, mit dem er mit Frau und zwei Kindern auf Deutschlandreise ging: *Fahrten und Abenteuer im Wohnwagen* (Dresden 1935; Neuausgabe Stuttgart 2004). – Bei mir hatte während der ersten Jahre im Gymnasium ein zur privaten Welt angereichertes ehemaliges Zigarrenkistchen diese Funktion, während meiner Bundeswehrzeit das abschließbare private Fach innerhalb des Spinds.

¹³⁶ Hauser beschreibt hier eine psychosoziale Dynamik, die wohl mit der gewollt selbstbezüglichen, von der zivilisatorischen Komplexität isolierten Situation des Arbeits- und Lebensraums auf hoher See zusammenhängt. Vergleichbares ist zu erfahren von *Hutterer*-Gemeinschaften, aus dem klösterlichen Bereich, angestrebt wurde und wird eine derartige Qualitätssteigernde Begrenzung auch in Landkommunen. Ich habe ein wenig davon erlebt während meiner Zeit im Internat, eine Erfahrung, die bis heute beiträgt zu Lebenszugewandtheit und sozialem Mut. (Vgl. *Wir Internatler* I und II, Leipzig 2009)

ERWACHEN ZUR WIRKLICHKEIT

1931: Ich stehe auf deutschem Boden, nicht anders als der Holländer Rip van Winkle nach seinem hundertjährigem Schlaf. In unserer Zeit geschehen in einem Jahrzehnt wohl mehr Veränderungen als in dem Jahrhundert Rip van Winkles.

Der Hamburger Haen ist verödet. Drüben in Waltersdorf liegt die riesige Flotte der aufgelegten Schiffe. Ein Wald von Masten und Schloten; ein Herbstwald, schon braun von fressendem Rost. Ein Schiff, das nicht fahren kann, verfällt. Die Halbinsel dort drüben ist ein Friedhof.

Welche Wandlung! Vor zehn Jahren haben die Werften die Neubauten nicht schnell genug zusammenschlagen und vom Stapel lassen können. Heute wächst Gras zwischen den Hellingen, reglos ragen die Krane in den blauen Himmel. Der Gesang der Niethämmer, der Pulsschlag Hamburgs, ist verstummt.

In langen Ketten stehen die Seeleute vor den Heuerstellen. Früher hätte ich Tag und Nacht ein Schiff bekommen können, heute würde ich mindestens sechs Monate auf eine neue Heuer warten müssen. Die ganze Hafengegend macht den Eindruck eines Hauses mit verschlossenen Fensterläden. Hambrug wendet sein Gesicht ab von der See zum Binnenland.

Es fällt mir schwer, mich in der Heimat zurechtzufinden. Die Menschen sind staubig geworden. Man kommt aus weiten Horizonten und empfindet darum doppelt jede Enge: die Enge der Grenzen und die Enge jedes einzelnen in diesem auf winzigem Raum zusammengepreßten Sechzigmillionenvolkes.¹³⁷

Ich fahre zuerst nach der kleinen Stadt in Thpringen, die ich noch am meisten als engere Heimat betrachten kann.¹³⁸

¹³⁷ 1931/1932 erreichte die wirtschaftskrise in deutschland ihren höhepunkt. Es gab 70 000 konkurse und 6 millionen arbeitslose. Es ist plausibel, daß durch die nicht ins arbeitsleben eingebundenen menschen der eindruck einer überbevölkerung entstand, – der wasser auf die mühlen der imperialistischen NS-ideologie vom "volk ohne raum" (hans grimm) war. Hauser bezieht sich auf dieses ideologem explizit noch in '*Australien – Der menschenscheue Kontinent*' (Berlin 1939, Seite 5-7). Zum vergleich: 62 millionen einwohner hatte die alte BRD 1989, bei einer fläche von 248 000 km² (Weimarer Republik 470 000 km²). – Das argument einer "überbevölkerung" wird bekanntlich heute gern herangezogen, um die grenzen dicht zu machen gegenüber immigranten. (Siehe hierzu den erhellenden vortrag von jutta ditfurth: '*Mythos Überbevölkerung - über das Verhältnis von Mensch und Natur*', gehalten am 16.12.2013 in zürich: http://youtu.be/UprP_8r0sqM .

¹³⁸ Weimar

Als ich vor zehn Jahren abfuhr, stand am Bahnhof ein alter Mann mit einem Regenschirm. Als ich wiederkam, stand der Mann immer noch da. Hatte er sich inzwischen überhaupt von der Stelle gerührt? Es war kein Gepäckträger.

Ich treffe manche meiner alten Schulkameraden. Die meisten hätte ich kaum erkannt, so wenig wie sie mich. Wir haben keine Beziehung mehr. Sonderbar, wie das Leben in der Enge den Schwung der Jugend von ihnen genommen hat. Wie früh sind sie alt geworden, alt und fett.

Da ist einer, den ich zuletzt als jungen Seeoffizier gekannt habe, ein guter Typ, wie ihn die alte Marine gezüchtet hat: gestrafft, gespannt, ohne ein Gramm Körper- oder Seelenfett. Der ist nun Bankdirektor geworden. Seine roten, schon etwas gedunsenen Backen quellen über den Kragen. Seine Augen sind listig geworden, die Weite des Blicks, die Spiegelung der See ist aus ihnen geschwunden. Dieser Mann, der sozusagen aus allen Nähten platzt, klopf mir wohlwollend auf die Schulter und denkt bei sich: *Der arme Schlucker hat es zu nichts gebracht*. Er läßt mich augenzwinkernd ein zu "einer guten Flasche". Über meine Ablehnung ist er erstaunt und gekränkt.

Andere, aufrechte Männer im Feld, treffe ich wieder als Handlungsreisende und Vertreter. Mit Aktenmappen, mit dem ganzen geschmeidigen, servilen Habitus, der dieser Menschenklasse eigen ist. Innerlich gebrochene Menschen durch einen unproduktiven Beruf, durch den Zwang, sich den schmierigen Methoden des Geschäftslebens anzupassen.

Was ich nicht für möglich hielt, ist eingetreten: das Kriegserlebnis kann vom Alltag überwuchert werden. Der feste Stern, den ich für den Richtpunkt unseres ganzen Daseins hielt, kann erbleichen.¹³⁹

Zum Lachen ist oft das würdevolle Gehabe der ehemaligen Schulkameraden. Wie ähnlich sind sie ihren Vätern geworden. Wie komisch ist die falsche Würde des sich Wichtignehmens. Noch vor zehn Jahren wollten sie mit mir die Welt aus den Angeln heben. Jetzt spotten sie über die Träume ihrer Jugend. Und es sollte doch das ganze Leben eines Mannes darin bestehen, daß er versucht, die Träume seiner Jugend wahr zu machen.

Mein früherer Leibbursch, mein bester Freund, ist Rechtsanwalt geworden. Nichts hat ihn innerlich dazu getrieben. Er hat Jus studiert, weil er die Praxis seines Vaters übernehmen konnte und damit einen besseren Lebensunterhalt. – Und doch sind wir von Quinta bis Tertia zusammen wilde Indianer gewesen. Ganz ernsthaft wollten wir

¹³⁹ Es muß nochmal drauf hingewiesen werden, daß er vom ersten Weltkrieg nur die letzten Wochen erlebte – und dies aus der Perspektive der Marineschule.

nach Amerika ausreißen und die edlen Delawaren zum Aufstand gegen die Weißen führen. Er war mein bester Freund. Aber er ist leider schon in der Pubertät gestorben. Daß er noch weiter leibhaftig auf der Promenade wandelt, ist ohne Bedeutung.

Da ist ein junger Pastor, mit dem war ich auf der Universität zusammen. Er glaubte nicht an Gott. Als ich ihn fragte: "Warum bist du dann Geistlicher geworden?" war seine Antwort ein Vortrag über die verhältnismäßig geringe Überfüllung des Berufs, über die guten Aussichten und die Freuden eines idyllischen Pfarrhauses in einer ruhigen Gemeinde.

Solche Erlebnisse habe ich viele. Neun Zehntel dieser noch immer jungen Menschen haben keinen ernsthaften Versuch gemacht, die Träume ihrer Jugend wahr zu machen. Die meisten haben nicht ihren wahren Beruf, haben nicht die Arbeit, die sie glücklich machen könnte. Zum erstenmal begreife ich, wie in der Enge des deutschen Raums der Pioniergeist in den Menschen erstickt. Der einzelne kann sich nicht regen, kann sich nicht entfalten, ohne überall anzustoßen.

In meinem, engsten Kreis, in dem der Familie, ist es nicht besser. Dies Bürgertum geht leise weinend ein. Da ist kein Widerstand mehr in den Menschen, Kraft und Willen fehlen. "Was soll bloß werden," sagt der verschuldete Onkel Rittergutsbesitzer, "wenn wir unsere Güter verlieren? Dann geht doch die Kultur in Deutschland unter." Der gute Onkel: er hat im Leben keine drei Bücher gelesen, und die einzige wirkliche Kultur, die er besitzt, die liegt in einer gut ausgebildeten Weinzunge.

Nein, ich halte es nicht aus in diesem Nest mit seinen Bürgern, die keine Haltung und keine Richtung haben. Jetzt prangen wieder ihre Hoflieferantenschilder. Vor der Revolution sind sie nationalliberal gewesen, dann sind sie über Nacht zu schwarzrotgoldnen Demokraten geworden. Mit dem Einzug der Regierungstruppen haben sie *"rechts schwenkt marsch"* geübt. Als die radikale Linkspartei kam, wiederum *"links um kehrt"*. Jetzt hängen die Kronen und Wappen wieder blankgeputzt und verkörpern die geheime Sehnsucht nach dem verflommenen Glanz. Bei allen ihren Schwenkungen ist der einzige feste Blickpunkt das Geschäft gewesen. Hätten sie eine Devise, so müßte sie lauten: *Fest mit dem Hintern, weich mit dem Charakter.*

Und das Gärtchen? Der Traum von dem Stück Land, von dem Holzhaus, an dem ich in Gedanken zehn Jahre lang gebaut habe, wo bleibt der?

Der Traum von einer kleinen Welt, von mir erschaffen, mir ganz allein gehörig, versinkt. Ich finde mein Land und mein Volk in einer scharfen Krise, daß es mir unmöglich scheint, inmitten dieser Qualen und Kämpfe eine Insel der Sicherheit

aufzubauen, ja, es erscheint mir als ein Unrecht, ein privates Glück zu gründen inmitten diese Qualen, dieser Not. Es kann keine Ruhe geben inmitten einer so starken Bewegung. Ich spüre, daß das Volk marschieren will, aufbrechen will zu etwas ganz Neuem. Alle Hoffnung, allen Glauben, die ich habe, setze ich auf mein Volk. Deutschland ist ein aufgewühltes Meer. Darin kann ich jetzt keine Insel sein, sondern nur Schiff und fahren. Eine brennende Unruhe gewinnt Macht über mich, eine Gier, alles kennenzulernen, alles zu erforschen, mein Volk zu begreifen, die Hand an seinen Puls zu legen, das Ohr an sein Herz.

So habe ich denn, statt festen Fuß zu fassen, eine lange Reise angetreten: die Reise ins Innere Deutschlands, im körperlichen wie im geistigen Sinn. Die Heimat ist mir auf dieser Reise dunkler und geheimnisvoller erschienen als das dunkelste Afrika. Denn es gibt ein geheimes Deutschland, das höher ist als die höchsten Berge und tiefer als das tiefste Meer: das Deutschland, das wir im Herzen tragen.¹⁴⁰

¹⁴⁰ Heinrich hauser hatte (wohl 1931) mit dem S. Fischer Verlag einen vertrag über ein buch *'Reise durch Deutschland'* geschlossen. Das projekt zerschlug sich durch hausers verlagswechsel zum Eugen Diederichs Verlag. Stattdessen unternahm er auf vorschlag des neuen verlegers eine reise nach ostpreußen, aus der das buch *'Wetter im Osten'* (jena 1932) entsteht. Die reise durch deutschland unternahm er 1935 mit frau und kindern; aus ihr entstand das buch *'Fahrten und Abenteuer im Wohnwagen'* (dresden 1935, neuausgabe stuttgart 2004).

VOR DEM STURM

Ich bin an einem Punkt angelangt, wo ich aufhören muß, vom "Ich" zu schreiben. Denn so, wie ich die Einsamkeit nicht mehr ertragen konnte, daß ich mir eine Frau nahm und Kinder zeugte, so wenig vermögen wir heute in einer inneren Einsamkeit zu leben, ohne uns zu versteigen in falschen Hochmut oder abzustürzen in Verfall. Wir suchen heute alle nach dem *Wir*.

Wir, das sind für mich die Menschen, die ich anregen möchte, *wir*, das sind die, die der mächtige Katarakt dieser Jahre mit fortgerissen hat, schwimmend, sinkend, schwindlig gewirbelt, halb ertrunken und doch wieder gerettet, *wir*, das sind alle Kameraden und Kämpfer, *wir*, das ist jeder, der etwas hinter sich gebracht hat an Erleben, so daß man von ihm sagen kann: das ist ein Mensch.

Wohl habe ich einige solche gefunden, aber die Zahl der Unbekannten ist Legion. Es soll ein Prüfstein sein für sie und für mich, wenn ich versuche, etwas von dem aufzuzeichnen, was wir gemeinsam an Erleben haben.

Wie war das 1931? – Haben wir uns nicht im tiefsten Grund gefreut über den Zusammenbruch des Wirtschaftsoptimismus? War es nicht großartig, dies eiskalte Bad der Ernüchterung, dies Ausbrennen von Luxus und Hochstapelei. Haben wir nicht die große Not als einzige Rettung angesehen aus dem durch Lüge und Laster alter Völker verdorbenen Leben unsres jungen Volkes?¹⁴¹

Und wie haben Menschen herrlich sich bewährt in dieser Not. Zu Tausenden brachen sie aus von den gebahnten Wegen: junge Ärzte, die die Mechanik des Wohlfahrtsbetriebs nicht mehr ertrugen, Beamte, die sich aus fetten Pfründen in bedrohtes Grenzland meldeten, junge Pfarrer, die freiwillig in ärmste Landgemeinden gingen, die ihnen kaum das nackte Leben fristen konnten, Junglehrer, voll Begeisterung ankämpfend gegen verkalkte Schulbehörden. Und wie eine Flut zum Strand herauf, so stiegen aus den Tiefen des Volks die Massen, die nur das eine wußten: *Es muß anders bei uns werden, es muß alles total anders werden!* – Diese Flut, noch ungerichtet, noch ohne Strömung, nur steigend, immer steigend.

Tiefe Nacht lag über unserm Land, und doch war soviel Wärme da und soviel verborgene Helle unterirdischer Glut. Überall waren Menschen, die durch viele Feuer

¹⁴¹ Beachte die schuldzuschreibung.

gingen und doch nicht ausbrannten; sie sog uns in sich ein, die Katakombenkirche der Revolution.

Vielen von uns war in diesem Jahr oder im nächsten, als würde uns ein Schleier von den Augen genommen, und wir sahen die trostlose Erbschaft, die die Vergangenheit uns hinterlassen hat. Wie sind unsere Landschaften entstellt zu häßlichen Nutzsteppen, stinkend nach Schlacke und Kohlengas. Wie entstellt sind unsere Menschen. Wir sind das Land der mannigfaltigsten Häßlichkeit. Was werden wir zu tun haben, in diese furchtbar entrastete Menschheit wieder so etwas wie Rasse hineinzubringen – wenn es überhaupt gelingt. Was werden wir allein mit Einreißen zu tun haben, ehe wir mit dem Aufbau beginnen können. Fast alles, was die Spekulation in den letzten 60 Jahren "hochgeschmettert" hat, muß niedergerissen werden. Wir ersticken unter den Trümmern eines zusammengebrochenen Zeitalters. Wir leben in Landschaften, die uns so verderblich sind wie die Fiebersümpfe Afrikas. Es ist an unserm Land so viel verdorben worden, daß wir wie hilflos in ihm stehen: Wo sollen wir anfangen!

Für uns ist Deutschland so unerschlossen wie das innerste Afrika, ein Kolonialland ersten Ranges. Es fehlt uns nicht an Geld, nicht an technischen Möglichkeiten: es fehlt uns an Menschen, so sonderbar das klingt bei aller Arbeitslosigkeit. Es fehlt an Menschen, die Pioniere sind. Uns, die wir Deutschland sehen und brennend im Herzen tragen, überkommt Zorn und Scham und Trauer angesichts der trostlosen Menschen, die in den letzten Generationen zu Massen zusammengestampft worden sind. Viele, viele können wir nicht hinüberretten in unsere neue Welt. Viele, viele müssen wir verloren geben. Bei den Kindern müssen wir anfangen, sie ganz zu uns herüberziehen. Schon ist etwas in ihnen wieder geweckt, was jahrhundertlang verloren war: das Ideal der körperlichen Leistung, der Sinn für schöne und gesunde Körper, der Anfang jedes Schönheitssinnes überhaupt. Das verlorene Gesicht werden erst kommende Generationen zurückgewinnen, aber schon die gut gewachsenen, disziplinierten Körper der jungen Generation werden sich nicht mehr hineinpressen lassen in verkalkte Formen; diese Jugend, ob sie schon marschiert oder nicht, ist eine einzige Verschwörung.

Aus den ungeformten Massen unsres Volkes müssen wir wieder festgeformte Menschentypen entwickeln, sprich: Rasse. Die Rasse ist es, die unserm Volk verlorengegangen ist.

Wie können wir die neue Rassigkeit gewinnen? – Denkt, wie wir sie verloren haben durch Wohlleben und Fett und Laster. Denkt, wie viele von uns selbst in Gefahr gewesen sind, den Kämpfer in sich zu verlieren an ein bürgerliches Glück, an einen Stammtisch, an eine dicke Frau, die Leibgerichte kocht, an Goldfische oder an eine

Briefmarkensammlung. Die ganze deutsche Geschichte der letzten fünfzig Jahre steckt in einem Postsekretär!

Kämpfer aber müssen mager sein und immer hungrig. In Not und Tod, in allen Gefahren müssen wir uns wieder erleben; die neue Rassigkeit will kürzere Nervenbahnen, schnellere Reaktionen, Jägerinstinkte. Der neue Völkerfrühling muß kommen, der lachende Wagemut, dessen höchste Lust Gefahr hieß und dessen einzige Sorge war: keinen Strohtod sterben, sondern fallen in der Schlacht, nach einem guten Kampf.

Das ist der schwerste Kampf, den wir zu führen haben: der Kampf gegen die Trägheit. Seit zwanzig Jahren ist der Bürger nicht mehr zur Ruhe gekommen, alle seine festen Stellungen wurden erschüttert oder aufgerollt. Aber immer wieder sucht er sich festzusetzen, sich einzuwühlen, seine Ruhe will er haben! Das darf nicht sein, der Kampf muß weitergehen; wir werden die fatale Neigung unsres Volkes, sich sicher zu fühlen, Fett anzusetzen, zu verkalken, noch gänzlich überwinden müssen. Viele, viele Wellen von Aktion und Reaktion werden noch dazu nötig sein. Aber mag es dreißig, fünfzig, mag es hundert Jahre dauern: es kommt der heilige Frühling der Nation; das Feuer in unsern Herzen werde hart, kein wegfliegender Rausch, kein wandelbarer Lärm.

In unsern großen Städten, in den Nutzsteppen unserer Industrien werden wir das Gefühl nicht mehr los, verirrt zu sein in fremden, unheimlichen Welten:

Ich bleibe stehen auf der Treppe meines Hauses – es ist eine ganz gewöhnliche Mietskaserne. – Ich lese die blinkenden Messingnamen an den Türen und wundere mich: wer ist das, was sind das für Menschen, wie ist das Leben hinter diesen verschlossenen Türen. Ich sehe Menschen still die Treppe hinaufgehen, mit Schlüsseln rasseln, eintreten in die Höhlen, in denen sie ihr Leben vor der Außenwelt verbergen. Ich kenne sie nicht. Die Frau mit dem Marktnetz, der schäbig gekleidete Mann mit der Aktentasche. Sie sind mir so fern wie Marsbewohner und sind doch meine nächsten Nachbarn. Ihre Blicke sind abweisend und kalt; man ist mißtrauisch gegen Leute, die auf Treppen lungern. Ein Briefträger geht durchs Haus, wirft Post in die metallenen Schlitze der Briefkästen; die Schlitze klappen zu, es rasselt in den Drahtkörben dahinter. Es ist, als ob die Wohnungstüren gefüttert würden.

Ein Bettler geht durchs Haus; oben im fünften Stock beginnt er mit dem Klinkenputzen. Er lauscht auf die schlurfenden Schritte in Korridoren. Das Spionenauge der Tür öffnet sein blindes Lid; eine Sekunde lang blickt er in ein Menschaugenauge, fremd, kalt, wie das Auge eines Tiefseefisches, der, vom Schleppnetz emporgehoben, glotzend die Wasseroberfläche durchbricht.

Dann schließt der blinde Liddeckel – die Schritte schlurfen davon. Oder es rasselt die Türkette, ein dünner Spalt tut sich auf, aus der Dunkelheit der Wohnhöhle bricht eine fremde Stimme – wie unheimlich das ist. Wo ist noch eine Verbindung zwischen Mensch und Mensch, was wissen wir voneinander? In einem solchen Augenblick bin ich dann selbst der Bettler, und mir graut.

Oder ich fahre auf dem Dach eines Autobusses durch die Straßenschluchten. Ich blicke in die Fenster, die vorüberfliegen, sehe Fetzen von Leben, Tausende von Fetzen. Im Vorbeifliegen werden sie ein Band, ein endloses Band, das rast. Die Oberfläche des Lebens saust als endloses Band an mir vorbei, und ich möchte doch eindringen, dem Leben unter die Haut kriechen.

Mit mir sitzen viele Menschen auf dem Dach des Autobusses. Die meisten lesen Zeitung. Lesen sie nun wirklich die Zeitung? Oder ist es nicht vielmehr so, daß sie die großen Blätter schützend vor sich halten als Schirme gegen die Außenwelt? So wie der Wilde mit seinem Fellschild sich den Rücken deckt gegen kalten Wind.¹⁴²

Oder ich sehe zu, wie eine Straße aufgerissen wird. Da sind Eingeweide der Stadt, die Röhren, die Kabel, die in unendlicher Verzweigung in die Häuser führen, aufsteigen bis unter das Dach. Ist das nicht wie ein Korallenfelsen? Ist das nicht ein Tierstaat, der Kalkhöhlen um sich baut, der von Nährströmen lebt, die ihn umspülen. Ein Staat, in dem das einzelne Tier so wenig Individuum ist wie die Zelle im Körper.

Wo bliebe das Leben der Stadt, wenn das Gas in den Röhren nicht mehr strömte, wenn das Wasser nicht mehr flösse, wenn die Elektrizität sich nicht mehr fortpflanzte in den Drähten. Würde das Leben nicht erstarren in den Wohnhöhlen und absterben? Sind diese Riesenstädte nicht ein Rückschritt des Menschen: von einem in Kampf und Auslese entwickelten, mit vielen Sinnen begabten Tier zu einem primitiven Glied eines Tierstaates, in dem das Einzelwesen ganz ohne Bedeutung ist. Hat nicht die Technik unser Klima, das harte Klima, das uns zu Kämpfern machte, schlaff und weich gemacht?

Da sind die Straßen, in denen die Organisationen wohnen; Verbände, Zentralverbände, Dach- und Spitzenorganisationen, Landesgruppen, Reichsstellen, Feuer-, Lebens-, Unfall-, Haftpflichtversicherungen. Handels-, Kommunal- und Industrie-Zweckverbände. Tausende und aber Tausende von Büros; sie füllen das Zentrum Berlins, das sich von Bewohnern leert. Sie fesseln das Leben, halten es gefangen in ihren Akten und Kassenschränken, schieben es gekettet sich gegenseitig zu und voneinander ab.

¹⁴² Melanie Safka: *Beautiful People* http://youtu.be/IJRvYg_JZmI

Angst, der Lebensinhalt des modernen Menschen! – Wie er Halt sucht, wie er nach äußerer Sicherheit strebt, weil Haltung und innere Sicherheit fehlen. Wo ist noch eine Säule, die nicht wankt? Seine Organisationen sind seine Stein gewordenen Minderwertigkeitskomplexe. So sucht er Zuflucht hinter Mauern, so baut er Wellenbrecher, an denen die Wogen des Lebens abprallen sollen, so will er das Schicksal betrügen und den Tod. – Die Organisationen müssen zuerst zerbrechen, die letzten Sicherungen müssen uns erst genommen werden, es darf keinen Notausgang mehr geben, kein Mauselloch, in das man sich verkriechen kann. Erst dann kann das Leben wieder stark und einfach sein.

Wie kommt es, daß wir die Stadt, in der so viele von uns geboren sind, mit soviel Abstand sehen, wie durch gläserne Wände, wie Präparat unterm Mikroskop?

Weil wir heute weiter sehen, weil wir mehr von unserm Land wissen als die Menschen vor uns und von seiner Lage in der Welt. Mit einem Wort: weil wir fliegen und Autofahren können, weil es keine Entfernungen mehr gibt und keine Zeit im alten Sinn. Sehen wir heute aus großer Höhe inmitten weiter, grüner, menschenleerer Flächen die dick zusammengeballten Steinhäufen, es ist nicht mehr notwendig, so große Häuser- und Menschenmassen auf so kleinen Flächen zusammenzudrängen.¹⁴³ Unsere Städte sind Angstprodukte einer Zeit, in der man noch zusammenkriechen mußte, Schutz suchen mußte hinter Mauern, sich igelhaft zusammenrollen mußte, um einen Widerstandshaken zu bilden.

Das ist ja heute alles nicht mehr notwendig: Die Städte sind vom Gefahrendruck der Außenwelt entlastet. Ja, sie sind im Gegenteil in ihrer Ballung selbst eine Gefahr. Der Gefahrendruck lastet heute rund um unsere Landesgrenzen.¹⁴⁴ Die Stadthäufen hängen nicht mehr aus Notwendigkeit, sondern nur noch aus Beharrungsvermögen zusammen. Man lebt nicht mehr unter der Abhängigkeit der Nachbarn, sondern abhängig von der Leitung zum Elektrizitäts- und Fernheizwerk, zu den Kraftspeichern – Hunderte von Kilometern entfernt. Die Mittel des Schnellverkehrs bewältigen ein Vielfaches an Entfernung im gleichen Zeitraum wie die alten Verkehrsmittel. Aber diese Möglichkeiten sind noch nicht entfernt genutzt, ja, man ist sich ihrer kaum bewußt geworden. Mit Hilfe der Technik werden wir die trägen Massen dieser Steinablagerungen noch gewaltig in Bewegung bringen müssen. Nur innerlich alte Leute behaupten heute noch, daß die Großstadt unser "Schicksal" sei. Die Jungen sagen nicht viel dagegen, aber sie wandern einfach ab in die Peripherie, weiten sie aus, lockern die Steinmassen auf, verstreuen sie weit über die Landschaft.

¹⁴³ Anakoluth so in der Vorlage.

¹⁴⁴ Notabene!

Vergotten wir darum nun das Land oder die Technik? – Keine Spur: Das Beharrungsvermögen der Bauern ist eine gute Kraft und eine Hemmung zugleich. Der Bauer ist zurückgeblieben, er hat sich abdrängen lassen wie der Indianer in seine Reservation, indes die Industrie sich wie eine Woge über unser Land ergoß. Noch versteht er nicht, sie recht zu nutzen, noch vermag sie nicht, sich ihm zu geben, noch empfinden beide sich als Gegensatz. Die beiden werden sich noch sehr zusammenkämpfen müssen.

Die Technik? – Wir wollen sie so rein als Mittel benutzen, wie der Bauer die Mistgabel. Wir beten nicht mehr zu Dampfmaschinen, wie die Wilden, die von der Zivilisation überfallen werden. Wir wissen um die technischen Greuel der Rauchmäntel, die unsre Industrielandschaften ersticken. Sind nicht unsre Trambahnen ganz mittelalterliche Tollkisten? Sind nicht die Sitze unsrer Eisenbahnen ein Hohn auf die menschliche Anatomie? Ist es nicht Wahnsinn, daß wir zweihundert Pferdekräfte brauchen, um uns ungeschickter als jeder Vogel in die Luft zu heben?

Ganz im Anfang, im allerersten Anfang, sind wir noch, und doch eröffnen sich uns weite Horizonte.

Wie verführerisch, Pläne zu machen, Zukunftsbilder zu entwerfen und Programme! Das dürfen wir heute nicht: wir jungen Völker müssen uns noch sehr zurückhalten, denn wir leiden an zu vielen Plänen, an zu vielem Denken und Zerdenken ohne Tat. Soviele "Geistige" haben wir, die sehen und nicht handeln, ihre Fähigkeit zum teilnahmslosen Betrachten ist außerordentlich und Gefahr. Papierflut, die uns überschwemmt, hemmt Leben und hemmt Tat. Die Milchstraße haben sie entdeckt, die Erde noch nicht. Man muß aber vom Sichtbaren ins Unsichtbare gehen! Den großen Gedanken nähern wir uns nur stolpernd – so stößt ein Bauer an einen Stein, wenn er hinterm Pflug hergeht.

NACH DEM STURM

Der Aufbruch der nationalen Erhebung hat uns nicht überraschen können. Es wundert sich ja nur der über den Donner und erschrickt, der den Blitz nicht sah. Der Blitz der Idee aber hat in unsern Herzen gezündet, hat geschwelt und hat gebrannt seit jenem Frieden, der die Welt verheerte.

Ein Erlebnis aber, das vielen von uns erst die Revolution¹⁴⁵ gebracht hat, war das Erlebnis der Masse. Gleich, ob es Potsdam¹⁴⁶ war oder der erste Mai, ob Erntedankfest oder Nürnberg: an irgendeinem dieser Tage hat es uns gepackt und eingesogen wie ein unheimlicher Magnet – wir sträubten uns, aber es half uns nichts; das waren Naturereignisse, Erdbeben, bei denen ganze Bevölkerungen aus den Häusern stürzten.

Es war, als führten alle Straßen mit einmal nur in eine Richtung – die andern Straßen waren tot, man sah sie überhaupt nicht. Und alle Menschen marschierten nur in der einen Richtung. Was nicht marschierte, mauerte die Bürgersteige ein. Aber die Mauern bröckelten ab; so wie ein großer Strom bei Hochwasser die Erdwälle seiner Ufer einreißt, so wurden die stehenden Massen in den Strom der marschierenden Züge eingesogen.

Über den Massen, die von allen Seiten dem Sammelpunkt entgegenströmten, lagerte eine eigentümliche Benommenheit. Das Stampfen ihres Marschschritts, das Brausen ihrer Stimmen, ihr Drang nach vorwärts überkam sie wie ein Rausch. In den Gesichtern lag die seltsame, tastende Beseeltheit, wie sie Blinde haben. In ihren Bewegungen lag ein schwärmerisches Drängen, wie in eine Ameisenstaat vor dem Hochzeitsflug. Die Zuschauer, die auf allen Balkonen in allen Fenstern, auf allen Dächern und Mauervorsprüngen saßen, wirkten fremd, als gehörten sie zu einem andern Volk.

Flugzeuggeschwader kreisten über den Massen, wiesen ihnen immer wieder die Richtung. Der Donner ihrer Motore, in den Straßenschluchten widerhallend, die Schatten ihrer Schwingen, wie Gewitterwolken über die Straßen sich werfend,

¹⁴⁵ Hiermit ist die machtübernahme der nationalsozialisten gemeint.

¹⁴⁶ Als *Tag von Potsdam* wird eine Zusammenkunft am 21. 3. 1933 in der Potsdamer *Garnisonkirche* bezeichnet. Hauptfiguren waren Paul v. Hindenburg als Reichspräsident und Hitler als neuer Reichskanzler sowie drei Hohenzollernprinzen. Eine Festpredigt hielt der nachmalige Bischof Otto Dibelius. Reichspräsident Hindenburg stieg allein in der *Garnisonkirche* allein in die Gruft zum Sarg Friedrichs II. hinunter, um stumme Zwiesprache mit dem König zu halten.

erzeugten eine Erregung, als seien sie Vorboten eines großen Elementarereignisses: So ziehen Vogelschwärme vor einem Erdbeben oder bei einer Sonnenfinsternis.

Der Eindruck des wandernden Volks und des verklärenden Lichts floß zusammen zu etwas Überirdischem. Und sie flossen über das Versammlungsfeld, die Menschenströme, durch Tore geschleust, an toten und lebenden Dämmen fließend, sie stockten, sie ballten, sie wirbelten sich, sie sammelten sich in Becken, und das Feld glich einem ungeheuren Schiff im Dock; bald wird es schwimmen.

So standen wir und warteten in einer technischen Landschaft, eingerichtet zur Bewältigung von Menschenmassen.¹⁴⁷

Hundertfach, an allen strategischen Punkten, erhoben sich gewaltige hölzerne Türme, anzusehen wie jene antiken Kriegsmaschinen, mit denen man Städte berannte. Von ihren Plattformen starteten die gewaltigen Augen der Scheinwerfer, die enormen Mündungen der Lautsprecher auf die Massen herab. Stromkabel und Telephonleitungen spannten sich in Bündeln von Turm zu Turm. An allen Lichtmasten, auf allen Galerien der Türme standen Posten, wachsamen Deichwächter, die eine Sturmflut bewachen.

Flugzeuge leiteten den Aufmarsch, mit Funkapparaten ausgerüstet kreisten sie über allen Anmarschstraßen, um jede Stockung dem Generalstab zu melden. Noch in vierhundert Metern Höhe ertönte das Brausen der Massen das Dröhnen der Motore, so erzählten staunend die Piloten. Es waren die großartigsten Mobilmachungen von Millionen, die die Welt je sah.

Alle Bäume, Lichtmasten, Zaunpfähle, alle Dächer, alle Fensterhöhlen, alle Dämme und erhöhten Punkte überzogen sich schwarz mit Menschentrauben. Feiner brauner Staub stieg auf in dichten Schwaden, er lagerte über der Masse als eine Wolke. Etwas drang auf uns ein, eine Spannung, schwer, pressend, wir wurden uns selber fremd, und es gab Augenblicke, da wunderten wir uns darüber.

Dann flammten im Zwielicht der Dämmerung die Scheinwerfer auf. Ihre Kohlenstifte zischten, ihre gewaltigen blauweißen Lichtarme griffen über das Menschenmeer. Millionen Schatten begannen einen tollen Geistertanz. Jedes Ding gab in den sich überkreuzenden Scheinwerferstrahlen einen vielfachen Schatten her. Die Schatten schlugen Geisterschlachten in in der Luft. Und was man bisher kaum gesehen hatte:

¹⁴⁷ Vermutlich beschreibt Hauser hier seine Eindrücke von der Berliner NS-Inszenierung zum ersten Mai 1933 (*"Tag der nationalen Arbeit"*). Zentrale Schauplätze in Berlin waren der Lustgarten sowie das Tempelhofer Feld (Flugplatz). Ab dem folgenden Tag wurden die Institutionen der freien Gewerkschaften zerschlagen. – Die u.a. bei YouTube verfügbaren Originalaufzeichnungen der Filme Leni Riefenstahls von den NSDAP-Parteitag sowie ihrer Filme zur Olympiade 1936 in Berlin können nützliche Ergänzungen sein, um Hausers Beschreibung affektiv nachzuvollziehen.

im grellen, weißen Licht flammten blutrot die riesigsten Banner auf, die je gefertigt wurden. Sie glichen Segeln auf dem Meer, wie sie in leichter Brise wehten. Am Rand des Feldes flammten zahlreiche Feuer auf: Feldlager.

Die Riesenmäuler der Lautsprecher taten sich auf, Gigantenstimmen drangen aus ihnen hervor, dröhnend wie Orgeln; ihre Echos prallten gegeneinander. Der Gesang des Deutschlandliedes erhob sich über das Menschenmeer, wie eine gewaltige Brandungswoge sich türmt. In langsamer Bewegung wuchsen Millionen Hände zum Himmel auf, schraffierten das kalkweiße technische Licht und verharrten, wie der Schaum der Brandung auf dem Kamm der Woge bleibt, solange das Lied erklang. Zehntausend Banner, in unaufhaltsamem Anmarsch, bewegten sich schwankend wie ein Wald im Sturm. Ihr flatterndes Tuch leuchtete wie strömendes Blut.

Und jetzt, jäh wie ein Blitz, flammte am fernen Ende des Feldes die Tribüne auf.

Sie glich der Wolkenbank eines tropischen Sonnenunterganges: glühend rot waren die Banner, weiß das frische Holz, schwarz die Menschenmassen. Ein unablässiges Glitzern und Flimmern ging von der hochgetürmten Menschenwand der Tribüne aus, als bestünde sie ganz aus spielenden, farbigen Kristallen. Nichts Einzelnes ließ aus der großen Entfernung sich erkennen, aber die bloße Vorstellung, daß diese Wolkenbank aus Menschenmassen bestand, war traumhaft und ungeheuerlich.

Und es ertönte die Stimme, der zu lauschen das Volk gekommen war. Es war die Stimme eines Riesen, in Sturmstößen fegte sie über das Menschenmeer. Sie brach sich vielfach an den Straßenfronten und an den eigenen Echos der gegeneinanderprallenden Lautsprecher. Es war ihr die gleiche Gewalt gegeben wie den Prophetenstimmen der Bibel, die von Bergen herab die Herzen ganzer Völker bewegten.

Eine seltsame Entrückung und Erhebung lagerte über dem Meer. Es war das Gefühl der eigenen Masse und Unendlichkeit, das jedes Atom in ihr erhob. Es war das gleiche Gefühl, das der Anblick des Meeres erzeugt, wenn man es zum erstenmal im Sturm erblickt.

Die heftigsten Sturmstöße der Worte zogen vorüber, die Massen ließen sich von ihnen anwehen und aufwühlen, man verstand wohl viele Worte nicht, aber man verstand das Gefühl, das hinter ihnen steckte, denn es war das Gefühl, das aus der Masse kam. Die Masse erzeugte die Gewitterspannung, und das Wort war nichts weiter als der Blitz, der diese Spannung entlud.

Ja, so eine Stunde haben wir wohl alle erlebt. Und als der Abmarsch die Massen aus dem Stausee des Feldes in die Druckrohre der Straßen entließ, als unter den Bannern die Menschenfluten stampfend sich wälzten, daß unter ihnen die Erde zitterte, da empfanden wir Furcht vor Dingen, die stärker sind, als unsre Sinne noch ertragen können.

Und dann, als die Kolonnen zerbröckelten, als die Flut zersprühte und jeder Tropfen in ihr wieder zum Einzelwesen wurde, war man erschöpft, zerzaust innerlich und äußerlich wie nach einem Sturm. Denn unser Ich war ganz verloren gewesen in dem großen Wir.¹⁴⁸

Wir hatten einen Stoß bekommen, der durch alle Böden unsres Bewußtseins ging. Wir hatten uns eingebildet, Einzelne zu sein, gefeit gegen den Zauber der Masse, unfähig in ihr aufzugehen. Das war nicht wahr! Wir standen nicht allein, wir waren nicht außerhalb des Volkskörpers, sondern Zelle in ihm. Und es kam gar nicht darauf an, ob wir das wollten oder nicht!

Das Erlebnis ist uns nachgegangen, und wir zerschnitten einige der Drahtverhaue, mit denen wir unsre Stellung umbaut hatten, und wir stießen auf das schwerste Hindernis in uns, das wir so oft schon berannt, das wir so oft schon genommen und ebenso oft wieder verloren hatten, das heißt: Glaubenslosigkeit.

Vergeßt es nicht, ihr anderen, ihr Jüngeren, ihr Glücklicheren: Aufgewachsen sind wir in einem Europa, in dem Gott gestorben war. Aufgewachsen sind wir in der Zeit der Glaubenssurrogate: des Fortschrittsglaubens, der Wirtschaftsblüte, des Materialismus, des Hirns, das den Geist und das Gefühl besiegt hatte.

Dies Europa, in dem Gott nicht mehr lebte, hat den Krieg verloren. Denn nicht wir allein haben ihn verloren, sondern alle Völker. Und hinterher haben wir einen Weltuntergang erlebt.

Denn ein Untergang einer Weltanschauung ist ein Weltuntergang: alles, was wir für fest hielten, haben wir wanken und stürzen gesehen. Alles, woran wir uns zu halten versuchten, ist uns unter den Händen zerbrochen; große Ideen sind uns kometengleich aufgestiegen und wie Sternschnuppen erloschen. Männer, die wir für groß hielten, haben uns versagt. Wir haben immer wieder versucht zu glauben, weil ein Leben ohne Glauben nicht zu ertragen ist. Und sind immer wieder ins Nichts zurückgeworfen worden.

¹⁴⁸ Weiter oben warf hauser speziell dem kommunismus vor: *"Er wollte zur Masse abstempeln, was gar nicht Masse war, sondern Persönlichkeit."* – Heute finden sich derlei massenpsychologische phänomene hierzulande wohl nur im zusammenhang mit fußballspielen und bestimmten musikdarbietungen – aber das kann sich ändern.

Unsere Generation gleicht einer Landschaft, die soeben aus der ablaufenden Sintflut taucht. Millionen und Abermillionen sind ertrunken, sind innerlich zugrunde gegangen. Was überlebt, das zögert, ob es zum Leben, das heißt zum Glauben, wieder erwachen soll. So zögert der entwurzelte Baum, der nur mit wenigen Wurzelfasern noch an der Erde hängt, mit neuen Trieben. So zögert die von der Stumflut durchwühlte Wiese, ob sie sich noch einmal begrünen soll.

Wir sind befangen in tiefen Zweifeln. Es geht uns wie Menschen nach einem Erdbeben: wir mißtrauen selbst dem Boden, auf dem wir stehen. Sogar die Festigkeit der Mauern, die wir neu erbauen, erscheint uns fragwürdig.

So stehen viele von uns in der neuen Zeit, wie in erobertem Land: sehr wachsam, mit innerem Abstand, auf der Hut. Die neue Jugend wächst in die neue Zeit hinein: es ist ihre Zeit, es ist ihr Reich. Sie braucht keine Umwege zu machen über fremde Gedankenwelten, ihr wird das Glück der ungebrochenen Entwicklung zuteil. Mag sie über unser Ringen mit den Schatten lachen; auch ihr stehen Kämpfe bevor, und nicht leicht werden sie sein.

Als Volk betrachtet, sind wir jung; wir können uns auf etwa siebzehn Jahre schätzen. Wir, die wir in diesem Volk die etwas Älteren, etwas Erfahreneren sind, können die deutsche Revolution nicht anders betrachten als mitten hineingestellt in die Welt. Vor unserem inneren Auge sehen wir die Völker der Welt, die noch jünger, noch unverbraucher sind als wir. Wir sehen die Millionen und Abermillionen der Fremdrassigen, der Farbigen, die in Bewegung gekommen sind und schon marschieren, mit Richtung und mit Ziel. In ihren uns völlig gleichförmigen, unheimlich leeren Gesichtern spüren wir die kalte Wucht eines Schmiedehammers. Ungeheure Stoßkraft steckt in dieser Leere des Ausdrucks, die Stoßkraft von Völkern, in denen der einzelne ein Nichts ist.

Wir in unsern europäischen Nerven fühlen uns im fernen Dröhnen ihres Kampfschritts unheimlich angerührt, wir spüren die Blindheit eines Triebes, wie er Heuschreckenschwärme treibt, Termitenstaaten in Marsch setzt. Es überläuft uns ein Schauer, wenn wir in die Tiefen ihrer Seelen einzudringen suchen: es gelingt uns nicht, sie sind uns zu fremd.¹⁴⁹

¹⁴⁹ Hier bastelt hauser nur noch an seiner persönlichen, in sich widersprüchlichen, jedoch NS-kompatiblen ideologie. Hier ist nichts mehr von der achtsamen konkretheit, mit der er ansonsten wiederzugeben versucht, was er selbst erlebt und empfunden hat. Derartige ideologische stammtischkonstruktionen finden sich auch in anderen büchern wie unverbunden neben authentisch-konkreten passagen, besonders unsinnig in seinem von tiefer resignation geprägten letzten, posthum erschienenen buch: *'Zwischen zwei Welten'* (bonn 2012).

Wir sahen vor nicht langer Zeit das Bild eines neuen japanischen Torpedos. Dieser Torpedo wird von einem Menschen gesteuert. Der Mensch liegt, der verkörperte Dämon des Dynamits, im Bauch des Stahlfischs und lenkt ihn auf sein Ziel.

Können wir uns eine solche Waffe vorstellen? Könnten wir sie bemannen mit dem Bewußtsein: im Augenblick des Aufpralls wirst du in Atome zerissen sein? – Ich meine, wir könnten es nicht; es ist unser Schicksal, daß wir Europäer sind.

Und eines Tages werden wir Europa zu verteidigen haben. Die großen Kriege der Zukunft werden nicht mehr Völkerkriege, sondern Rassenkriege sein. Die Geistigen des alten Europas, das am Weltkrieg starb, nennen die neue Zeit den Beginn der Barbarei. Sie stellen die getünchten Wände ihrer Leitartikel rings um unser Land. – Was kümmern uns die Gespenster einer toten Geisteswelt. Sollen wir auch noch mit Schatten fechten? Was sie Barbarei nennen, ist Lebenskraft, die sich erneuert. Was sie den Untergang Europas nennen, ist sein Phönix, der aus der Asche steigt. Wir sind Vorposten Europas, heute, gestern, seit tausend Jahren. Wir müssen bereit sein, und wir sind bereit, zu kämpfen, nicht nur für uns und unser Volk: für das Europa, dessen Herz wir sind!

BRANDUNG DER NACHT

Das Sausen des Fahrwinds hüllt den Wagen ein wie ein unendlich langer Tunnelschlauch. Die Reifen pfeifen über die glatte Asphaltstraße, die glänzt in Regennässe. Mächtige Eschen werfen das Spiegelbild ihrer geraden Schäfte in endloser Wiederholung in schnurgeraden Reihen. Der ferne Horizont steht wie gemauert fest, so gerade ist die Straße.

Es brummen die Chausseesteine vorbei, es flirren die Zäune, es hallen die Mauern mit einem kurzen Bellen. Halb gesehen in den äußersten Augwinkeln, ziehen die ewigen Bilder flachen Landes fliegend vorbei: die vom Pflug gekämmte Erde, das Ochsespann, der Bauer über den Pflug gebeugt, der Rauch der Kartoffelfeuer und ihre knisternde dunkle Glut, die Dörfer, deren Häuser sich um die Kirchen drängen wie Küken unter das Gefieder der Glucke, die fernen Wälder, deren Laub der Herbstwind über die Straße wirbelt.

Paris im Rücken: der Kurs ist Ost.

Der Rhythmus des Verkehrs, übergegangen in Fleisch und Blut, läßt die Füße so sicher mit Gas- und Bremshebel sich heben und senken, wie die Hand das Steuer führt. Starr blickt das Auge; was es erfaßt, ist nur Richtung und Bewegung. Es haftet an keinem festen Punkt. In Wellen hebt und senkt sich die langgestreckte Motorhaube in der Dünung der Landstraße wie eine atmende Brust. So fliegt die Landschaft vorbei, zweihundertvierzig Kilometer in drei Stunden.

Und so wäre der Wagen weitergeflogen, ruhend in seiner Schnelligkeit wie ein fliegender Pfeil, hätte nicht das ewig gleiche Wandelbild der Straße eine winzige Veränderung gezeigt. So taucht ein Wirbel auf in einem Strom, verursacht von einem Riff unter der Oberfläche.

Das Auge des Mannes am Steuer erfaßt im äußersten Blickwinkel, da wo die Dinge schon schattenhaft werden, den weißen Stumpf eines Kilometersteins und auf dem Stein ein Ding, wie eine runde schwarze Kappe.

Vorbei! – Aber in winziger Nerv hat die winzige Botschaft ins Gehirn gejagt: es ist etwas Ungewöhnliches am Weg, etwas, was noch nicht da war. *Paß auf!*

Als nach dreißig Sekunden der nächste Kilometerstein heranfliegt, sucht der Fahrer ihn mit den Augen festzuhalten: das runde Ding ist sonderbar. Ganz bestimmt ist es nicht Stein. Es hat die Form eines Huts, aber seit wann sitzen Hüte auf Kilometersteinen? Es ist auch eine Schrift darunter; Ortsbezeichnung kann es nicht sein, dazu ist es zu lang. *Vorbei* – unverändert der Rhythmus sausender Echos von den Baumkronen über der Straße.

Aber der Mann hat jetzt einen Entschluß gefaßt. Man muß nicht meinen, daß es ein leichter Entschluß sei, die sausende Fahrt, die Ruhe der Bewegung hat ihr Gesetz. Jede Veränderung, jedes Durchbrechen des Rhythmus bricht das Gesetz. Der Fahrer unterliegt der fortreibenden Wucht der Bewegung.

Und doch geschieht es: wie er den weißen Punkt des nächsten Kilometersteins ins Auge faßt, senkt er den rechten Fuß mit gleichmäßig wachsendem Druck auf die Bremse. Es zittert der langgestreckte Wagenkörper, es durchschüttert ihn die gehemmte Kraft. Die Tachometernadel wippt bebend von der Marke 120 die Skala zurück, wie eine gespannte Weidenrute zurückschnellt, sich entspannt.

Der weiße Stein verlangsamt seinen Flug, als hielte ihn ein nachschleifendes Gewicht zurück. Die fliehenden Schatten seiner Schrift werden klar und fest. Und er steht still neben dem Wagen, die Echos verhallen; die ganze Welt steht still, und nur die Luft bewegt sich, die zitternd über den Nickelmantel des heißen Kühlers steigt.

Der Mann am Steuer wischt sich mit dem Handschuh über Stirn und Augen. Angetrocknete Schmutzspritzer der Straße fallen von der im Anprall der Luftmassen erstarrten Haut. In dem sekundenlangen Dunkel der vorgehaltenen Hand verlieren die Augäpfel ihre Starre, stellen sich vom Fernen auf das Nahe ein, und nun sehen sie –

Die dunkle Kappe auf dem weißen Stein, die ist – ein Stahlhelm: verbeult, verrostet, mit Resten graugrüner Farbe, mit kleinen Höckern wie in der Haut eines Krokodils. Ein alter französischer Stahlhelm aus dem Krieg. Darunter steht: *Zur Erinnerung an das hundertneunundsiebzigste Infanterieregiment.* Darunter steht: *Verdun, zehn Kilometer.*

Verdun! – Das Wort stößt vor, stößt durch alle Böden des Bewußtseins. Das Wort hat einen Klang, als sei ein Schild von Erz, groß wie das Meer, von einem Meteor getroffen, erbebt und erdröhnt, daß von der Gewalt seiner Schwingung alle Mauern stürzen.

Das ist ein Laut, der die Welt erschüttert hat, dessen Schauer fortschringend durch jeden Menschen dringen können, dessen Lippen das Wort formen: *Verdun!*¹⁵⁰

Der Mann holt die Karte hervor – Mit einem Schlag ist alles vergessen, was eben noch wichtig war: die Eile, das Ziel.

Es ist möglich, von Verdun links abbiegend, über Douaumont und Fort Vaux die Stadt Etain zu erreichen. Der Wagen ruckt an; die Bäume lösen sich aus ihrer Erstarrung, die Landschaft kommt ins Gleiten.

Am Horizont steigt ein Gebirgsrücken in den grauen herbstlichen Himmel. Er ist geformt wie ein Sarg, seine Hänge sind kahl. Einzelne Bäume stehen in weiten Abständen auf dem Gipfel wie einzelne Haare auf einem nackten Schädel. Schwarze Bäume ohne Laub, als seien sie verbrannt.

Vom Fuß der Berge rückt näher eine weiße Stadt, weiß wie die Städte Marokkos: das neue Verdun, nüchtern und häßlich wie eine Mietskaserne.

Links biegt der Wagen von der Hauptstraße, beginnt mit singendem Motor eine schmale Asphaltbahn in die Berge zu steigen. Die Landschaft öffnet sich wie eine Frucht, die man auseinanderbricht. Ein seltsames Sausen übertönt das Singen der Maschine: Herbststurm, der sich an den Höhen bricht. Von diesen Höhen geht etwas aus, das stärker ist als der Schwung der Fahrt: ein unbegreifliches Erschauern, das in Wellen die Kette der Wirbel hinunterläuft, das die Haare steil aufstellt, das den Mund austrocknet, daß der Gaumen zu schlucken beginnt. Was ist das nur, was soll das bedeuten: Frost dringt ins Blut.

Graugelb sind die Hänge der Berge; aber jetzt bemustern sie sich mit Zeichnung, so wie ein jäher Regenguß die Himmelswand schraffiert. Sind das Weinberge – besetzt mit neuen weißen Stöcken?

¹⁵⁰ Verdun steht für eine der mörderischsten Schlachten des Ersten Weltkriegs an der Westfront zwischen Deutschland und Frankreich. Sie begann am 21. 2. 1916 mit einem Angriff deutscher Truppen auf die französische Festung Verdun und endete am 19. 12. 1916 ohne wesentliche Verschiebung des Frontverlaufs. Die Stadt hat eine lange Geschichte als Bollwerk gegen Eindringlinge aus dem Osten. Die Schlacht von Verdun hatte daher vor allem für die französische Bevölkerung große symbolische Bedeutung. Nach Schätzungen verloren dabei insgesamt rund 800 000 Soldaten ihr Leben. "Die meisten der deutschen Kriegsromane, die zu Zeiten der Weimarer Republik erschienen, handelten von der Schlacht um Verdun. *Verdun* wurde dabei zum Sinnbild des modernen, vollständig industrialisierten Krieges. Dabei ging es nicht mehr um Sieg oder Niederlage, sondern um die Erfahrung der Materialschlacht. Auch die Frage nach dem Sinn der blutigen Stellungskämpfe wurde angesichts der gewaltigen Zerstörungskraft des modernen Kriegsgeräts als nebensächlich eingestuft. Nicht die kritische Nachbetrachtung, sondern das Erleben der Schlacht stand im Mittelpunkt des deutschen Verdun-Mythos. Eine zentrale Rolle übernahm dabei der Verdun-Kämpfer, der als neuer Typus des Soldaten betrachtet wurde. Dieser wurde als charakterlich entleert, kalt und hart beschrieben und verdrängte frühere, romantisch verklärte Idealbilder, wie sie insbesondere im bürgerlichen Milieu vorherrschten. Im Dritten Reich wurde dieser Mythos weiter ausgebaut. Der Umstand, dass viele Offiziere des Zweiten Weltkrieges vor Verdun gedient hatten, führte zu einer Instrumentalisierung zu Propagandazwecken." (Wikipedia)

Jetzt sind sie querab – der Wagen hält in jähem Ruck mit kreischenden Bremsen.

Mein Gott! – nicht Weinstöcke – Kreuze! Tausende, zehntausende, hundertausende. Gestaffelt in endlosen Reihen. An allen Berghängen bis in die fernsten Fernen stehen sie wie Kalkspritzer an einer dunklen Wand. Wie ein Blitz schlägt es ein in das Bewußtsein: jeder dieser weißen Flecken steht für einen toten Mann. "Mein Gott," murmelt der Mann, "mein Gott."

Er blickt sich um: die gelbliche steinige Erde ringsum sieht aus wie ein im Sturm erstarrtes Meer, gewalkt vom Trommelfeuer. Gestrüpp, Unkraut und Rankenwerk suchen wie aus Barmherzigkeit die Wunden der Granattrichter zu verdecken. Es gelingt nicht. – Ist diese Erde denn verdammt? Kann sie nie wieder Frucht tragen? Ist sie verfilzt in alle Ewigkeit? Ist sie vergiftet, jetzt noch, fünfzehn Jahre nach dem Krieg?

Es müssen doch Wälder hier gewesen sein? Noch stehen ja wie Säulen eingestürzter Tempel die Schäfte großer Bäume, geschwärzt von Bränden, vergiftet von Chlorgas. Baumleichen ohne Laub. In wilder Klage reckt sich zerfetztes Geäst zum Himml. Es ist, als habe der Himmel sie verschont vor den Granaten, um Zeugen zu haben, das Furchtbare bis in ferne Generationen auszuschreien.

Das Land ist tot, lebt aber weiter als Gespenst. – Versickerte Gräben, eingesackte Unterstände. – Granatlöcher, grünlich verschlickt von Brennesseln. – Faulig süßer, schwerer Geruch. – Scharfe Schatten gezackter Mauerreste. – Gewaltige Ballen zerschnittenen Stacheldrahts, rostrot. – Gekenterte Tanks wie gescheiterte Schiffe, wie Skelette von Saurieren. – Lumpen, rostzerfressene Spaten, Picken. – Wind saust in den Ruten des Gestrüpps. – Meter um Meter von Granaten gepflügt, Kilometer und Kilometer von Granaten gepflügt.

Kälte krallt sich fest im Genick; man muß sich anschnauzen: Nimm dich zusammen, Kerl, fahr weiter.

Wind braust wie eine große Orgel, Wolken jagen dunkel, schwer und tief. Auf glatter Bahn schwebt der Wagen wie im Flug getragen zur Höhe.

In dem flirrenden Muster der Kreuze leuchten tiefdunkelrote Rosen: Anklage aller Schönheit gegen den Tod.

Auf dem Kamm der Vogesen hält der Wagen vor der *Halle des Schweigens*: mächtiges niedergestrecktes Skelett mit weißen Steinknochen. Armselig ist der Versuch der Menschen, dem Tod der Hunderttausende ein Denkmal zu setzen. Doch

ist es groß auf seine Art: alle Dörfer und Städte des ganzen Landes haben die Steine zu seinem Bau zusammengetragen. Aus dunklen Ttiefen der Gewölbe leuchten Kerzenflammen.¹⁵¹

"Hier sollte der Völkerbund tagen, nicht in Genf", murmelt der Mann. Er stellt den Wagen ab und wandert. Gelehnt gegen eisigen Wind und beißenden Regen. Vorbei an wachsamen Totenköpfen: *Danger du mort*. Vorbei an rostigen Geschützen, die ihre Schnauzen zum Himmel recken. Vorbei an zerfetzten Minenwerfern und geflammten Granatsplittern. Namen entgegen, die mit glühendem Eisen in die Seele gebrannt sind: Fort Douaumont – Fort Vaux.

Douaumont: riesenhafte Termitenburg, von der Spitzhacke zerspellt, Geschütztürme wie zerbeulte Töpfe auf einem Schutthaufen. Im kalkweißen Licht einer Azetylenlampe hinein in die hallenden Stollen, die vor Nässe triefen. Tiefer und tiefer unter die Erde. In sechzehn Jahren haben diese Wände den Geruch nach Kaserne, nach Schweiß und Leder nicht verloren.

An rostigen Nägeln hängen noch Tornister, Brotbeutel, Handgranaten, Gewehre, verwitternd in Schichten von Schmutz und Schimmel. Da hängt noch die Glocke, die bie Gasanriffen geschlagen wurde. Da ist noch die Lichtanlage, dreißig Meter unter der Erde: alter Automotor mit einem Dynamo gekuppelt.

Wie ist der Krieg schon zum Museumsstück geworden! Was unterscheidet noch diese Stahlhelme von den Ritterhelmen des Mittelalters, diese Maschinengewehre von den Feldschlangen der Alten, diese Gasmasken von den Pestgewändern des Dreißigjährigen Krieges für die Generation, die den Krieg nicht mehr gekannt hat. Mehr als fünfundzwanzig Jahrgänge haben den Krieg schon nicht mehr gekannt.

Hat er nicht selbst den Kopf geschüttelt und gelacht über die Kanonen von 1813 und 1870 im Zeughaus von Berlin?

Tiefer und tiefer in den Berg hinein: die Schritte hallen. Platschend fallen die Tropfen von den Stollenwänden. Da erhebt sich das Gespenst des Krieges –

Der Boden schwankt in Erdbebenwellen. – Der Himmel schleudert Feuer. – Rummelndes Dröhnen, hohles Heranfauchen der Stollenquetscher. – Schrecken pumpt das Blut mit hohem Druck zum Hirn. – Gellende Glocke: "Gaaas – Gaaas!" – Rasendes Trappeln genagelter Füße durch die Steinhöhlen, hastiges Keuchen der Lungen, Flüche, Stöhnen. – Die Stielaugen der Scherenfernrohre steigen aus

¹⁵¹ *Ossuaire de Douaumont* (Beinhaus von Douaumont). Hier werden die Gebeine von über 130 000 nicht identifizierten französischen und deutschen Soldaten bewahrt. Das Gebäude wurde nach zwölf Jahren Bauzeit 1932 offiziell eingeweiht.

Stahltüren, wandern langsam über eine Landschaft brodelnder Gasschwaden, die in rasenden Stößen heranschießen: die Feuerwalze. – Spritzende Erdsäulen wandern wie Riesen über das ganze Land, wandern über die Kämmen der Vogesen. – Schreie: "Sie kommen, sie kommen!" – Es rattern die M.G.s. Wut glüht in rotverbrannten Augen, tierische Wut, völliges "Außersichsein", heiße Welle der Raserei. – Und irre Angst, tierische Not. – Alles Leben verbrennt: Kameraden ersticken in verschütteten Kasematten. Feuerflammende Nacht. – Unter dem Hagel der Kettenbomben und Brandgeschosse greift der Frontsoldat an. Schmeißt sein armes Leben, der Heimat so fremd, dem Orkan der Granaten entgegen. – Stoßtrupps im Sperrfeuer zerwirbelt. –

Unter zerstampften Mauern die Toten: aus gelblichem Schutt ragen Gewehrläufe und rostige Bajonette. Dort unten stehen sie, die Skelette, aufrecht unter der Erde. Als hätten sie im Augenblick des Todes auf ihre Gräber selbst ihr Kreuz gepflanzt. Da liegt zwischen den Steinbrocken ihr armseliger Besitz: verbeulter Trinkbecher, zeretzter Stahlhelm, zerrissener Patronengurt. Und immer wieder in gleichmäßigen Abständen, wie Hände von Ertrinkenden, stechen die Bajonette heraus.¹⁵²

Es ist dunkel geworden.

Im Rücken glüht die Wand des Sonnenuntergangs. Im Osten liegt unter dem Kamm der Vogesen flach wie ein Teller das Land ohne Deckung.¹⁵³

Bis hierher sind "wir" gekommen.

Sturmwind von Osten. Zerrt am Mantel. Schwarze Wolkenbäuche, niedrigfliegend, stürmen in endlosen Kolonnen gegen die Vogesen an: Kompanien, Bataillone, Regimenter, Divisionen.

Es wogen die Gestrüppe wie stürmende Wellen von Infanterie. Es schritt der Wind um die Betonzacken der zerschossenen Keller, johlt in den unterirdischen Höhlen. Gläsernes Mondlicht. Der Sturm brandet herauf wie ein Gericht, eine Brandung der Nacht, und unter den Schatten der Wolken erheben sich die Toten.

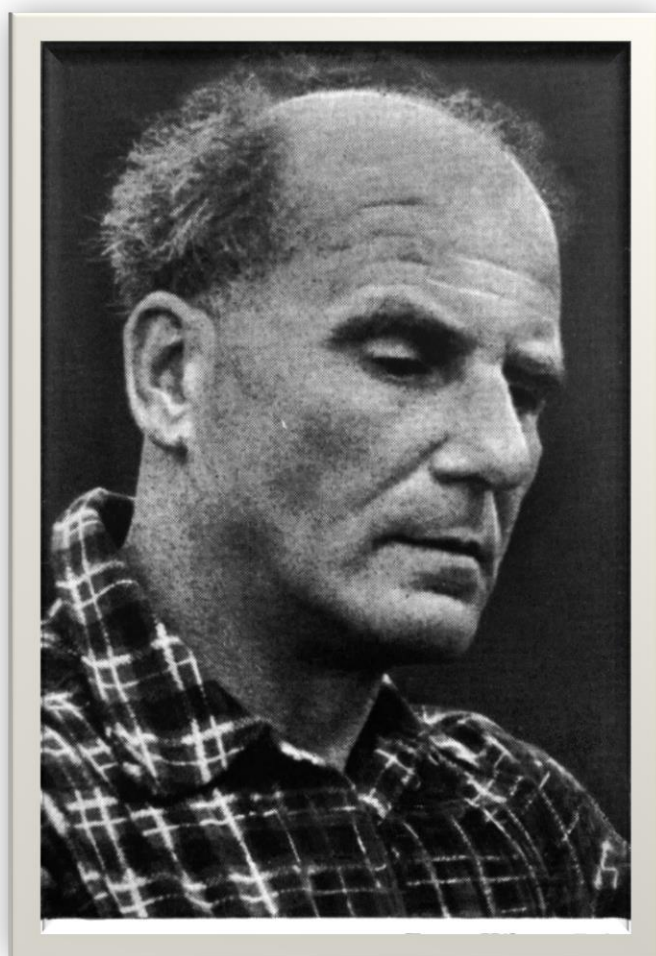
¹⁵² "Nach dem Krieg wurde östlich einer kleinen Schlucht am Thiaumont, die Ravin de la Dame, „Bois Hassoule“ (Hassouleschlucht) oder auch „Ravin de la Mort“ (Totenschlucht) genannt wurde, ein Graben entdeckt, aus dem die Spitzen der aufgepflanzten Bajonette der Soldaten herausragten. Untersuchungen ergaben, dass die Soldaten tatsächlich noch Kontakt zu ihren Gewehren hatten. In den 1930er Jahren wurde eine Legende aufgebaut, dass diese Soldaten des französischen 137. Infanterieregimentes während Angriffsvorbereitungen auf das Zwischenwerk Thiaumont lebendig und stehend durch eine Granate verschüttet worden waren. – Die Aussagen eines Leutnants der 3. Kompanie, der die Soldaten angehörten, ergab ein völlig anderes Bild: 'Die Soldaten waren während eines deutschen Vorstoßes am Morgen des 13. Juni 1916 gefallen und in ihrem Graben liegen geblieben. Die Deutschen beerdigten sie (sie schütteten den Graben zu) und ihre Gewehre dienten als Markierung der Grabstelle.' Eine Exhumierung 1920 bestätigte seine Erklärung: Keine der sieben Leichen stand aufrecht, vier konnten nicht identifiziert werden. Heute ist der Ort in dem Denkmal La Tranchée des Baïonnettes zu besichtigen, das von einem amerikanischen Industriellen errichtet wurde." (Wikipedia)

¹⁵³ Ab hier explizite Kriegshetze – mit der Lüge eines Deutschland, dessen Schutzmöglichkeit einzig im Angriff und in der Expansion liegt.

Der Mann auf der Höhe von Douaumont erlebt eine hohe, unbeschreibliche Vision seines Volkes.

Die Heimat soll werden, wie der Frontsoldat sie sich erträumte.

Der Kampf geht weiter.



NACHWORT 2014

Weltfremd wie alle Seeleute ist er und gerade deshalb der erste Mensch, den ich seit langer Zeit getroffen habe, der "echt" ist, der keine Maske trägt.¹⁵⁴

Mit beiden Füßen mitten in der Realität der Gegenwart, lebt man geistig noch in einer Welt von Dogmen und Doktrinen der Vergangenheit, die leer geworden sind, in verflachten Idealen, vetrockneten Theorien, in engstirnigen Extremen, in Gedankenarmut oder in Verwirrung.¹⁵⁵

"Ach, weißt du, neulich hab' ich schon den Gashahn aufmachen wollen. Da wollte ich vorher den Puppen und den Teddybären Taschentücher in die Hände stecken, damit doch jemand über mich weint ..." ¹⁵⁶

Es ist ganz wunderbar, wie ungeheuer ein winziges Stück Natur sich ausweiten kann zu einer ganzen Welt, wenn man es lange genug betrachtet.¹⁵⁷

So unsicher ist der Boden, auf dem man festzustehen sucht, so schlecht decken sich die gebräuchlichsten Begriffe mit den Menschen, die sich mit ihnen identifizieren. (...) Es gibt so viele Dinge, denen man nicht mit Doktrinen und nicht mit Statistiken zuleibe gehen kann.¹⁵⁸

Wunderbar, daß die Menschen so einfach auf die Grasplätze gehen, daß überall die Kinder spielen dürfen. In Deutschland wäre da sicher ein Gitter und ein Verbotsschild.¹⁵⁹

Man richtete die Werke aus auf die Marktlage für Bücher, auf politische Strömungen, auf die Konkurrenz; man analysierte die Leserschaft und sich selbst. Man verhielt sich genau wie andere Industrielle auch; man verdinglichte die Welt.¹⁶⁰

¹⁵⁴ *'Die letzten Segelschiffe'* (Berlin 1931; hier: West-Berlin 1957, Seite 15)

¹⁵⁵ *'Schwarzes Revier'* (Berlin 1930, hier: Bonn 2010, Seite 86)

¹⁵⁶ *'Noch nicht'* (Berlin 1932, Seite 155/6)

¹⁵⁷ *'Kampf. Geschichte einer Jugend'* (Jena 1934, Seite 16)

¹⁵⁸ *'Schwarzes Revier'* (a.a.O., Seite 136/7)

¹⁵⁹ *'Kampf. Geschichte einer Jugend'* (a.a.O., Seite 203)

¹⁶⁰ *'Notre Dame von den Wogen'* (Jena 1937; hier: Hamburg 1985, Seite 233)

Zwei Jahre lang hab ich gezauert, ob ich *'Kampf. Geschichte einer Jugend'* wiederveröffentlichen soll. Heinrich Hauser hatte vermutlich lebenslang rassistische, nationalistische Überzeugungen; gerade in diesem Buch wollte er ohne jeden Zweifel beitragen zum Sieg einer *"Deutschen Revolution"*¹⁶¹ im Sinne der Nazis. Sowas bei AUTONOMIE UND CHAOS?¹⁶²

Im Zusammenhang mit der aktuellen Wiederentdeckung Heinrich Hausers wird das vorliegende Buch in öffentlichen Kommentaren gern beiseitegeschoben mit dem Hinweis, es sei ja "nur" ein Versuch, sich dem Nationalsozialismus "anzudienen". Aber so einfach ist es nicht. Diese romanhafte Autobiografie der Jugendzeit vermittelt hautnah ein bestimmtes gesellschaftliches, sozialpsychologisches Klima, wodurch die reaktionäre, rassistisch-nationalistische, NS-protagonistische Neigung des jungen Hauser – und zweifellos sehr vieler Deutscher – ab 1914 emotional nachvollziehbar werden kann. Möglicherweise entstehen gerade deshalb Berührungspunkte dem Buch gegenüber.¹⁶³ Auch in der in ihrer überwältigenden Daten- und Gedankenfülle beeindruckenden Biobibliografischen Dissertation der Literaturwissenschaftlerin Grith Graebner bleibt dieser Themenkreis am Rande.¹⁶⁴ Jedoch belegen sowohl das vorliegende Buch (von 1934) wie auch andere Werke Hausers seine explizit rassistische Grundhaltung, dies auch noch im Jahr 1939, als er NS-Deutschland verließ. Die bis heute leider immer wieder vorrangig medienwirksame Zuordnung, ob jemand nun Nazi war oder Neonazi ist, bringt wenig Erkenntnis gegenüber der Frage, *wieso* derjenige es war oder ist. Wie aber kann jemand mit Hausers in jedem seiner Bücher offenkundiger Sensibilität, Lebenszugewandtheit, ja: Menschenliebe der Ideologie einer *"guten Zuchtwahl"* anhängen? Wie ist das entstanden in ihm? Nicht zuletzt wegen solcher Fragen (die noch immer zu selten gestellt werden, auch im Hinblick auf heutige Neonazis!) wird das vorliegende Buch hier wiederveröffentlicht.¹⁶⁵

Durch noch so viele antifaschistisch orientierte Sachbücher oder Zeitzeugenberichte konnte ich kaum nachvollziehen, was die "Rechten" jener Zeit umtrieb. Es sind doch Menschen wie ich, dachte ich eins über das andere Mal; dennoch blieben mir viele historisch belegte Verhaltensweisen fremd, als seien das Wesen von einem anderen Planeten gewesen. Die nationalistische Euphorie. Der Rassismus. Die Hierarchiegläubigkeit. Die Heroisierung von "Männlichkeit", "Stolz" und "Ehre". – Durch Hausers Buch und wenige andere konnte ich

¹⁶¹ Kursiv gesetzte Zitate ohne Quellenhinweis stammen aus dem vorliegenden Werk und können mit der Suchfunktion des PDF-Programms aufgefunden werden.

¹⁶² Einige "unsachliche" Bemerkungen in Fußnoten sind meiner persönlichen Psychohygiene geschuldet..

¹⁶³ Mich erinnert das an die seinerzeit medial relativ einhellige Aversion gegen Ulla Berkéwicz: *'Engel sind schwarz und weiß'* (Frankfurt/M. 1992); siehe dazu Tilmann Moser: *'Literaturkritik als Hexenjagd'* (München 1994).

¹⁶⁴ Grith Graebner: *'Heinrich Hauser – Leben und Werk'* (Aachen 2001). Dieser Arbeit verdanke ich gleichwohl viele biobibliografische Einzelheiten.

¹⁶⁵ Retrospektive Selbstbefragungen deutscher hinsichtlich ihrer kindlichen/jugendlichen NS-Begeisterung sind für Hausers Altersgruppe rar; für die nächste Generation (geboren um 1920) gibt es etliche Dokumente:

Margarete Hannsmann: *'Drei Tage in C.'* (München 1965); Margarete Hannsmann: *'Der helle Tag bricht an'* (München/Hamburg 1982); Lore Walb: *'Ich, die Alte – Ich, die Junge'* (Berlin 1998); Renate Finckh: *'Mit uns zieht die neue Zeit'* (Baden-Baden 1979); Adolf Görtz: *'Stichwort: Front'* (Leipzig 1987); Lothar Scholz: *'Der verrätene Idealismus'* (Frankfurt/M. 1990); Melita Maschmann: *'Fazit'* (Stuttgart 1963); Carola Stern: *'In den Netzen der Erinnerung'* (Reinbek 1986); Vinzenz Erath: *'So hoch der Himmel'* (Tübingen 1962); Luce d'Eramo: *'Der Umweg'* (Reinbek 1981); Erich Loest: *'Durch die Erde ein Riß'* (Leipzig 1981/90).

manches davon zumindest ansatzweise nachvollziehen, einige regungen keimhaft auch in mir wiederfinden.

Manchmal fast unerträglich ist *'Kampf. Die Geschichte einer Jugend'* in momenten rassistischer ideologie, der subtilen kriegshetze in den letzten kapiteln. Durchgängig lohnend ist die lektüre wegen der sozialen achtsamkeit des autors, durch seinen bei allen ideologischen fragwürdigkeiten authentisch-individuellen blickwinkel und das schriftstellerische niveau dieses begnadeten reporters: *"Aber ich kann nichts anderes beschreiben, als was ich erlebe. Für mich ist es so gewesen, und darum ist es wahr."*

Trotz des martialischen titels gibt es in hausers darstellung kaum entsprechenden ideologischen bombast. Im gegenteil – biografische situationen und entscheidungen werden nuanciert und glaubhaft auch in ihrer affektiven komponente geschildert. Gefühle, empfindungen, phantasien und sehnsüchte sind geradezu roter faden des buches. In traditionellen männerrollen verhaftete autoren tun sich mit derlei eingeständnissen im allgemeinen schwer (oder beschränken sie auf konsensuellen kitsch).

Ich empfinde das vorliegende buch im wesentlichen als seelen-autobiografisch authentisch. Hausers weiterer lebensweg, seine spätere faszinierte, wenn auch ambivalente affinität zum technischen fortschritt (geschwindigkeit, maschinen, große städte) ebenso wie sein nationalistischer rassismus läßt sich im zusammenhang mit dem hier dargestellten nachvollziehen. – Heinrich hausers parteinahme für die nazis ist nämlich keineswegs taktisch begründet¹⁶⁶, jedoch war hauser zu lebens- und menschenneugierig, um seine nationalistischen und rassistischen überzeugungen wie auch immer zu verwirklichen. Alle ideologischen behauptungen werden konterkariert durch konkrete lebenserfahrungen des jungen protagonisten, – nur in den offensichtlich propagandistisch gemeinten passagen am schluß des buches heben sie ab zu abstraktem nazistischem geblubber. Im zweifelsfall traute hauser seinen eigenen erfahrungen und empfindungen mehr als politisch-agitatorischen vorgaben; das belegen auch seine späteren arbeiten.

"Als Volk betrachtet, sind wir jung; wir können uns auf etwa siebzehn Jahre schätzen", schreibt hauser zu ende seines buches. Sein häufiges abheben auf deutschland als "jungem Volk" steht möglicherweise für eine identifizierung als junger mann, der zwischen übermächtigen kräften um seinen platz in der welt "kämpfen" zu müssen meinte. Zugleich wird hieran deutlich, daß hausers nationalistisches ideologem sich nicht auf die arisch-germanische schimäre der nazis bezieht, mit der ja etwas ursprüngliches, nicht etwas junges gemeint war. Hausers rassismus orientierte sich eher an vulgärdarwinistischen überlegungen: Aus einer historisch entstandenen mischung sollten besonders befähigte individuen sich zusammenfinden (*"gute Zuchtwahl"*) und

¹⁶⁶ und nicht beschränkt auf die zeit bis 1934, wie heutzutage gern behauptet wird. Noch in *'Australien – Der menschenscheue Kontinent'* (berlin 1939) finden sich lange von nationalistischem rassismus bestimmte passagen; deutschland wird explizit als *"volk ohne raum"* (nach dem NS-autor hans grimm) bezeichnet. In der "neu bearbeiteten" ausgabe (*'Australien. Der fünfte Kontinent'*, berlin 1956) findet sich diese passage nicht mehr, jedoch verbleiben genügend rassistische implikationen.

durch geeignete gesellschaftliche rahmenbedingungen eine neue "rasse", ein neues volk bilden (etwa wie die bienen).¹⁶⁷ Im zweifelsfall wird ihm alles, was er in einem land als typisch empfindet, zum moment der "rasse" dieses volkes.¹⁶⁸

Eine psychosoziale entwicklung von ihrem eindeutigen geschichtlichen resultat her zu interpretieren, ist üblich, aber meist wenig angemessen. Demgegenüber verlockt uns dieses fast ethnografisch nuancierte buch absatz für absatz zu sozialpsychologischem nachsinnen über kontinuieritäten, veränderungen und brüchen, über politisch-zivilisatorische grundlagen des NS-deutschland – und deren modifikationen bis in unsere gegenwart.

Hausers buch *'Kampf'* sollte gelesen werden als autobiografisch gegründeter entwicklungsroman, der verschiedene aspekte einer individuellen sozialisation in jener zeit vermittelt. Das buch lädt dazu ein, mögliche sozialpsychologische varianten nachzufühlen – es bleibt aber diese individualität heinrich hauser, dessen sehr eigener lebensweg, der modellhaft stehen könnte für eine historische möglichkeit (neben anderen), parteigänger der nazis zu werden – nicht mehr und nicht weniger.

Unverkennbar wird in den schlußkapiteln, wie hauser sich seine ideologische lösung (die in manchen aspekten schon hier im widerspruch steht zur NS-vorgabe) zusammenbastelt aus dem repertoire der ihm verfügbaren einschätzungen, vorurteile, auf der grundlage eigener bedürfnisse und erfahrungen.

Daß er gleichwohl sich treu blieb, und zwar lebenslang, wurde ihm immer neu zum heilsamen korrektiv; heimat, geborgenheit hat er jedoch wohl bis zuletzt nur selten finden können: in der schiffsgemeinschaft auf hoher see, mit frau und kindern im wohnwagen auf deutschlandfahrt¹⁶⁹ und auf der farm¹⁷⁰, immer wieder auch weit weg von menschen: mit tieren, in der natur. Jedoch erkennt er: *"es lauert Wahnsinn hinter solcher Einsamkeit."*¹⁷¹ – Von ideologischen angeboten, dazuzugehören (freikorps, NS, technik, USA, aufbau in der BRD) hat hauser sich zwar immer wieder locken lassen, sie konnten sich bei ihm jedoch nicht verfestigen zum *falschen selbst*.

¹⁶⁷ In den 20er jahren waren die monografien des nobelpreisträgers maurice maeterlinck über staatenbildende insekten (bienen, termiten, ameisen) auch in deutschland bestseller geworden. In dieser zeit der spannung zwischen individualismus und kollektivismus ging es diesem autor explizit um perspektiven für die menschliche gesellschaft. So schreibt er: *"Inzwischen ist es nicht belanglos, den Willen der Natur in einer anders gearteten Welt zu belauschen, und gerade bei den Honigwespen, die nächst dem Menschen unzweifelhaft die intelligentesten Bewohner dieses Erdballs sind, tritt dieser Wille sehr deutlich zutage. Er trachtet sichtlich nach Veredelung der Art, aber er zeigt auch, dass er diese nur auf Kosten der individuellen Freiheit und des individuellen Glücks erreichen will oder kann."*

¹⁶⁸ Dies wird sehr deutlich in seinem reisebericht *'Süd-Ost-Europa ist erwacht'* (Berlin 1938). In *'Meine Farm am Mississippi'* (Berlin 1950, Seite 146) zählt er seinen in den USA aufgewachsenen sohn (mit deutschen elternteilen) aufgrund entsprechender fähigkeiten zu den *"Jungen Amerikas"*, denen *"Maschinen und deren Handhabung ganz einfach im Blut"* lägen.

¹⁶⁹ *'Fahrten und Abenteuer im Wohnwagen'* (Dresden 1935, Neuausgabe Stuttgart 2004)

¹⁷⁰ *'Meine Farm am Mississippi'* (Berlin 1950)

¹⁷¹ *'Meine Farm am Mississippi'* (a.a.O., Seite 94)

Das vorliegende buch verbindet grundmotive seiner verletzen und seiner sehnsucht, seiner lebenslangen intentionen, seiner privaten ideologeme und verrückungen.¹⁷² Für hausers jugend bleibt es trotz mancher stilisierungen und übertreibungen die wichtigste quelle.¹⁷³ Andere veröffentlichungen waren zumindest teilweise durch ihre marktorientierung bestimmt, es waren reportagen, sachbücher oder explizit belletristisch gemeinte werke, in denen der autor sich nur indirekt aussprechen konnte.

Die von david riesman¹⁷⁴ konzipierten grundlegenden modelle für das individuelle verhältnis zum sozialen, gesellschaftlichen konsens haben bis heute nichts von ihrer relevanz verloren: Es gibt das traditionsgeleitete (*tradition-directed*) verhältnis zur sozialen umwelt, das innengeleitete (*inner-directed*) selbstverständnis und die außengeleitete (*other-directed*) orientierung an aktuellen gesellschaftlichen vorgaben. In einer seltsamen instabilen stabilität wurde heinrich hauser lebenslang gleichermaßen von diesen tendenzen bestimmt. Weder entwickelte sich in ihm eine dieser möglichkeiten zur dominanz, noch gelang es ihm, diese an sich natürlichen tendenzen zu einer komplexeren *theory of mind* zu verbinden. Durch die weitestmöglich authentische darstellung seiner inneren und äußeren selbstverwirklichung in seinen werken ermöglicht er uns, Übergänge zwischen diesen grundlegenden sozialpsychologisch-soziologischen formen kritisch nachzufühlen und dadurch in uns selbst wiederzufinden; dies aber bleibt wohl unverzichtbar, sofern wir uns nicht bewußtlos, besinnungslos im öffentlichen mainstream treiben lassen wollen.

Einige worte zu dem bereits erwähnten buch von grith graebner, der ersten und bisher einzigen umfassenden (bio-)bibliografischen arbeit über heinrich hauser, scheinen mir nötig. – Als frucht einer überwältigend fleißigen sammelarbeit hat sie offenbar alles von hauser auffindbare und mit ihm und seinem werk assoziierbare (veröffentlichungen, aktivitäten, zeitzeugenaussagen, sekundärliteratur) zerlegt in gedankliche atome und diese splitter nach formalen kategorien sortiert. Da es sich bei ihrer arbeit um eine dissertation handelt, ist dies vermutlich eine wissenschaftlich übliche herangehensweise – einem menschen von der vielschichtigkeit (vulgo: "widersprüchlichkeit"), kreativität und seelischen authentizität heinrich hausers wird die autorin damit nicht gerecht. Bezugswerte ihrer interpretationen sind einigermaßen beliebig aus literaturwissenschaftlicher oder zeitgeschichtlicher sekundärliteratur herausgezogene aussagen, die sie auf hausersche partikel anwendet nach dem alten handwerker motto *Sitzt, paßt, wackelt und hat luft!* Andere kriterien sind jedenfalls für mich kaum erkennbar. Was wunder, daß sie immer wieder nur auf die seelische zerrissenheit oder ambivalenz hausers verweisen kann, als sei damit irgendwas verstanden. – Genau daran fehlt es grith graebner, was hausers werk zu etwas besonderem macht: seine bereitschaft, sich als *anteilmehrender* beobachter hineinzugeben in eine konkrete situation und seine erfahrung weitestmöglich unvermittelt

¹⁷² Dies gilt ähnlich für '*Noch nicht*' (berlin 1932) und '*Notre Dame von den Wogen*' (jena 1937, neuausgabe hamburg 1985).

¹⁷³ Auch die literaturwissenschaftlerin grith graebner orientiert sich in ihrer biobibliografischen dissertation (a.a.o.) für diese lebenszeit vor allem daran.

¹⁷⁴ David Riesman: '*Die einsame Masse*' (Darmstadt 1956)

wiederzugeben. Die Autorin bleibt außen vor – wenn auch mit größtmöglichem Fleiß und Engagement und zweifellos ehrlicher Faszination und Bewunderung für Hauser und sein Werk. Ihre 500 Seiten starke Dissertation wird noch lange Referenzwerk bleiben, wenn auch nur als Steinbruch und Fundgrube für jeden, der sich mit Heinrich Hauser tiefgründiger beschäftigen will.



Zu Hausers entwicklungspsychologischem Hintergrund läßt sich nach den Hinweisen im vorliegenden Buch sowie in Grith Graebners Dissertation einiges zusammenreimen. – Der kleine Heinrich ist Scheidungskind, wächst bei der Mutter auf, sucht zeitweise Schutz bei ihr, jedoch scheint sie einigermaßen lebensuntüchtig. Trotz ihrer offenbar hilflosen Zuwendungsversuche bleiben die beiden einander fremd. Im vorliegenden Buch berichtet er, wie er schon mit 15 in den Ferien selbstverantwortlich auf dem Landgut des Vaters (der im Krieg ist) gelebt und gearbeitet hat. Dieser Vater ist ihm in der Jugendzeit offensichtlich rundherum idealisiertes Vorbild, – einer, der alles weiß und kann. Andere Hinweise zeigen, daß er sich dem Sohn gegenüber jedoch zeitweise verletzend distanziert und abweisend verhält.¹⁷⁵ Eine viel spätere Situation auf einem Frachtdampfer (lebensgefahrbrechendes Verhalten, *"in fieberhaftem Eifer dem Befehl nachzukommen und völlig ahnungslos"*) läßt den Schluß zu, daß er, entgegen seiner Darstellung, während der Zeit auf dem Gut kaum wirkliches Verantwortungsbewußtsein verinnerlicht hatte; im Vordergrund steht jedenfalls noch mit über 20 Jahren eher das kindliche Imitieren erwachsener Rollen.

Aus dem weitgehend selbstbestimmten Landleben in der Jugendzeit rührt allerdings vermutlich auch Hausers einziges lebenslang fragloses Urvertrauen: die Zugehörigkeit zur Natur vor jeder Reflexion. In einer Sammlung erzählender Fragmente¹⁷⁶ finden sich poetische, geradezu intime Schilderungen, teilweise zweifellos Erinnerungen an die Kinder- und Jugendzeit. Die Titel der Miniaturen sprechen für sich: *An ein Kind denken – In die Nacht rennen – Auf einen Baum klettern – Aufs Land fahren – Morgens aufwachen – Ernten – Auf die Jagd gehen – Einen Hund abrichten – Land bebauen*. Deutlich wird allerdings auch und gerade in dieser Sammlung eine fundamentale Isolation von der Menschenwelt, die der Erzähler nur im Kontrast zur Nähe mit einer geliebten Frau und der Tochter als quälend zu empfinden schien.

Neben dem Verlust des Elternhauses (durch Scheidung) steht 1918/19 der Zusammenbruch des gesamten sozialen Gefüges; der *"unsinnige Haß"* des jungen Heinrich auf die Revolutionäre wird von daher nachvollziehbar: *"Was soll man tun? Woran soll man sich halten? Wo führt ein Weg*

¹⁷⁵ Beide Aspekte finden sich später in Heinrich Hausers Verhältnis zu seinen Kindern, vor allem zu seinem Sohn Huc; siehe einerseits in *'Meine Farm am Mississippi'* und *'Fahrten und Abenteuer im Wohnwagen'* sowie andererseits in Grith Graebners Recherchen bei den Kindern selbst.

¹⁷⁶ *'Noch nicht'* (Berlin 1932)

heraus aus diesem Chaos?" Zug um zug bastelt er sich in den folgenden jahren aus versatzstücken des verlorenen seine private ideologische heimat zusammen, seine "kleine Welt, die feste Grenzen hat".

Hausers suche nach männlichen vorbildern zieht sich durch das buch. Es können militärische vorgesetzte sein oder alte handwerksmeister, der "alte General" (ein großvater), der "Alte Hein" auf dem frachtdampfer oder übergeordnet: "der geborene Führer"). Dabei reproduziert hauser keineswegs klischeehafte heldenattribute; so wird ein in slapstickhafter komik eingeführter besoffener militärischer (!) vorgesetzter hervorgehoben als "bester Kommandant, den ich je gehabt habe". Es geht um etwas anderes, und dies wohl bei nicht wenigen männern damals und heute: "Das Schöne, das Herrliche des soldatischen Lebens ist die Unbedingtheit von Befehl und Gehorsam, die den jungen Soldaten von jeder Verantwortung befreit. Diese innere Schönheit des Daseins ist uns im Bürgerkrieg verlorengegangen. Zum erstenmal haben wir damals denken und uns entscheiden müssen." – Im hinblick auf die erfordernisse der zum untergang verurteilten segelschiffahrt konnte hauser dieses eigene bedürfnis verallgemeinern bis zum naturgesetz: "Befehl und Gehorsam auf See sind nicht Menschenwerk; sie sind das Gesetz der See, den Menschen auferlegt, weil der Mensch sich anders auf dem Meer gar nicht erhalten kann."¹⁷⁷ Die gleiche unauflösliche verbundenheit zwischen arbeiter, arbeitswelt und naturgewalten ("das Elementarische an beiden Berufen") findet hauser im bergbau¹⁷⁸ – wer weiß: ob nicht die seit den erfahrungen im ruhrpott wenigstens ambivalent idealisierte technische welt ihm neue hoffnung gab auf eine entsprechende ganzheitliche, von unbedingtheit und eindeutigkeit geprägte existenzweise?¹⁷⁹

"Hätten wir viele [geborene Führer] gehabt, es würde niemals eine Revolution gegeben haben" – heißt wohl auch: Hätte mein vater zu mir gehalten, wäre meine welt nicht kaputtgegangen. Überdeutlich wird hausers bedürfnis nach grundlegender (väterlicher) orientierung ("Ernährer der Familie", "Familienoberhaupt"), seine sehnsucht nach aufgehobensein in einem größeren ganzen (familie, nation, volk, "Rasse"), nach getragenwerden von einer lebensbewegung (revolution, krieg, überwältigendes technisches funktionieren, meer/ganzheit der natur). Diese sehnsuchtsmomente einer humanökologischen identität werden eingebunden in das selbstbild

¹⁷⁷ Siehe auch in 'Die letzten Segelschiffe' (berlin 1931).

¹⁷⁸ 'Schwarzes Revier' (berlin 1931, zit.: bonn 2010, seite 32)

¹⁷⁹ Hierfür stehen publikationen wie 'Schwarzes Revier' (berlin 1930), 'Ein Mann lernt fliegen' (berlin 1933, mit einer widmung an den NS-luftfahrtminister göring), 'Am laufenden Band' (frankfurt/m. 1936), 'Im Kraftfeld von Rüsselsheim' (münchen 1940). –Bei der arbeit an dieser wiederveröffentlichung drängte sich mir immer wieder die assoziation mit dem flieger charles a. lindbergh auf, über dessen dissonante und wohl einigermaßen tragische lebensgeschichte ich unlängst gelesen hatte (a. scott berg: 'Charles Lindbergh', münchen 1999). Und dann fand ich, daß heinrich hauser auf seiner südamerikafahrt mit der Pamir eine tonaufnahme der ankunft lindberghs in amerika mitgeführt hatte; er bezeichnet sie als "die schönste Platte, die ich habe". ('Die letzten Segelschiffe', berlin 1931, hier: berlin 1957, Seite 86)

als *"Mann"*, – dies scheint mir ein (mentalitätsgeschichtlicher, sozialpsychologischer) roter faden der sozialisation von männern im deutschland des 19./20. jahrhunderts zu sein.¹⁸⁰

Gleichrangig neben seiner orientierung an hierarchischer eindeutigkeit idealisiert hauser im zusammenhang mit der gemeinschaft unter seeleuten auf dem meer manchmal das solidarische verhältnis zwischen oben und unten, vom leichtmatrosen bis zum kapitän. Aufeinander angewiesen in gefahr und not, mag beides situativ tatsächlich zusammengehen; vorrangig ahnen wir jedoch auch hier die genuinen bedürfnisse eines Kindes! (Im übrigen handelt es sich hier um changierende grundmotive sowohl der kommunistischen wie der nazistischen propaganda jener zeit.)

Wie viele scheidungskinder, identifizierte sich der junge heinrich mit erwachsenen und war von daher immer wieder gnadenlos überfordert von den lebensumständen: ein *"zermürbter und mit sich zerfallenen Mensch"*, sagt er von sich für die zeit um 1922. Weil er jedoch die überforderung verinnerlicht hat (seit der zeit, als er als halbes kind vom vater mit der verantwortung für das landgut belastet wurde!), gibt er an seinem *"Versagen"* nur sich selbst die schuld: *"Ich habe (...) nicht durchgehalten."*

Tastende, suchende, sehnsüchtige und orientierungslose empfindungen macht der autor im vorliegenden buch bei seinem jungen alter ego deutlich, hilfloses nacheifern, offenbar nicht selten ein *"Gefühl meiner völligen Wertlosigkeit"*, tiefgründige heimatlosigkeit. Manche situationsberichte wirken, als wolle der autor eine grundlegende (kindliche) unbedarftheit und schutzbedürftigkeit des jugendlichen heinrich verdeutlichen. Trotz seiner rastlosen bemühungen, sich ins soziale leben zu integrieren (*"Die Oberfläche des Lebens saust als endloses Band an mir vorbei, und ich möchte doch eindringen, dem Leben unter die Haut kriechen."*), bleibt heinrich offensichtlich lebenslang in einer (nuancierten, engagierten, achtsamen und anteilnehmenden) beobachterposition: *"Es ist mir, als sähe ich durch ein Fensterglas voll Eisblumen in eine warme Stube. Wo ist noch meine Heimat? Meine Familie habe ich verlassen, weil sie mich innerlich verlassen hat. Ich habe an Land keinen Freund und keine Frau. Das Schiff, die Heimat, eben erst gewonnen, die muß ich jetzt verlassen."*¹⁸¹

"Die Jugend" ist für ihn selbstverständlich männlich und: *"Wenn die Jugend an 'das Leben' denkt, so meint sie das Leben der Erwachsenen. Sie will vor praktische Aufgaben gestellt werden, sie will nützliche Arbeit leisten, wirkliche Männerarbeit. Wir können uns heute gar nicht mehr vorstellen, wie fern von wirklicher, nützlicher Arbeit, wie fern männlichem Leben die Jungens der sogenannten gebildeten Stände in der Vorkriegszeit erzogen worden sind."* – Auch ansonsten zeigt sich in hausers buch überall seine orientierung an nützlicher arbeit als

¹⁸⁰ Eine fortführung dieser tendenz sah alexander mitscherlich für die zeit nach 1945 in seinem allerdings teilweise hilflos-moralistischen bestseller *'Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie'* (weinheim 1963).

¹⁸¹ In seiner inneren heimatlosigkeit, unstetheit bei gleichzeitigem beharren auf seiner unabhängigkeit erinnerte er mich an manche obdachlose treber, von denen jürgen haug berichtet: *'Aufzeichnungen aus einer Wandererherberge'* (bad godesberg 1975; neuausgabe berlin 2013: www.autonomie-und-chaos.berlin)

grundlage der eigenen ("männlichen") identität. *Der Arbeiter* als zentraler mythos sowohl der kommunistischen, der sozialdemokratischen wie der nationalsozialistischen partei traf wohl die mehrheit der männlichen bevölkerung deutschlands in ihrer identität, mochten auch weitergehende vorstellungen unterschiedlich sein.

An manchen stellen drängt sich hilfloses abwinken auf: Solche "richtigen" männer können tatsächlich nur kriege führen (oder geschäftlich bzw. bei frauen reussieren) – aber so einfach ist es eben nicht. Hausers ausgeprägte sensibilität für vielfältige momente des lebens paßt dazu garnicht. Ein martialischer kämpfer war er offensichtlich so wenig wie einer, der kampf mythisch überhöht hat. Dem unter anderem von klaus theweleit bis zum klischee ausgemalten typus des selbstentfremdeten "soldatischen Mannes" entspricht auch der junge heinrich hauser nicht.¹⁸²

Hauser sucht immer und überall zugehörigkeit, verwurzelung mit der welt, nicht nur bei seeleuten oder soldaten und der "Volksgemeinschaft", sondern auch bei der natur in allen ihren formen. Ein winziges selbstangelegtes gärtchen auf dem schiff wird zum *sicherem ort* ebenso wie zum *übergangsobjekt*. Seine in den meisten büchern deutlich werdende fähigkeit, sich in jeder lebenssituation fast reflexhaft eine art zuhause zu schaffen oder zu imaginieren, teilt hauser wohl mit vielen menschen, die in der kindheit nur wenig mitmenschliche geborgenheit empfunden haben. Selbst den tieren des polarmeeres, "dem Menschen fremd und unheimlich", attestiert er im selben satz "seltsame Menschenähnlichkeit". Auch städte sind ihm gegebenenfalls lebewesen, die "mit gierigen Mündern (...) das Blut entfernter Landschaften in sich saugen".¹⁸³ Während seiner balkanfahrt mit dem auto läßt er in einer situation "Maudi" (das auto) die fahrstrecke bestimmen, indem er das steuer losläßt.¹⁸⁴ Das bedürfnis des autors nach biologistisch-animistischer interpretation der welt wird besonders deutlich in den beschreibungen der arbeit am hochofen, in der gießerei sowie auf großen schiffen¹⁸⁵, läßt sich aber verallgemeinern und findet sich auch in den meisten anderen veröffentlichungen und projekten hausers: "Es wird uns wohl zumut, als würde uns auf hungrigen Magen ein warmer, nährender Trank eingeflößt, wenn wir spüren, wie die Form sich füllt, wie sie standhält, obwohl ihre Decke wie unter ihrem Erdbeben erzitterte. Zum erstenmal im Leben spüre ich, was Werkgemeinschaft ist." Diese haltung der welt gegenüber mag aus kompensatorischen bedürfnissen entstanden sein, wenn er aber im vorliegenden buch versorgungs- und kommunikationssysteme menschlicher ansiedlungen oder anderswo erdgeschichtliche

¹⁸² Klaus Theweleit: 'Männerphantasien' (2 bände, Frankfurt/M. 1977 und 1978)

¹⁸³ 'Fahrten und Abenteuer im Wohnwagen' (Neuaufgabe Stuttgart 2004, Seite 42)

¹⁸⁴ 'Süd-Ost-Europa ist erwacht' (Berlin 1938, Seite 282) – Von flugzeugen sagt er: "In diesem Punkt ist das Fliegen am besten dem Reiten vergleichbar; die gleiche Anpassung von zwei lebendigen Willen, die ihre eigenen Gesetze befolgen, das gleiche gegenseitige Sich-Einfühlen ineinander ist hier wie dort erforderlich." ('Ein Mann lernt fliegen', berlin 1933, seite 78)

¹⁸⁵ "Man stelle sich vor, auf einem Schiff zu sein, also auf einem großen lebenden Körper, der mit dem starken Schlagen seines Herzens allen auf ihm befindlichen Menschen etwas von seiner Kraft, von seiner Zielsicherheit mitteilt."

hintergründe des bergbaus analogsetzt mit biologischen organismen¹⁸⁶, korrespondiert dies in mancher hinsicht mit heutigen systemtheoretischen und humanökologischen überlegungen.¹⁸⁷ Dieses durchgängig implizite bedürfnis nach verbindung (statt nach abgrenzung) dürfte wesentlich beitragen zu der noch immer berührenden intensität seiner reportagen, selbst wenn es nur um technische zusammenhänge geht. – Und noch mehr: Hauser vermittelt momente von kreativität, vitalität und manchmal "grauenhafter"¹⁸⁸ schönheit in technischen zusammenhängen, vielleicht am nachdrücklichsten, wenn er im vorliegenden buch oder – detaillierter noch, aber zugleich sehr kritisch angesichts unmenschlicher, zerstörerischer arbeitsbedingungen¹⁸⁹ – in der reportage 'Schwarzes Revier' von arbeitsabläufen im hüttenwerk erzählt. Dieser kritisch engagierte und zugleich affektiv berührte blickwinkel aber ist unverzichtbar für unseren verantwortlichen umgang mit der technischen weiterentwicklung, die weitgehend noch immer hingenommen wird als übermenschliches geschehen. Weder zerstört "die technik" die seele des menschen, noch ist sie inbegriff des zivilisatorischen fortschritts; sie ist menschenwerk – wir entscheiden, wie wir umgehen mit technischen möglichkeiten!¹⁹⁰

Offensichtlich wird hausers starke neigung zu superlativen, übertreibungen, – zu idealformen ("das Wesen des echten Seemanns", "die echte Frau", "die deutscheste Werkstatt"¹⁹¹), ultimativen erfahrungen ("..wie nie zuvor", "..die ich je sah") und apodiktischen verallgemeinerungen. Größte offenbarungen von "Menschenwerk" sind ihm offenbar schiffswerfen, hochöfen und andere äußerlichlich überwältigend große phänomene. "Größe" ist bei hauser ein wert an sich, da stehen eine überdimensionale buddhastatue, die er in indien erlebt, eine werft, ein zeppelin am bodensee¹⁹², das meer, ein feldherr und die "nationale Erhebung" in deutschland nebeneinander – von der affektiven besetzung her offensichtlich austauschbar. Am ursprung stand vermutlich der kindlich-sehnsuchtsvolle blickwinkel auf den vater, der sich offenbar weitgehend auf distanz gehalten hat.¹⁹³ Dies könnte sich bei hauser

¹⁸⁶ In 'Schwarzes Revier' (berlin 1930, neuauflage bonn 2010). – Hauser wäre sicherlich begeistert gewesen über das Gaia-konzept von lynn margulis & james lovelock (lovelock: 'Das Gaia-Konzept. Die Biographie unseres Planeten', zürich/münchen 1991).

¹⁸⁷ Es gab zu jener zeit eine reihe von autoren, die – meist ambivalent: kritisch und euphorisch, wie auch hauser – über diese themen nachdachten. Differenziert und bis heute lesenswert ist zu diesem thema von arthur mendt: 'Die Technik in der Krise unserer Zeit' (berlin 1933), leider auch er mit deutschümelnden untertönen. Grundlegendere reflexion über auswirkungen des technischen fortschritts ging jedoch zumeist unter in der dichotomie der beiden mainstream-ideologien nazismus und kommunismus. Auch nach 1945 gab es hierfür kaum interesse, weder im westen noch im osten deutschlands. Eine der wenigen ausnahmen ist eugen diesel: 'Zivilisatorischer Firlfanz' (leipzig/berlin 2011: www.autonomie-und-chaos.de)

¹⁸⁸ 'Schwarzes Revier' (Neuauflage Bonn 2010, Seite 115)

¹⁸⁹ Etliche beobachtungen und reflexionen hausers in diesem zusammenhang machen vorstellbar, daß er durchaus auch "links" hätte stehen können: "Ja, jetzt verstehe ich, woher der Bolschewismus kommt. Bin ich nicht überhaupt schon selber Bolschewist?" – Siehe auch hausers übersetzung des pro-sowjetischen berichts 'Lügen über Rußland' (Berlin 1933) seines freundes liam o'flaherty (in dem es übrigens auch rassistische, sogar judenfeindliche äußerungen gibt).

¹⁹⁰ Hierzu paßt ein hinweis auf robert m. pirsig: 'Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten' (frankfurt/M. 1976).

¹⁹¹ "Dies ist in ihrem Wesen die deutscheste Werkstatt", schreibt er in 'Fahrten und Abenteuer im Wohnwagen' (1935; hier: stuttgart 2004, seite 101) über die motorenfabrik Maybach in friedrichshafen am bodensee.

¹⁹² in 'Fahrten und Abenteuer im Wohnwagen'

¹⁹³ Im vorliegenden buch finden sich eine fülle entwicklungspsychologisch revanter belegstellen, die an dieser stelle nur ausnahmsweise referiert werden können. Grith graebner (a.a.o.) hat weitere hinweise auf hausers sozialisationsumstände zusammengetragen. – Der regressive anteil einer derartigen orientierung an idealen, an

verbunden haben mit jener radikal gegenwartsbezogenen affektivität, wie sie kinder haben, – aber auch viele künstler. Heinrich hauser gelingt es, erfahrungen auf grundlage solcher präsenz zu formulieren und dadurch sein publikum teilhaben zu lassen. Über seine filmaufnahmen auf der reise mit der *Pamir* schreibt von seiner aufgabe, "Spannung zu erzeugen in einem Film, der eigentlich gar keine Handlung hat. Spannung nur durch die Zergliederung eines alltäglichen Vorgangs in tausend exakte Einzelheiten." ¹⁹⁴

Im mittelpunkt seines selbstgefühls stand vermutlich leiblich-ganzheitliche erfahrung von arbeit: sowohl das verstehen handwerklich-technischer abläufe als auch die unter entsprechenden arbeitsbedingungen mögliche lustvolle befriedigung durch das arbeiten. ¹⁹⁵ Er gibt hinweise auf das leid von arbeitern unter unterdrückerischen arbeitsverhältnissen, andererseits finden sich auch momente von ideologischer heroisierung der arbeit, aber beides bleibt peripher. Intentionaler beweggrund seines lebens ist sein individuelles verhältnis zu den sinnlich-konkreten phänomenen der welt.

Wenn hauser bei aller achtsamen beobachtung auf sozialer umstände letztlich keine schlüsse zieht aus der von ihm durchaus beobachteten zunehmenden entfremdung und bürokratisierung der arbeitssituation, steht dahinter kein ideologischer schulterenschluß mit den kapitalistischen interessen der arbeitgeber ¹⁹⁶ als vielmehr seine eigene idealistische vorstellung von arbeit als sinn des lebens, als selbstverwirklichung, – unabhängig von der frage nach dem profit eines kapitalisten. ¹⁹⁷ Woanders betont hauser: "Bei dem Leben auf See empfinde ich als großen Reiz immer wieder den Zustand der Geldlosigkeit. Es erscheint mir jetzt ganz ekelhaft, wie man an Land zwanzigmal am Tag sich mit Geld befassen muß, immer und überall bezahlen." ¹⁹⁸

Seine hingabe ans leben führte ihn bekanntlich in sackgassen, – nicht nur die der rassistischen und nazistischen ideologeme. Jedoch verrät hauser bei seiner lebenslangen, offenbar zeitweise verzweifelten suche nach bindung, geborgenheit, zugehörigkeit, also auch nach identifikation mit einer lebenssituation, letztlich nie seine wohl tiefinnere orientierung an einem nichtentfremdeten, ganzheitlichen, authentischen leben. ¹⁹⁹

"wahrheit" bekommt oft – nicht jedoch bei hauser! – ideologische eigendynamik und wird unter anderem zu dem von theodor w. adorno beschriebenen *Jargon der Eigentlichkeit*.

¹⁹⁴ *'Die letzten Segelschiffe'* (Berlin 1931, hier: Berlin 1957, Seite 51)

¹⁹⁵ Besonders eindrücklich wird das in seinem bericht über den aufbau der völlig verwahrlosten farm: *'Meine Farm am Mississippi'* (berlin 1950)

¹⁹⁶ "Ich begreife wohl: die Macht des Kapitals wird nur mit Gewalt zu brechen sein", schreibt er im zusammenhang mit dem streik im hüttenwerk, – wobei eine gewisse antikapitalistische attitüde allerdings auch zu den ideologischen grundlagen der nazis gehörte.

¹⁹⁷ Ein ansatz, der sich zu jener zeit beispielsweise auch bei dem bedeutenden zionistischen arbeiterführer aharon david gordon findet: *'Erlösung durch Arbeit'* (berlin 1929).

¹⁹⁸ *'Die letzten Segelschiffe'* (berlin 1931, hier: berlin 1957, seite 50) – Dieses lebensgefühl betont er im vorliegenden buch bereits für die zeit als seekadett an der marineschule: "Stoff sein, der geformt wurde für einen hohen Zweck. Je stärker die Hingabe, desto besser die Form. Keine kleinlichen Sorgen mehr um Geld, um Essen, verschwunden der ewige Kampf der nicht gemachten Schularbeiten."

¹⁹⁹ Angesichts seiner im werk dokumentierten vibrierenden aktivität bis fast ans lebensende und der daraus erwachsenen vielfalt von intentionen, projekten, die im grunde mehrere leben füllen könnten, aber auch im hinblick auf zeitzeugenaussagen, die von grith graebner (a.a.o.) dokumentiert werden, kam mir der gedanke, daß bei hauser die

Trotz der teilweise fast ethnografischen dichte und präzision seiner darstellung muß nicht unbedingt alles berichtete im platt realistischen sinne stimmen; seine begabung zum ausspinnen von seemannsgarn oder "*romantischen Geschichten*" ist offensichtlich und wird explizit von ihm erwähnt. Authentisch und damit von zeitgeschichtlichem wert aber bleibt die haltung des protagonisten, sein blick auf sich selbst und die welt.

Aber wozu das alles? Wozu der hochtrabend berichtete "*Krieg gegen die Schule*", wozu all die späteren kämpfe und kriege? Hauer schreibt in seinem vorspruch: "*Es geht mir sonderbar: Ich marschiere mit der Nation, ich bin Teil von ihr, ich habe die gleiche Richtung. Aber ich kann nicht in der Kolonne marschieren, habe in der Kolonne schon früher immer falschen Tritt gehabt. Diese Blätter sind der Versuch eines unpolitischen Menschen, sich in einen politischen Menschen zu verwandeln!*"²⁰⁰ – Diese blätter (also das vorliegende buch) dokumentieren den versuch eines offensichtlich narzißtisch erheblich verwundeten, dabei höchst vitalen und kreativen jungen mannes, sich zu orientieren in gesellschaftlich-politischen umwälzungen seiner zeit und heimat in ihnen zu finden. *Kampf*, das meint vorrangig seinen inneren kampf, der immer neu auf äußere konstellationen projiziert wird. Also ein verlängertes pubertätsdrama? Das auch, aber was hat hauser draus gemacht – !

Die ausführlich dargestellte soziale situation auf dem frachtdampfer 1922/23 ermöglicht einen blick in die kinderstube der demokratie: zwischen genuinem arbeitsethos, emanzipation von arbeiterinteressen gegenüber dem arbeitgeber und platt-egoistischen impulsen mußte jeder werktätige seinen eigenen weg finden. Dazu kam der irrsinn der inflation. Auch aus heutiger sicht ließen sich keine *einfachen* erklärungen und lösungen für die damalige politisch-gesellschaftliche umbruchsituation finden.

Wie sollte sich ein junger mann jahrgang 1901 sich abgrenzen von einer erwachsenenwelt, die in trümmern lag? Auf welche weise sollte er aus solcher abgrenzung sein eigenes erwachsensein entfalten? Im vorliegenden buch schreibt hausers protagonist: "*Das ist der schwerste Kampf, den wir zu führen haben: der Kampf gegen die Trägheit. Seit zwanzig Jahren ist der Bürger nicht mehr zur Ruhe gekommen, alle seine festen Stellungen wurden erschüttert oder aufgerollt. Aber immer wieder sucht er sich festzusetzen, sich einzuwühlen, seine Ruhe will er haben! Das darf nicht sein, der Kampf muß weitergehen; wir werden die fatale Neigung*

sogenannte *Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS)* vorgelegen haben könnte, – nicht jedoch verstanden als krankheit, sondern gemäß einer hypothese von thom hartmann als genetische besonderheit, die bis zu den jägern und sammlern der steinzeit zurückzuführen sein könnte, – also eine besondere anlage, die sich nur unter unseren zivilisierten lebnesumständen selten nutzbar machen läßt. (Thom Hartmann: *'Eine andere Art, die Welt zu sehen'*, lübeck 1997, sowie spätere arbeiten.) Möglicherweise empfand hauser selbst dementsprechende momente, wenn er im vorliegenden buch einmal schreibt: "*die neue Rassigkeit will kürzere Nervenbahnen, schnellere Reaktionen, Jägerinstinkte*".

²⁰⁰ Dieser werbetaktisch zu verstehende vorspruch, ein kleiner, inhaltlich belangloser briefwechsel mit dem verleger eugen diederichs, wurde nicht in die neuausgabe aufgenommen.

unsres Volkes, sich sicher zu fühlen, Fett anzusetzen, zu verkalken, noch gänzlich überwinden müssen." – Er erhebt den "kampf" zum prinzip!

Dennoch meint *kampf* bei hauser an keiner stelle zerstörung, sondern ist im kern immer ein ringen um bestimmte inhalte. Hausers bericht *'Meine Farm am Mississippi'* ist ein einziger hymnus an den intelligenten, von lernfähigkeit, ausdauer, entscheidungskraft, mut und lebensfreude bestimmten kampf in den an schwierigkeit kaum überbietbaren lebensumständen der wildnis des mississippideltas. Zu diesem zeitpunkt haben er und seine frau bereits ein *"fünfjähriges Ringen in Glück und in Leid"* auf der ersten farm im staat new york hinter sich.²⁰¹ Mit kampf assoziiert hauser in den jahren zuvor die unablässige schwere arbeit im ruhrgebiet²⁰², auf hoher see²⁰³, in diversen jobs in den USA. Über *politischen kampf* denkt heinrich hauser lebenslang nur sehr pauschal nach. Zeitweise war er sich über das manchmal fragwürdige seiner impulse offensichtlich bewußt: *"Blindwütig, in verzweifelterm Entschluß, zu meinem Schiff zu kommen, stoße ich mir Bahn, immer an der Wand entlang, die ganze Länge des Tunnels hindurch. Ein höchst lächerlicher und überflüssiger Kampf, kennzeichnend für vieles, was ich im Leben unternommen habe."*

Gegen ende unseres buches erklärt sich hauser die typische verspießerung seiner ehemaligen jugendgefährten mit der *"Enge des deutschen Raums"*; dieser stellt er die weite des meeres, der südlichen länder und die imperialistische *volk ohne raum-ideologie* der nazis gegenüber, – da wird offensichtlich, wie er sich zunehmend verstrickt in ideologeme, die er im späteren leben nur noch variieren oder gegeneinander austauschen wird.

Die von hauser beschworene sehnsucht nach der ferne mit immer neuer heißer erwartung auf das staunende ankommen *"an fremden Gestaden"* bei seeleuten – ist das nicht eher (zumindest bei ihm selbst) die inszenierung eines ankommens auf der erde, das manche menschen nur in solcher ausdünnung und zugleich intensivierung ertragen können? Vielleicht manchmal sogar im sinn eines wiederholungszwangs: daß ein ankommen auf der erde, das zuvor – in der kindheit – vergeblich blieb, endlich gelingen möge?²⁰⁴ (Subtilste assoziation hierzu wäre eine hypothese sándor ferenczis über den phylogenetischen schritt der wasserbewohnenden tiere aufs land.)²⁰⁵

²⁰¹ *'Meine Farm am Mississippi'* (Berlin 1950, Seite 200)

²⁰² Im vorliegenden buch, ausführlicher noch in *'Schwarzes Revier'*, geht der *"Kampf mit dem Eisen"* satz für satz über in die schönheit der dort zum ausdruck kommenden naturgewalten. *'Schwarzes Revier'* (berlin 1930, neuauflage bonn 2010) verbindet fotografien und text einer reportage zum ruhrgebiet von 1929 mit erinnerungen aus seiner arbeitszeit in diesem bereich zehn jahre früher. Letztere wurden in verkürzter form integriert in das vorliegende buch.

²⁰³ In *'Die letzten Segelschiffe'* beschreibt er den für uns außenstehende wohl niemals vorstellbaren kampf gegen die orkanartigen winde um kap horn. Auch hier wird deutlich, daß solche situationen für ihn *leben pur* sind, heute nennen wir das *eustress*.

²⁰⁴ Vgl. Guido Mohammad Jafar: *'Aufzeichnungen eines Suchenden. Der nicht >sterben< will'* (Leipzig ²2010: www.autonomie-und-chaos.de)

²⁰⁵ Sándor Ferenczi: *'Versuch einer Genitaltheorie'* (1924, in: *'Schriften zur Psychoanalyse II'*, Frankfurt/M. 1972, Seite 317-400)

Hier liegt möglicherweise eine geheime tür zu einer tiefenschicht heinrich hausers, zu der auch die etwas rätselhafte freundschaft mit dem poetisch-mystischen universalgelehrten hans jürgen von der wense gehören könnte. Wense, ein weiser, der lebenslang nicht "erwachsen" wurde, schreibt in einem brief an hauser (1954): "Alles was die Menschen bisher geschafft haben, alle Weisheit, Wissenschaft, Religion nur Illusio, Träumerei, Selbstbetrug (...) – der Mensch als das allerletzte und jüngste Kunststück der Natur noch ziemlich nebensächlich, da Milliarden von Jahren die Sonnen und Erden auf- und untergingen mit wahnsinnigen Landschaften und Schöpfungsträumen, die kein Auge geseh'n hat – sie lebt durch und für sich und dieser selbstgefällige Mensch glaubt, für ihn und auf ewig. Wir sind eben nichts als Mitwelt."²⁰⁶ – Im vorliegenden buch steht , in zusammenhang mit der arbeit am hochofen: "*Mein Gott, was ist das für eine Welt. Großartig, wunderbar, aber unmenschlich.*"

Viele jahre zuvor (1929) schreibt wense an hauser, in einem ebenfalls langen und sehr persönlichen brief: "Man muss aus jedem Werk im höchsten Sinn eine Seite herausreißen können u. sie muss vollkommen sein, eben sein. Es muss soviel Sinn haben, dass jeder Zweck sinnlos wird! (...) Ich warne nur weil du so gut zu mir bist; und wofür? Schliesse nicht von dir. Die Leute werden mich nie anerkennen, aus Furcht ihren Eigensinn zu verlieren."²⁰⁷ – Hauser wiederum hat eine von wenses wenigen veröffentlichungen zu lebzeiten in sein buch '*Noch nicht*' aufgenommen.²⁰⁸

Ein einziges mal im vorliegenden buch stellt hauser konsistent seine eigene lebensbewegung bis zum jahr 1933 dar: "*Ich verlor die Kaste der Seeleute, den eigentlichen und besten Kern meines Wesens, in dem verzweifelten Versuch, die Kaste jener Gesellschaftsschicht, der ich entstammte, wiederzugewinnen oder zu erhalten. So erlebte ich all die peinlichen Qualen, die ein Zwitterleben mit sich bringt. Tief in mir saß die Angst, es gäbe keinen Aufstieg, kein Weiterkommen mehr für mich, wobei ich Aufstieg stets als eine 'Karriere', als etwas rein Äußerliches auffaßte, nie als eine innere Entwicklung. Rein räumlich und an Welterfahrung fühlte ich mich weitergekommen als jene, die zu Hause geblieben waren. Aber meine alten Kameraden von der Schulbank und von der Marine her fanden sich besser zurecht. Wie Fische schwammen sie gewandt in den trüben Wogen der Inflation, des Verfalls der Sitten, während ich in diesen Wogen glattweg unterging und mich stets nur eben rechtzeitig noch wieder an Bord eines Schiffes rettete.*" – Ab jetzt sah er eine alternative: die nationalsozialistische "*Deutsche Revolution*" (so sein begriff).

²⁰⁶ Hans Jürgen von der Wense: '*Von Aas bis Zylinder, Werke 1*' (Frankfurt/M. 2005, Seite 333)

²⁰⁷ A.a.O., Seite 686.

²⁰⁸ Hans Jürgen v. d. Wense: '*Lied eines Mannes den seine Frau verlassen hat*', in: Heinrich Hauser: '*Noch nicht*' (Berlin 1932, Seite 116-118). Auch der titel dieses buches verdankt sich einem hinweis wenses ('*Geschichte einer Jugend*', München 1999, Seite 125), ebenso das motto der widmung ('*Von Aal bis Zylinder, Werke 1*', a.a.O., Seite 9/10). Zu wenses freundeskreis gehörte der komponist leo spies, mit dessen bruder, dem maler walter spies, hauser 1923/24 nach java reiste. Hausers erste freundin war beider schwester daisy spies, später eine bedeutende tänzerin und choreografin. Diese beziehung findet einen niederschlag in hausers erstem roman '*Das zwanzigste Jahr*' (Potsdam 1925). (Siehe auch <http://jean-claude-kuner.de/index.php/horspiel/walter-spies-ich-muss-auf-einen-sprung-weg/>)

Hilfreich, um hausers hoffnung auf den nazismus nachzuvollziehen, ist auch eine stelle im bericht über seine deutschlandfahrt 1935, als er erstmalig auf ein lager von *Hitlerjungen* trifft und über die national- und gegenwartsbezogene gemeinschaftlichkeit der jungen staunt: *"Infolgedessen wird diese junge Generation in ihrer Geschlossenheit, in ihrer inneren Sicherheit, in ihrer gemeinsamen Ausrichtung auf ein Ziel, rein äußerlich weit mehr bewirken als meine Generation. Wir sind die letzten, die noch dem Volk der Dichter und Träumer angehören. Die Jugend unseres Volkes ist wach, beinahe überwacht: kein Volk der Welt hat in so kurzem Zeitraum so starke Veränderungen seines Wesens erfahren."*²⁰⁹ – Er träumt, wie so oft, sieht nur, was er sehen möchte, aber ahnt und benennt momente einer sozialpsychologischen umgewichtung, die weit über 1945 hinausreichen sollte.

Kern seiner persönlichen gesellschaftsideologie war wohl eine überzeugung, die er in einem anderen buch auf den punkt bringt: *"In dem Erwachen des Kollektivbewußtseins seiner Bewohner liegt die Heilung. Man erfasse Sozialismus nicht als ein System von Dogmen und Theorien, sondern als jede Form, in der der einzelne zum Wohl der Allgemeinheit sich einordnet und unterordnet."* – Das allerdings war damals wohl konsens bei rechten wie linken und ist nur eine extremführung der "ganz normalen" gruppenswänge, wie sie bis heute am deutlichsten werden bei männlichen jugendlichen oder in der gern beschworenen "teamfähigkeit" im arbeitsleben. Für hauser war in diesem zusammenhang auch die demonstrativ, geradezu rituell inszenierte verachtung von arbeitskollegen angesichts seiner geringeren arbeitsleistung akzeptabel.

Manche passagen des buches machen vorstellbar, daß hauser zu einem prominenten NS-propagandisten hätte werden können, falls ihm an einer karriere- oder auch nur bequemlichkeitsorientierten anpassung an das NS-regime gelegen gewesen wäre. So war es eben nicht; hauser war zweifellos ein idealistischer nazi; er wollte sich definitiv noch 1938/39²¹⁰ für die von ihm sogenannte *"Deutsche Revolution"* engagieren. Jedoch wollten die maßgeblichen funktionäre der NSDAP ihn zu diesem zeitpunkt "weder eindeutig ablehnen noch befürworten". Grund waren seine in diesen jahren erschienenen bücher.²¹¹

²⁰⁹ *'Fahrten und Abenteuer im Wohnwagen'* (Dresden 1935, hier: Neuausgabe Stuttgart 2004, Seite 70)

²¹⁰ Noch das buch *'Australien – Der menschenscheue Kontinent'* (Berlin 1939) signalisiert seine verbundenheit mit der NS-ideologie eines *"Volk ohne Raum"* (seite 5-7; gemeint ist deutschland) und der *"großen Rassenkämpfe der Zukunft"* (seite 220). Im januar dieses jahres stellt hauser einen (erneuten) antrag auf aufnahme in die Reichsschrifttumskammer; im märz dieses jahres äußert er sich in reportagen kritisch zu übergriffen von SA-leuten gegen juden, wird daraufhin zur Gestapo zitiert. Kurz darauf emigriert er in die USA. Nach seinen eigenen nachträglichen bekundungen war er allerdings bereits im januar 1939 zur emigration entschlossen gewesen. (Siehe zu alledem die umfassenden recherchen bei grith graebner, a.a.o., deren schlußfolgerungen ich allerdings nicht immer teilen kann.)

²¹¹ Siehe hierzu ausführlich bei grith graebner: *'Heinrich Hauser – Leben und Werk'* (aachen 2001, seite 342 ff). Hinweise zur rezeption des vorliegenden buches im NS-deutschland konnte ich leider nicht finden. Eine englische übersetzung des buches differiert nach angabe von graebner erheblich vom vorliegenden buch: *'Once your enemy'* (translated from the German by Norman Gullick, 1936).

Hausers an gruppenidentitäten und anpassung orientierter ideologischer überbau stand nämlich weitgehend unverbunden neben seinem affektiven menschenbild, seinem selbstgefühl, seinem konkreten verhältnis zum sozialen umfeld! Nachvollziehbar wird dies am ehesten durch die bereits angesprochene tiefgründige sehnsucht des zweifellos bindungsgeschädigten jungen nach sozialem angenommenwerden. So erwähnt er im zusammenhang mit der arbeit am hochofen: *"Unser Kampf ist so hart, wir müssen dabei so zusammenstehen, daß eine Gemeinschaft entsteht zwischen mir und diesen Menschen, zu denen ich sonst gar keine Beziehung habe, die ich sonst wohl gar nicht als Menschen betrachtet haben würde, sondern wie Tiere im Zoo."*

Immer wieder kollidiert hausers authentisch-induktive offenheit für konkrete erfahrungen mit seinem bedürfnis nach orientierung durch ein übergeordnetes weltbild. So wird seine idealisierung der gemeinschaft unter seeleuten relativiert durch die zweifellos realistische beobachtung: *"Die Abgeschlossenheit der Schiffsgesellschaft von der Außenwelt, das Leben dicht auf dicht, begünstigt den Zerfall in kleine, sich befehrende Gruppen."* Die unbefriedigenden erfahrungen mit seemännischen vorgesetzten werden umgehend aufgehoben durch eine neue idealisierung: *"Führer sein und dabei doch den Untergebenen ganz Kamerad, das kann nur einer, der als Herr geboren ist."* Solche *ad hoc*-ideologisierungen erinnern vielleicht nicht von ungefähr an die jedem bekannten kurzatmigen pädagogisch gemeinten rationalisierungen von erwachsenen kindern gegenüber.²¹²

Im gegensatz zu vielen anderen hat hauser dennoch in jeder sozialen, gesellschaftlichen, politischen situation weitestmöglich genuine intentionen verwirklicht. Durch diese lebenslang durchgehaltenen *und in seinen werken auffindbaren* dichotomien ermöglicht er uns ungewöhnliche einblicke in den untergrund der zeitgeschichte.

In einer heutigen rezeption heißt es über heinrich hauser: *"Der ganze Mann muss eine Wucht gewesen sein: ein Querkopf, ein Provokateur, rücksichtslos, ein Frauenschwarm, kantig, querulantisch. Dabei geradezu klischeehaft männlich: ruhelos, einsamkeitsbedürftig und reisesüchtig; sein Ziel, totale Unabhängigkeit und das Einssein mit dem Leben, immer nur für Augenblicke erreicht."*²¹³ Vergleichbare annäherungsversuche finden sich aus anlaß der neuentdeckung heinrich hausers häufig in den medien; seine affinität zum nationalsozialismus wird durchgängig heruntergespielt. Das hat durchaus methode. Deutsche autorInnen der zeit vor 1945 werden vom medialen meinungskonsens grundsätzlich den "guten" oder den "bösen" zugeordnet, anschließend wird alles an ihnen, was dazu nicht paßt, in windelweichen rhetorismen schön- oder schlechtgeredet. So bezeichnet ein literaturwissenschaftler heinrich hauser "als einen jener Autoren, die – gewollt oder ungewollt – der Tendenz zum Faschismus zu Beginn der dreißiger Jahre nichts entgegengesetzten. Ein Schicksal, das aber auch Kollegen wie

²¹² In seiner erst posthum veröffentlichten autobiografischen bilanz *'Zwischen zwei Welten'* (bonn 2012) zeigt sich, daß hauser sich lebenslang nicht befreien konnte von solchen reflexen, die immer untauglicher wurden zum verständnis politisch-sozialer veränderungen.

²¹³ Rolf-Bernhard essig: *"Naturwesen" und "Augenmensch"*, in: literaturkritik.de Nr. 6/ Juni 2002 (zitiert nach graebner)

Erich Kästner, Kurt Tucholsky oder später sogar Heinrich Mann traf. (...) Ergebniseitserklärungen wie die Widmung der Reportage *'Ein Mann lernt fliegen'* (1933) an Hermann Göring (und das in einem Buch des jüdischen S. Fischer Verlags) oder der sich autobiografisch gebende Roman *'Kampf'* (1934), mit dem sich Hauser in die „Bewegung“ hineinzuschreiben versuchte, zeigen ihn eben als anpassungsfähig und anpassungsbereit wie viele andere auch.“²¹⁴ In anderen veröffentlichungen gilt die sprachregelung, hauser habe sich anfang der 30er jahre in richtung auf die nazis "umorientiert", einen irrturn, den er bald darauf "entschieden revidiert" habe, bis hin zur intention, als exilant in den USA gegen die nazis zu kämpfen. Nicht nur seine biografin grith graebner behauptet, "Hauser konnte sich dem Druck der von oben erwarteten Darstellung vor allem in seinen Reiseberichten (...) nicht entziehen".²¹⁵ Belege hierfür kann sie trotz umfassendster rechenen nicht beibringen.²¹⁶ Häufig hebt sie ab auf unverfängliche kategorien, vor allem auf hausers *patriotismus* und *nationalismus*, seine orientierung am *preußentum* (letzteren führt er selbst allerdings erst in publikationen während seiner zeit in den USA an; auch dies nach graebners rechenen).

Mit einem schwärmerisch-kitschigen traumgemälde von *deutschlands schönheit* und den angeblichen heimatgefühlen deutscher seeleute wird sacht der propagandistische schwerpunkt des schlußteils eingeleitet. Auch dort kommen präzis beobachtete und formulierte passagen, vor allem zum selbstgefühl des jungen heinrich in einer zweifellos verstörten und auch ökonomisch desolaten gesellschaft im deutschland um 1931. Von manchen passagen seiner NS-rhetorik hätte noch goebbels lernen können. Aber auch diese sätze sollten wir ernstnehmen, um hausers authentische empfindungen und intentionen herauszulesen aus dem propagandakitsch. Im vorletzten kapitel beschwört hauser im aufmarsch der nazis (wohl beim "Tag der nationalen Arbeit" in berlin 1933) die apotheose der verschmelzung von welt (oder natur) und (deutschen) menschen (als "*Masse*"), dominiert von der (überväterlichen) "*Stimme eines Riesen*." – "*Eine seltsame Entrückung und Erhebung lagerte über dem [menschen-]Meer. Es war das Gefühl der eigenen Masse und Unendlichkeit, das jedes Atom in ihr erhob. Es war das gleiche Gefühl, das der Anblick des Meeres erzeugt, wenn man es zum erstenmal im Sturm erblickt.*"²¹⁷ – Hier wird die eigene soziale isolation und beziehungslosigkeit erlöst in der identifikation mit dem "*Menschenmeer*"; in der traumatherapie heißt sowas *opfer-täter-umkehr*. Darüberhinaus wird

²¹⁴ Walter delabar in: literaturkritik.de 10/2012 (http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=17045). Bereits in seinem nachwort zur neuauflage von *'Donner überm Meer'* (Bonn 2001) hatte delabar hausers affinität zu den nazis und speziell das vorliegende buch rhetorisch heruntergespielt. Hauser versuche in *'Kampf'*, "sein leben umzuschreiben", heißt es dort; in späteren texten fänden sich zwar "formelhafte Bekenntnisse zum neuen Deutschland, aber Hauser geht schnell auf Distanz." (Seite 204) – Und überhaupt, meint delabar, hat "keine Gesinnung und keine Haltung vor der Unterwerfung unter den Nationalsozialismus geschützt". (Seite 199)

²¹⁵ Graebner (a.a.O., Seite 360)

²¹⁶ Sie selbst präsentiert an anderer stelle funde, die auf hausers eigenverantwortlichkeit hinsichtlich seiner nähe zum NS schließen lassen. So sei nach einer beurteilung durch NSDAP-funktionäre im jahr 1939 "seine Auffassung über Ostpreußen (...) allzu westlerisch gefärbt und er ist nicht immer zum richtigen Urteil über führende Persönlichkeiten Ostpreußens gelangt" (a.a.O., Seite 346); dabei unterstützt dieses buch (*'Wetter im Osten'*) neben dem vorliegenden am deutlichsten die NS-ideologie (dennoch ist es lesenswert!). Auch der reisebericht *'Süd-Ost-Europa'* wurde nach einem von graebner gefundenem schreiben der Reichsleitung der NSDAP im februar 1939 "abgelehnt" (a.a.O., Seite 347). – Aus all dem kann ich nur den schluß ziehen, daß in seinem werk zu findende NS-propaganda nichts mit anpassung an die nazis zu tun hatte, sondern von ihm selbst genauso gemeint war.

²¹⁷ Sein augenzeugenbericht liest sich wie das exposé zu einem der NS-propagandafilme leni riefenstahls.

die seemännische erfahrung, hausers nach häufigem bekenntnis wertvollster sozialisationsfaktor, projiziert auf die in der NS-ideologie vorgegebene inszenierung von *größe*.

Hausers buch ist tatsächlich ein entwicklungsroman, in dessen mittelpunkt die verfestigung eines individuellen weltbilds steht. Sozialisationsbedingte momente suchen entfaltungs- und kompensationsmöglichkeiten im angebot der gesellschaftlichen tendenzen. Der verfestigung zu einem individuellen welt- und menschenbild (einer *theory of mind*) dienen affektiv besetzte kategorien, bei hauser (und vielen anderen) oft aus dem repertoire einer zu jener zeit grassierenden vulgär-romantik.²¹⁸ Und ob es uns gefällt oder nicht: grade dieser "politisch inkorrekte" journalistische entwicklungsroman ist wohl am ehesten schlüssel zur heinrich hausers persönlichkei. Von hier aus fügen sich die irritierend heterogenen momente von leben und werk zu einer individuellen gestalt.

Mir kam es hier nicht darauf an, den menschen heinrich hauser nach kategorien der sogenannten *politischen korrektheit* zu be- oder verurteilen wegen seiner pro-nazistischen, nationalchauvinistischen, rassistischen haltung, vielmehr versuche ich durch ihn und sein werk wieder etwas besser zu verstehen, wie es dazu kam, daß eine mehrheit deutscher menschen die verbrecherische katastrophe des NS mitgetragen haben.



Nichts leichter, als hausers ideologeme zum "*Geist des Kommunismus*", zu "*Unmännlichkeit*", zum "*Volkskörper*" und der "*Unbedingtheit von Befehl und Gehorsam*" (und andere) hohnlachend beiseitezuschieben; – wer sich auf den autor (in all seiner im buch deutlich werdenden inkonsequenz und hilflosigkeit) einläßt auch an diesen stellen, kommt ins grübeln. Denn allzuviele menschen haben an derlei "*geglaubt*" (auch so ein wort) und "*glauben*" heutzutage an vergleichbare schimären. Hausers werk kann dazu beitragen, beweggründe von NS-parteingängerschaft, von untertanenmentalität, autoritärem charakter, rassistus, fremdenfeindlichkeit in der damaligen deutschen bevölkerung nachzuvollziehen. Als untergrund solcher vorgeblich nur reaktionären stammtischparolen lassen sich empfindungen und bedürfnisse erspüren, die auch heutzutage existieren, nur mit anderen rationalisierungen. Solche aufmerksamkeit kann beitragen zu einer nach wie vor und mehr denn je nötigen *Erziehung nach Auschwitz*.²¹⁹

²¹⁸ "*Der wahre Modelltischler ...*" - als willkürlich herausgegriffenes beispiel bei hauser für den von adorno so genannten "jargon der eigentlichkeit".

²¹⁹ Theodor W. Adorno: '*Erziehung nach Auschwitz*' (in: GS 10.2, 674-690)

Exemplarisch wird in Hausers Buch deutlich, wie zu einem ursprünglicheren (um nicht zu sagen: phylogenetisch angelegten) Bedürfnis des Menschen, sich selbst als Mitglied eines Verbundes zu empfinden – einer Gattung, Rasse, Region oder Nation, eines sozialen oder beruflichen Standes –, wohl erst in der Neuzeit ein Selbstverständnis als Individuum, als "Persönlichkeit" trat. Kulturanthropologisch wird dies mit Giovanni Pico della Mirandola und dann mit der historischen europäisch-nordamerikanischen Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert verbunden, im gesellschaftlichen Ganzen ist die Entfaltung dieses Bewußtseins selbst hierzulande noch heute nicht abgeschlossen; entsprechende psychische Widersprüchlichkeiten zeigen sich in jeder gesellschaftlichen Übergangssituation in speziellen sozialen und politischen Konflikten.²²⁰

Eine für den Außenstehenden unbegreifliche Koinzidenz humanistisch-idealer und chauvinistisch-kriegsberauschter Momente in ein- und demselben Menschen, wie sie sich gerade im Deutschland vor 1945 häufig findet, könnte eventuell einer grundlegenderen sozialpsychologischen Pathologie entsprechen, eventuell einer intrapsychischen Polarisierung zwischen "binnensozialer" und "außensozialer Identität". David Riesman hatte unterschieden zwischen traditionsgeleiteter, innengeleiteter und außengeleiteter Persönlichkeitsentwicklung, wobei er letztere als heutzutage zunehmend dominierende Tendenz verstand.²²¹ Wie, wenn manche solcher individuellen und gesellschaftlichen Irrwege mit Konflikten von Momenten dieser drei Grundformen sozialer Persönlichkeitsentwicklung zusammenhängen? Zumindest bei Heinrich Hauser und Bernt v. Heiseler, zwei äußerst subtil beobachtenden und beschreibenden Autoren, lassen sich Riesmans drei Kategorien jedenfalls unschwer belegen.

In der vorliegenden Autobiografie des jungen Heinrich Hauser wird deutlich, wie entwicklungspsychologisch nachvollziehbare Empfindungen und Einschätzungen durch Abspaltung aller in das einmal gewählte Weltbild nicht hineinpassenden sozialen Momente kurs nehmen können auf eine letztendlich mörderische Ideologie. In Bernt v. Heislers autobiographisch gegründetem Roman *'Versöhnung'*²²² wird deutlich, wie pervertierter Idealismus, verfeinerte Lebensart (zu der auch eine geradezu auf Wolken schreitende christliche Religiosität gehören kann) von Adel und bürgerlicher Oberschicht zur taktischen Anpassung an diese mörderische Ideologie führte, der man sich zugleich ungreifbar überlegen fühlte. Jutta Ditfurth belegt in einer exemplarischen Studie²²³ vielfältige Korrelationen zwischen einer rassistischen (und jüdenfeindlichen) Tradition im deutschen Adel und nazistischer Ideologie. In Heislers Roman, 1953 zweifellos zur Rechtfertigung des deutschen Adels und Bürgertums geschrieben, findet sich natürlich kein expliziter Rassismus (mehr), "Kultur" dient aber auch dort

²²⁰ Über die ideologische Zurichtung des Begriffs *Persönlichkeit* schrieb Theodor W. Adorno: "Geopfert wird das Moment an Autonomie, Freiheit, Widerstand, das einmal, wie sehr auch ideologisch verdorben, im Persönlichkeitsideal mitschwang. Der Begriff Persönlichkeit ist nicht zu retten. Im Zeitalter seiner Liquidation jedoch wäre etwas an ihm zu bewahren: die Kraft des Einzelnen, nicht dem blind über ihn Ergehenden sich anzuvertrauen (...)" (*Glosse über Persönlichkeit*, in: *Stichworte*, GS 10.2, Seite 644).

²²¹ David Riesman: *'Die einsame Masse'* (Darmstadt 1956)

²²² Bernt v. Heiseler: *'Versöhnung'* (Gütersloh 1953)

²²³ Jutta Ditfurth: *'Der Baron, die Juden und die Nazis'* (Hamburg 2013)

offensichtlich dem zusammenhalt einer gesellschaftlichen schicht oder klasse: sie ist machtwerkzeug geworden.²²⁴

Wer sich auf die frühen bücher heinrich hausers tatsächlich einläßt, dem eröffnen sie bewußtseins-, empfindungs- und argumentationszusammenhänge jenseits allgegenwärtiger öffentlicher interpretationsraster. Aber es ist mühsam, schmerzhaft, oft ein bißchen ekelhaft, sich all diesen klischees auszusetzen, sie zu behorchen – also: uns auf die in uns selbst mitschwingenden momente solcher klischees einzulassen.²²⁵ – Genau das Gegenteil finden wir bei bernt v. heiseler (*'Versöhnung'*). Er gibt sich keine blößen, vermeidet peinlichst jede zweideutige formulierung, bewegt sich auf der höhe klassischer bildung, schreibt ein dramaturgisch großartiges, mitreißendes dreigenerationenepos – das jedoch in der tendenz eine mit mephistophelischer raffinesse komponierte NS-apologie darstellt!

Die bei hauser angesprochenen menscheitsgeschichtlichen, sozialen, sozialpolitischen und sozialpsychologischen probleme haben in den letzten hundert jahren eine fülle theoretischer reflexion gefunden. Angesichts einer flut mehr oder weniger abstrakt-fachwissenschaftlicher forschungen und theorien und medialer versatzstücke daraus scheinen wir längst über das bei hauser zu findende reflexionsniveau hinaus zu sein. Das aber dürfte ein irrtum sein; es sind meines erachtens probleme der weltbeherrschenden zivilisation (kapitalismus, industrialisierung, globalisierung, dienstleistungsgesellschaft, postmoderne), die in jeder generation neu wahrgenommen, reflektiert und diskutiert werden müssen. Und dies nicht nur auf der ebene fachwissenschaftlicher kongresse und publikationen, deren reflexiver gehalt oft nur noch intradisziplinär nachvollzogen werden kann, sondern von uns allen, von jedem menschen, der nach dem sinn und den möglichkeiten seines individuellen lebens fragt.

Komplexe phänomene (zumal im bereich der menschenwissenschaften) müssen von unterschiedlichen blickwinkeln aus betrachtet werden, um sie wenigstens annähernd angemessen nachvollziehen zu können. Trotz jahrelanger lektüre fortschrittlicher, engagierter, antifaschistischer, demokratischer publikationen konnte ich mir die sozialpsychologische situation in deutschland vor 1933 nicht vorzustellen. Das änderte sich erst, seit ich über publikationen gestolpert bin, die in der antifaschistischen diskussion ziemlich konsequent ausgegrenzt werden: konservative, reaktionäre, protonazistische literatur, und sie gelesen habe im ausdrücklichen bemühen, etwas von diesen mindestens anrühigen menschen zu verstehen.²²⁶

²²⁴ Siehe auch Elisabeth Plessen: *'Mitteilung an den Adel'* (Köln/Zürich 1976); Georg Munk: *'Am lebendigen Wasser'* (Wiesbaden 1952); Ludwig Renn: *'Adel im Untergang'* (Mexico 1944 und später).

²²⁵ Ähnlich bei ulla berkéwicz: *'Engel sind schwarz und weiß'* (Frankfurt/M. 1992). Siehe auch den film *'Hitler - Ein Film aus Deutschland'* (1977) von hans-jürgen syberberg sowie dessen umstrittenes buch *'Vom Unglück und Glück in Deutschland nach dem letzten Kriege'* (münchen 1990). – "Wer nicht wenigstens etwas zum Faschisten taugt, taugt auch nicht zum Widerstand gegen den Faschismus." (Peter brückner: *'Das Abseits als sicherer Ort'*; berlin 1980, s.66)

²²⁶ Dazu gehören unter anderem werner beumelburg, edwin erich dwinger (für dessen im selben verlag erschienene bücher hinten in *'Kampf'* erworben wird), hans zöberlein, natürlich auch *'Mein Kampf'*; auf der anderen seite autorInnen der sogenannten "inneren emigration", zu denen sich bernt v. heiseler zählte. Meines erachtens nah an

So entspringt wertkonservativer arbeitsethos wohl nicht nur bei dem jungen heinrich hauser durchaus redlichen und nicht verwerflichen empfindungen: *"Dabei ist doch das Schiff für uns das, was der Boden für den Bauern ist: Gesetz. [...] Es ist doch unser Schiff, ganz gleich, ob es dem Namen nach der Reederei gehört."* Der zutreffende hinweis kapitalismuskritischer arbeitskollegen, daß firmeninhaber diese haltung funktionalisieren zur eigenen gewinnmaximierung, war mit diesem existenziellen lebensgefühl kaum vereinbar. Auch in diesem zusammenhang läßt sich die wirkmächtigkeit der nazistischen arbeitsideologie nachvollziehen.

"Es ist ein Grundsatz, daß der junge Soldat zuerst 'gebrochen' werden muß, ähnlich wie ein wildes Pferd. Den Sinn dieses Brechens haben wir erst nach Monaten richtig verstanden, nachdem der letzte Tropfen Eigenwillen aus uns herausgepreßt war, nachdem wir unser 'Ich' ganz verloren hatten und aufgegangen waren in dem großen 'Wir'. Man nahm uns jedes Selbstbewußtsein und jeden Stolz, aber wir bekamen ein neues Selbstbewußtsein und einen besseren Stolz dafür zurück." – Diese methodik ist grundlage jedes armeedrills! Wir möchten sie heutzutage gerne nur islamistischen kreisen zuordnen, aber nicht anders funktionieren verbrecherische programmierungen von kindern im bereich der *Rituellen Gewalt*, auch in deutschland.²²⁷

Nicht belanglos ist auch der selbstverständliche, konsensuelle alltagsrassismus, den der junge hauser während seiner seefahrten als matrose ab 1922 erlebt, nicht in südamerika, nicht in niederländisch-indien (indonesien), aber in den britisch orientierten regionen südafrika und australien. *"Wir müssen das Land für die weiße Rasse bewahren"*, erfährt der protagonist in australien als durchgängige haltung der weißen. Heinrich hauser veröffentlichte 1939 den reisebericht *'Australien. Der menschenscheue Kontinent'*, in dem die dortige rassistische argumentation ausführlich vorgestellt wird – deutlich als hausers vorbild für deutsche verhältnisse gemeint. Auch der alltägliche rassismus gegenüber schwarzen in den USA scheint für ihn eine wertneutrale selbstverständlichkeit.²²⁸ – "Völkerpsychologische" interpretationen ersetzen bei hauser oft das aufs individuum bezogene psychologische nachdenken, – obwohl er gegebenenfalls anderen attestiert, eine "Persönlichkeit" zu sein.²²⁹ Auch dies entsprach dem öffentlichen bewußtsein.

Ernsthafte reflexion – unter verzicht auf heute konsensuelle ideologeme – gerade der letzten kapitel, die zweifellos eine nazistische lösung der gesellschaftlichen krise ventilieren, müßte auf peinliche analogien zur gegenwärtigen gesellschaftlichen situation stoßen. Überbürokratisierung, pseudo-demokratie, verdinglichte arbeits- und konsumwelt, zerstörung der infrastruktur der DDR nach der wende, eine ganze generation wirtschaftlich "überflüssiger"

hausers position war ernst v. salomon. Vielfach gebrochene ideologische gewichte, wie bei hauser, finden sich bei ernst glaeser.

²²⁷ Alison Miller: *'Jenseits des Vorstellbaren. Therapie bei Ritueller Gewalt und Mind Control'* (Kröning 2014)

²²⁸ *'Meine Farm am Mississippi'* (Berlin 1950)

²²⁹ In anderen werken wird hausers feine, mitschwingende mitmenschliche sensibilität deutlich – meist allerdings gegenüber frauen.

jugendlicher, immer mehr menschen werden an die ränder der gesellschaft gedrängt; – rechtspopulistische lösungsangebote und nationalistische feindbild-inszenierungen werden wieder lauter, nicht nur in deutschland.

Daß jemand wie der junge heinrich hauser zeitweilig bei den reaktionären, bei den nazis ideologische heimat gefunden hat, hat auch mit dem damaligen unvermögen der fortschrittlichen (menschenzugewandten, nichtrepressiven) kräfte zu tun, miteinander zu kooperieren und orientierungslosen jungen leuten nach 1918 affektiv berührende, nachvollziehbare und realistische perspektiven zu vermitteln.²³⁰ – Und wie ist es heute?

In dem vorliegenden entwicklungsroman²³¹ wird nachvollziehbar, wieso viele deutsche sich nach 1918 in ideologisierte, radikalisierte utopien geflüchtet haben: nationalismus, rassismus, arbeitsethos, technik, kommunismus. Hauser versuchte später in mehreren nur auf englisch erschienenen büchern, den amerikanern *das wahre deutschland* nahezubringen und seine position dem nationalsozialismus gegenüber retrospektiv neu zu bestimmen.²³² Sein letztes, posthum veröffentlichtes buch *'Zwischen zwei Welten'* dokumentiert das scheitern eines menschen, der es zweifellos lebenslang gut gemeint hat, der sich aber bis zuletzt nicht lösen konnte aus dem prokrustesbett seiner ideologeme. Darin dürfte er für sehr viele seiner generation stehen.

Die neigung, menschen (und andere phänomene des lebens) in kategorien zu sortieren und diese kategorien anschließend zu bewerten, ist keine erfindung von nazis, rassisten oder stalinisten, sondern ausdruck einer heutzutage allgegenwärtigen verdinglichung und entfremdung, die möglicherweise bereits phylogenetisch zur bewußtseinsentwicklung des menschen gehört und sich in der neuzeit zweifellos ausdifferenziert hat.²³³ Heinrich hauser versucht das *"Wesen"* von völkern oder *"Rassen"* zu verstehen wie das *"Wesen"* von arbeitszusammenhängen und berufen oder die funktion von maschinen; seine rassistischen (oder "völkerpsychologischen") verallgemeinerungen stehen vorrangig in diesem zusammenhang.²³⁴ Die platten elogen auf *"unser Volk"* (das deutsche) haben bei hauser (und vielleicht nicht nur bei ihm) eine psychische,

²³⁰ Siehe hierzu von albert lamm: *'Betrogene Jugend'* (berlin 1932; neuausgabe berlin 2012; www.autonomie-und-chaos.de)

²³¹ wie auch in dem mit ihm gedanklich korrespondierenden roman *'Notre Dame von den Wogen'* (jena 1937)

²³² *'Battle against time. A survey of the germany of 1939 from the inside'* (New York 1939), auch unter dem titel *'Hitler versus Germany'* (London 1940); *'Time was. Death of a Junker'* (New York 1942) variiert und ergänzt (nach graebner, a.a.o.) den inhalt des vorliegenden buches; *'The German talks back'* (New York 1945); *'After the year of the locust'* (Chicago 1947).

²³³ Hierzu gibt es umfassende forschungen und hypothesen aus dem kreis der *Kritischen Theorie* um max horkheimer und theodor w. adorno, aber auch aus anderen blickwinkeln, siehe z.b. von arthur koestler: *'Der Mensch – Irrläufer der Evolution'* (Bern und München 1978). Der soziologe und psychoanalytiker heinz kilian analysiert in seinem bis heute nicht angemessen rezipierten hauptwerk *'Das enteignete Bewußtsein'* (neuwied 1971) entfremdung und verdinglichung in unserer zeit als bereits in der kindheit durch mikrosoziale vermittlung erworbene heteronome identitätsstruktur.

²³⁴ Seine vielfältig-nuancierte aufmerksamkeit für menschen unterschiedlichster völker wird demgegenüber deutlich in anderen büchern, vor allem in *'Süd-Ost-Europa ist erwacht'*, 1938 bei rowohlt erschienen. Dennoch ist er auch dort jederzeit bereit, seitenlang referierte nuancierte spezifika hintanzustellen zugunsten eines wohl ad hoc selbsterfundenen nationalistischen klischees: *"Es ist kein Zufall, daß Bulgarien sich im Weltkrieg auf die deutsche Seite schlug; das Wesen beider Völker ist verwandt."* (Seite 175) - Basta!

selbststabilisierende funktion; um macht geht es ihm nicht. In einem konsequenten nächsten schritt würden dieselben ideologeme gefährlich, gegebenenfalls tödlich. Diesen schritt machen kultivierte, gebildete menschen in der regel nicht, derlei "wollen sie gar nicht, so haben sie es gar nicht gemeint", aber sie haben anderen durch ihre öffentlichen bekundungen die vorlage, die legitimation dafür geboten.

Rassistische argumentationen waren seit jeher ein flexibles rhetorisches werkzeug für alle möglichen emotionalen, ideologischen, politischen, materiellen interessen; zunehmende rassistisch-ideologisch begründete aggression ist gegenwärtige realität auch in europa: frankreich, ungar, ukraine, kurdistan, euskadi (baskenland) sowie islamistisch orientierte bürgerkriege und völkermorde anderswo. In deutschland entdecken rocker und hooligans ihre "männlichkeit" im gewaltbereiten aufmarsch gegen islamisten: auf zum neuen kreuzzug?²³⁵ Höchste sensibilität für zeitgemäße varianten und verkleidungen rassistischer ideologeme tut not.²³⁶

Tiefe erschütterung bekundet der protagonist am schluß des buches angesichts einer besichtigung des schlachtfelds von verdun; 1945 schicken er und seine frau aus den USA unermüdlich lebensmittelpakete an notleidende angehörige und freunde in deutschland; – äüßerungen persönlicher betroffenheit über die rund sechs millionen von den nazis ermordeten juden beschränken sich in diesem zusammenhang auf "*unvergeßlich furchtbare Bilder aus den Konzentrationslagern*".²³⁷ So tiefgründig hauser in mancher hinsicht unter schuld- und versagensängsten gestanden zu haben schien: seine propagandistische mitwirkung am NS-regime hat er offenbar komplett verdrängt – auch darin war er nun wirklich einer von vielen.²³⁸

Über die bewertung einzelner gesellschaftlicher gruppen hinsichtlich ihrer funktion in der nazizeit gibt es mittlerweile weitgehenden konsens. Leider hat dies zur folge, daß jede nuancierte reflexion über als "rechts" (gleichbedeutend mit "böse") definierte gruppierungen oder personen verdächtigt wird, diese rechtfertigen oder entschuldigen zu wollen oder ihnen anzuhängen; ein teufelskreis, in dem oft auch fachwissenschaftliche arbeiten verhaftet sind.²³⁹

'*Kampf. Geschichte einer Jugend*' beflissen zu übersehen, hat offenbar tradition. So sind in '*Süd-Ost-Europa ist erwacht*' (1938 bei Rowohlt erschienen) auf einer werbeseite am schluß die bei S. Fischer, Eugen Diederichs, Carl Reißner, Philipp Reclam und beim Safari Verlag bis dahin erschienenen werke hausers aufgelistet; unter dem Eugen Diederichs Verlag steht jedoch

²³⁵ Alice schwarzer: '*Männlichkeitswahn: von Köln bis Kobane!*' (FAZ 26. Oktober 2014) (<http://www.aliceschwarzer.de/artikel/maennlichkeitswahn-von-koeln-bis-kobane-317951>)

²³⁶ Vergleiche jutta ditfurths vortrag: '*Mythos Überbevölkerung - über das Verhältnis von Mensch und Natur*', gehalten am 16.12.2013 in zürich: http://youtu.be/UprP_8r0sqM.

²³⁷ '*Meine Farm am Mississippi*' (Berlin 1950, Seite 96)

²³⁸ In grith graebners biobibliografie lenken hinweise auf stellen in hausers werk, die explizit von juden handeln, von der problematik eher ab. Sicherlich war hauser kein "eliminatorischer antisemit" (goldhagen), und er hat auch juden geholfen, aber ein in der wolle gefärbter rassist war er zweifellos.

²³⁹ Dieselbe haltung findet sich auch in der fachlichen wie populären reflexion über sexualverbrecher oder über die gesellschaftliche realität der DDR.

nur *'Männer an Bord'* und *'Notre Dame von den Wogen'*. *'Wetter im Osten'* fehlt allerdings auch. – Heutzutage findet sich, wie bereits erwähnt, für dieses Buch (eines Autors, der mit anderen Werken derzeit wiederentdeckt wird) öffentlich kaum mehr als der Hinweis, Hauser habe sich mit ihm den Nazis andienen wollen. Das ist nicht ganz falsch; jedoch lädt es darüber hinaus Seite für Seite ein zum Nachdenken über sozialpsychologische, prozeßsoziologische, mentalitätsgeschichtliche Zusammenhänge jener Zeit – aus einem Blickwinkel, der in den bis zur Ermüdung gleichlautenden zeitgeschichtlichen Interpretationen der populären Medien fehlt; aber es ist dezidiert kein NS-ideologischer Blickwinkel. Wer sich nur aus den Zeugnissen "linker", "fortschrittlicher" und "antifaschistischer" Kräfte informiert über die Vorgeschichte des NS-Deutschland, wird bestimmte Aspekte der sozialhistorischen Realität nicht verstehen. Solche ideologisch bestimmte selektive Sicht ist einer der Gründe, wieso wir aus der Geschichte so wenig lernen. Robert Musil schrieb zu diesem Thema: "Die berühmte historische Distanz besteht darin, daß von hundert Tatsachen fünfundneunzig verlorengegangen sind, weshalb sich die verbliebenen ordnen lassen, wie man will."²⁴⁰

"Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung", sagte Herder. Zwischen unserem Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu einem größeren Ganzen und individuellen Impulsen ergaben sich seit Beginn der Menschheitsgeschichte unablässig Konflikte, die von unzähligen Denkern, Dichtern, Weisen und Politikern auf ihre Weise interpretiert wurden – und die Jahrhundert für Jahrhundert millionenfaches Blutvergießen mit sich bringen. Bestenfalls wird im Verlauf der Menschheitsgeschichte die Zahl derjenigen zunehmen, die fähig und bereit sind, individuell (*also ohne ideologischen Überbau*) soziale Verantwortung zu übernehmen. Heinrich Hausers mit weitestmöglicher Redlichkeit durchgehaltene Gratwanderung zwischen Ideologie und Authentizität, zwischen Bindung und Freiheit kann uns für solches Bemühen sensibilisieren.

*Zur Erinnerung an
den alten Seemann Max Milenk (Wuppertal 1978),
meinen Freund Guido Mohammad Jafar
und meinen Vater Harald.*

Mondrian Graf v. Lüttichau

²⁴⁰ Robert Musil: *'Das hilflose Europa'* (1922, in: Gesammelte Werke 8, Reinbek 1978, Seite 1075-1094, hier: 1076)

Weitere e-books (pdf) zu
Weimarer Republik und NS-deutschland
bei AUTONOMIE UND CHAOS

- > [Katalin Vidor: Alltag in der Hölle](#)
- > [Nora Waln: Nach den Sternen greifen](#)
 - > [Michael Brink: Don Quichotte](#)
 - > [Michael Brink: Revolutio humana](#)
 - > [Anna Schack: Das Haus Nr. 131](#)
- > [Martha Wertheimer: Entscheidung und Umkehr](#)
 - > [Martha Wertheimer: Maschine F 136](#)
 - > [Kurt Münzer: Jude ans Kreuz!](#)
 - > [Die Buchenwald-Bahn](#)
 - > [Friedrich Berg: Das Mädchen Fleur](#)
- > [Eugen Diesel: Zivilisatorischer Firlefanfz](#)
- > [Christa Anita Brück: Schicksale hinter Schreibmaschinen](#)
- > [Albert Lamm: Betrogene Jugend](#)
- > [Christa-Anna Ockert: "Den Hitler bediene ich nicht!"](#)
(Erscheint voraussichtlich anfang 2015)